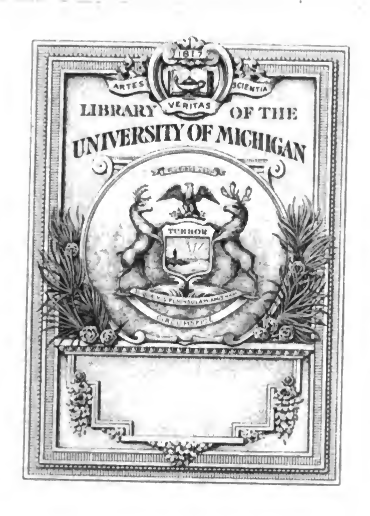
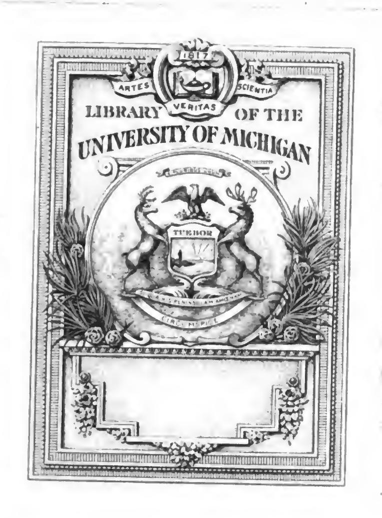

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



WEIMARISCHES
JAHRBUCH
FÜR
DEUTSCHE SPRACHE
LITTERATUR UND KUNST

HERAUSGEGEBEN

VON

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN

UND

OSKAR SCHADE.

II. BAND.

HANNOVER.

CARL RÜMPLER.

1855.

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU.

AMSTERDAM.
J. MÜLLER.

INHALT.

I.

AUGUST BUCHNER.

VON

H. v. F.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung der neuesten Zeit, dass die deutsche Litteraturgeschichte sehr viele Bearbeiter gefunden hat. Noch erfreulicher müsste es jedoch sein, wenn die Bearbeiter immer zugleich auch Forscher gewesen wären. Selbst die besten haben es leider nur zu oft verschmäht, eigene Forschungen anzustellen und sich mit dem Wuste der Überlieferung begnügt. Was hilft aber am Ende die geistreichste Behandlung des ganzen Ganges unserer Litteratur, oder eines einzelnen Zeitraums, oder einer besonderen Richtung, die sich in irgend einem Schriftsteller kundgibt, wenn die Thatsachen, von denen man ausgeht, theils unvollständig oder, was noch schlimmer, unrichtig sind? Unsere Litteraturgeschichten und Sammelwerke mit litterarhistorischen Notizen wimmeln von biographischen und bibliographischen Unrichtigkeiten. Leider trifft dieser Vorwurf selbst die besseren Werke, die fabrikartigen Unternehmungen dieser Art wollen wir erst gar nicht weiter in Betracht ziehen. Wollte man alle Bücher, welche sich seit den 80er Jahren mit deutscher Litteraturgeschichte befassen, berichtigen, so ließe sich gewiss ein ziemlich umfangreiches Buch daraus machen. Endlich muss aber doch einmal der

Überlieferung ein Ziel gesetzt werden, endlich müssen die Erb- und eigenen Sünden der Litterarhistoriker ausgemerzt werden, damit eine gründlichere Behandlung angebahnt und das Publicum zugleich besser belehrt wird.

Wer Belege zu dieser Behauptung sucht, mag das Leben und Wirken irgend eines beliebigen Dichters, der noch nicht Gegenstand besonderer Forschung geworden ist, gründlich selbst erforschen und dann Vergleichungen anstellen mit dem, was in größeren und kleineren Werken über ihn gesagt ist, und er wird meine Behauptung mehr oder weniger bestätigt finden.

Es ist ein hochfahrender Dünkel, jetzt schon die deutsche Litteraturgeschichte irgend eines Zeitraumes oder einer Richtung, geschweige denn aller Zeiträume, aller Richtungen auch nur bis Schiller als abgeschlossen zu betrachten. Selbst in jenen Zeiten, welche so fern von uns liegen, dass wir außer allen näheren Beziehungen zu ihnen stehen, sind die Darstellungen nirgend erschöpfend und tragen mehr oder weniger die Färbung subjectiver Ansichten und werden mit Urtheilen gemischt, die aus einer ästhetischen Theorie entspringen, welche man für die allein gültige Richtschnur hält.

Das bleibendere Verdienst haben bis jetzt alle diejenigen Werke, worin das Thatsächliche bis ins Einzelne erforscht und übersichtlich zusammengestellt ist und der Leser in Stand gesetzt wird, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Das Streben nach einer pragmatischen Geschichte des ganzen geistigen Lebens und Treibens unsers Volkes in seiner Litteratur ist zwar sehr anerkennenswerth, wird aber dann erst gerechten Anforderungen genügen können, wenn es auf Vorarbeiten sich stützen kann, welche Einer jetzt unmöglich allein zu machen im Stande ist. Glänzende Darstellungen, die an Gediegenheit streifen, überraschende Behauptungen, die sich durch Neuheit und geistreiche Wendungen geltend machen wollen, gelegentliche Vergleichungen mit den geistigen Erzeugnissen aller Zeiten und Völker, wohlgemeinte Winke und Warnungen für die Gegengenwart — werden freilich auch ihr Verdienst behalten: sie regen geistig an und leiten oft auf das hin, worauf es ankommt, aber — Geschichte im eigentlichen Sinne des Worts sind sie nicht. Denn wir wollen nicht wissen, was dieser und jener bei unserer Litteraturgeschichte denkt und zu sagen weiß, sondern was jeder sagen darf, sagen muss.

Die verschiedenartige Darstellung einer und derselben Zeit von verschiedenen, oft gleichzeitigen Schriftstellern verfasst, wo doch die Quellen zugänglich sind, muss schon misstrauisch machen; wie anders aber erst, wenn die Quellen minder offen daliegen oder erst mühsam aufgesucht werden müssen?

Jeder hat über Buchner geschrieben und was hat auch nur Einer von Buchner gewusst?

August Buchner war geboren den 2. November 1591 zu Dresden. Seit dem 16. November 1604 besuchte er sechs Jahre die Schule zu Pforta und studierte dann seit December 1610 zu Wittenberg. Hier wurde er 1616 Professor Poeseos und 1631 Professor Oratoriae. Er starb den 12. Februar 1661.

Buchner sprach und schrieb ein elegantes Latein, und erwarb sich durch seine lateinischen Vorträge, lateinischen Gedichte und Briefe, lateinischen academischen Reden und philologischen Arbeiten einen großen Namen. Er beschäftigte sich auch mit deutscher Poesie, machte deutsche Gedichte und hielt Vorlesungen über deutsche Dicht- und Verskunst. Letztere wurden erst nach seinem Tode herausgegeben und von ersteren ist nicht ein Dutzend zu seinen Lebzeiten gedruckt worden, und alle, bis auf eine kleine Sammlung, sind dem Inhalte und der Art der Veröffentlichung nach nichts weiter als ganz gewöhnliche Gelegenheitsgedichte!

Und dennoch galt Buchner für einen großen deutschen Dichter, Morhof[1]) nennt ihn sogar den größten seiner Zeit und Fleming[2]) meint bei der Kunde von Opitzens Tode (1639) und der trüben Aussicht auf die Zukunft der deutschen Poesie:

„Ist Buchner nur nicht todt, so lebet Opitz noch!“

Die Überlieferung dieses Ruhmes hat sich bis in unsere Tage fortgepflanzt, eine beispiellose Erscheinung! Das Fortleben derselben beruht nur in der bisherigen Unzulänglichkeit litterarischen Forschens, ihre Entstehung findet einzig und allein aus jener Zeit ihre Erklärung.

---

1) Morhofii Polyhistor, ed. Mölleri 1708. T. I. p. 333. Erat vir ille ad omnem nitorem literarum factus, Orator optimus et Poeta certe inter Germanos suo tempore princeps. (Morhof † 1691). — 2) Gedichte, Jena 1650. S. 188.

Vier Dinge vermochten damals schon einen großen Namen zu verleihen: classische Gelehrsamkeit, ein ehrenvoller Wirkungskreis, Ehren- und Gunstbezeigungen von Seiten der Höfe und freundschaftliche Beziehungen zu vornehmen Leuten und berühmten Männern.

Durch eine Reihe philologischer Arbeiten hatte B. dargethan, wie bewandert er in den Schriften der Römer und Griechen war: seine Ausgaben des Plautus, der Briefe des Plinius und des Thesaurus Eruditionis Scholasticae von Basilius Faber, hatten ihm einen weiten Ruf erworben. [3])

In seiner Stellung als academischer Lehrer erfreute er sich hohen Ansehens und bedeutenden Einflusses: achtmal war er Decan der philosophischen Facultät, dreimal Rector der Universität, in allen wichtigen Angelegenheiten bediente man sich seines Rathes.

Er stand mit vielen gelehrten, angesehenen und berühmten Männern in freundschaftlichen Beziehungen, wie sein Briefwechsel darthut. Er hatte sehr innigen persönlichen Verkehr mit Opitz. [4])

Endlich würdigte ihn auch der chursächsische Hof ganz besonderen Vertrauens und huldvoller Auszeichnung, wofür sich denn B. auf manche Weise erkenntlich bewies: er hielt eine lateinische Lobrede auf Joh. Georg I., als dieser das Zeitliche gesegnet hatte, und begrüßte in zierlichem Latein Joh. Georg II. bei seinem Regierungsantritte. Auch bei den Hoffesten des letzteren finden wir B. betheiligt. Als sich dieser vergnügungssüchtige, verschwenderische Churfürst im Nov. 1638 vermählte, verfasste B. ein Festspiel mit Ballet.

---

3) Der Rector Andreas Kunad sagt in seiner Leichenrede (s. Witten Memor. Philosoph. Decas VII. p. 391.): Sane nihil antiquitatum mores, nihil populorum instituta, nihil temporum continuerunt gesta, quod non ad amussim Buchnerus calluisset. Tullium cogitate, cogitate Platonem, Catonem mihi memorate, Buchnerus erit. Non Gallia eum, non Batavia, nec remotior quis ignorabat Sarmata.

4) Wie Buchner seinen Freund lobte, so wird es auch dieser nicht an Lobeserhebungen haben fehlen lassen. B. spricht ganz überschwänglich von Opitz, s. Epist. 51. (in Morhof Unterricht S. 387): Non potest ascendere altius Musa Patria, et necesse est ut acquiescat eo fastigio, quo tu collocasti. Interim te sequemur longe, et tua vestigia adorabimus: sic tamen non obscuri prorsus morituri.

Nur dem Zusammentreffen aller dieser Dinge verdankte B. seinen Ruhm, einen Ruhm, vor dem die Zeitgenössen einen solchen Respect hatten, dass sie nicht anders denken konnten als dass der Mann, der in der Wissenschaft und im amtlichen und geselligen Leben so hoch stand, auch eben so hoch in der deutschen Poesie stehen müsste.

Woraus sonst hätte sich der große Dichterruhm Buchner's herleiten sollen? Aus seinen deutschen Gedichten doch wahrlich nicht. Die wenigen gedruckten waren nur Gelegenheitsgedichte und noch dazu ganz gewöhnlichen Schlages, die nicht einmal über die Kreise derer, für die sie bestimmt waren, hinausgingen. Und die vier Lieder, die keiner äußeren Veranlassung, sondern einem inneren Antriebe ihre Entstehung verdanken, sind nur vier Blätter in Quart und ohne Angabe eines Orts und Jahrs und Verlegers gedruckt, also nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, ganz wie man jetzt etwas „als Manuscript“ drucken lässt zum Verschenken an gute Freunde [5]). Diese vier Lieder erschienen unter dem Titel:

„AUGUSTI BUCHNERI Nachtmal des HErrn. Nebenst etlichen andern Christlichen Getichten.“ [6])

Ob nun diese Lieder, selbst wenn sie die allgemeinste Verbreitung gefunden hätten, an und für sich irgend einen großen Dichterruhm erwerben konnten, möge jeder heutiges Tages beurtheilen, selbst wenn er die Ansichten und Anforderungen von Damals mitbringt. Sie lauten also:

Nachtmal des Herrn.

Ihr, derer Glaub nicht weiter geht
Als wo das Aug und Finger ihn hinleitet,

5) Wie sie denn auch seinem Schwager, dem chursächsischen Steuerverwandten Caspar Klengeln gewidmet sind.

6) Das einzige mir vorgekommene Exemplar befindet sich in der Zittauer Rathsbibliothek. Henning Witten in seinen Memoriae Philos. Decas VII. p. 396. führt dasselbe Büchlein an, aber mit dem Zusatze: „Wittenb. 1628.“ Die daselbst vorkommende „Trost-Schrifft ib. 1644. in 8°.“ ist in Prosa, s. Heyse's Bücherschatz Nr. 854. und die darauf folgende Schrift: „Weinacht-Gedancken. ibid. in 4°.“ ist vielleicht auch nur in Prosa — ich habe sie nie gesehen. Wenn das der Fall ist, so hat Neumeister aus beiden Titeln Einen gemacht, p. 19. heißt es nämlich bei ihm: „Weynacht-Gedancken und Nachtmal des Herrn. Wittenb. 4, 38 (i. e. 4°. 1638.)“

Beiseit, beiseit, zurückesteht!
Für dir ist nichts, du schnöder Hauf, bereitet.

Lasst anderswo spitzfündig sein
Und die Vernunft und scharfen Sinne spielen,
Hier ist nicht nur schlecht Brot und Wein,
Wir nießen mehr als was wir sehn und fühlen.

Es gehet nicht nein [7]) in den Mund,
Was seine Kost dem Leibe nur mag geben;
Der Tisch macht unsern Geist gesund,
Durch dieses Mahl der innre Mensch muss leben.

Das Brot in seinem Wesen bleibt,
Der Wein ist Wein, wie er in Kelch geflossen,
Geheimbter Art wie einverleibt
Das Fleisch und Blut, das Gott für uns vergossen.

Die fromme Thorheit gehet hin,
Und mästet sich bei der so edlen Weide;
In ihr entsteht ein neuer Sinn,
Sie weiß nichts als von lauter Himmelsfreude.

Sie ziehet ihren Meister an;
Was Welt nur heißt, zun Füßen sie ihr leget
Und klimmet bis zum Himmel nan [8]);
Der in ihr wohnt, von dem wird sie gereget.

Auf, meine Seel, und gürte dich,
Und steh gerecht, du sollst dein Pascha essen;
Dem grimmen bösen Wüterich
Dem bist du nun, wann du selbst willst, entsessen.

Des Glaubens Stab fass in die Hand,
Jetzt sollst du aus Egyptens Kerker gehen!
Brich auf, lass das verfluchte Land
Mit seiner Lust ihm selbst zum Urtheil stehen!

Wer ferner drinne bleiben kann,
Mag nicht mit uns des Osterlamms genießen,
Wir gehen hin in Canaan,
Da lauter Milch- und Honigbäche fließen.

Da bauen wir ein neues Reich
Und eine Stadt, die kein Feind wird bezwingen,

7) hinein. — 8) hinan. —

Die Zeit selbst nicht, und wann auch gleich
All Höllenmacht auf sie nein wollte dringen.

Von Jaspis ihre Mauren sein,
Die Thürme drauf von lauteren Topassen,
Des feinsten Goldes reicher Schein
Leucht überall durch die saphirne Gassen.

In klare Perlen sind die Thor
Und zwölfe zwar, ganz meisterlich, gehauen;
Man siehet keine Riegel vor,
Auch keine Wacht, den Feinden aufzuschauen.

Es ist da immer Fried und Ruh
Und stete Wonn und ewiges Wolleben;
Man singt und jauchzet immerzu
Dem, der uns Heil und Sieg und Kraft gegeben.

Da geht die auserwählte Schaar
Und hat das Haupt mit Kränzen rings umleget;
Gott selbst ist Tempel und Altar,
Zu welchem man die keuschen Opfer träget.

Da ist kein Morgen und kein Heut,
Und Jahr und Tag, die das Gestirn regieret;
Ein unerschöpfet Ewigkeit
Aus seiner Schoß [9]) Gott unser Licht gebieret.

Geiz, Ehbruch, Mord sind ausgejagt,
List und Betrug darf sich nicht sehen lassen;
Der Neid, der sich am meisten plagt,
Ist auch verbannt und die stets müssen nassen [10]).

Fromm, still, gerecht und nüchtern sein,
Das ists das uns zu Bürgern da kann machen;
Wer sein Fass hier behalten rein,
Der kömmet dort zu groß und hohen Sachen.

Darum wer da will kommen hin,
Muss aus der Welt und seinem Fleische springen,
Und Gott ergeben seinen Sinn.
Der Will ist da: HErr, gib du das Vollbringen!

---

9) Die Schoss, wie noch jetzt in Schlesien. —
10) Nass sein müssen, d. i. die Säufer.

Der Christen Schiffahrt.

Unser Leben ist ein Meer,
Die Begierden sind die Wellen,
Die sich grausamlich aufschwellen
Und uns werfen hin und her.

Bricht ein Ungelücke rein,
Ist es als ein Sturm zu achten;
Unser Port, darnach wir trachten,
Ist hier Ruh, dort selig sein.

Wer ist aber Steuermann?
Unser Glaub und weise Seele.
An des starken Ankers Stelle
Ziehen wir die Hoffnung an.

Christus ist der Angelstern,
Nach dem wir die Fahrt anstellen;
Fröhlich brechen wir die Wellen,
Sehen wir ihn nur von fern.

Dannoch aber hat es noth,
Dass man wohl und unverletzet
Komme durch, weil auf uns setzet
Mancher offenbarer Tod.

Wollen wir recht laufen ein,
Allem Ungemach entgehen,
Musst du, Christus, uns beistehen,
Schiffer, Rudel, Anker sein.

Das Mittel das beste.

Wer sich in der Mitten hält
Und nicht strebt nach hohen Sachen,
Wird nicht leichtlich umgefällt
Oder seines Feindes lachen.
Wär er unberühmt im Land,
Ist er ihm doch selbst bekannt.

Trifft nicht eh des Donners Knall
Starke Thürn und Fürstenhäuser
Als ein arme Hütt und Stall?
Bleiben nicht die kleinen Reiser,
Wann der Nord sich auf sie richt,
Der die hohen Tannen bricht?

Wer nicht Schiffbruch leiden will,
Liebt das Ufer, schifft bei Rande.
Wer das Glücke fürcht, ist still,
Bleibet in dem niedern Stande.
O wie selig, der allein
Ihm sein Herr und Knecht mag sein!

Ob sich gleich für deiner Hand
Das und jenes Meer verneiget[11]);
Ob sich gleich viel Volk und Land
Unter deinem Scepter beuget,
Und die ungezähmte Macht
Alles ihr zu Diensten bracht:

Wann du dich nicht meistern kannst,
Den Begierden bist ergeben
Und nur füllest deinen Wanst,
Musst du stets ein Sclave leben.
Dann der sich selbst zwingen kann,
Der ist ein recht freier Mann.

Sollt ich nun bemühet sein,
Ehr und Reichthum zu erlangen?
Andre trieg ihr falscher Schein,
Ich will ihnen nicht nachhangen.
Gott der ist mein höchstes Gut:
Wo mein Schatz, da ist mein Muth.

Gemeiner Irrthum.

Ach, wie irren wir so sehr
Hier auf diesem wilden Meer!
Alle wollen selig sein,
Wenig schicken sich darein.
Wer trifft doch die rechte Bahn?
Wer greift doch das Werk recht an?

Der auf schöne Blumen denkt,
Sich nicht zu den Klippen lenkt;
Der auf Steinwerk ist bedacht,
Sich nicht in die Gärten macht;
Und wer fischet auf dem Feld,
In den Seen Lerchen stellt?

Was durchlaufet ihr das Land?
Ihr habt alles in der Hand.

---

11) Im Drucke verenget.

Was hängt ihr euch an die Welt,
Die uns nur zum Fall bestellt?
Unser Hirte Jesus Christ
Einig allen alles ist.

Ach, was soll dem falschen Wahn
Ich für einen Wunsch thun an?
Dass sie stündlich sein bedacht,
Wie sie werden groß gemacht,
Und das (*leg. in*) Gold, den theuren Koth,
Setzen ihren Trost in Noth.

Nachmals, wann sie gleich als matt
Von den Sorgen und jetzt satt
Ab der falschen Güter Last
Finden weder Ruh noch Rast,
Nehmen in den Augenschein,
Welchs die wahren Schätze sein.

Diese Gedichte sind bisher unsern Sammlern und Litterarhistorikern unbekannt geblieben.

Von den übrigen Gedichten [12]), die ich bis jetzt kenne, verdient nur ein einziges Beachtung. Es ist eine Ode, die B. als Beispiel der dactylischen Versart [13]) in seiner Anleitung Zur Deutschen Poeterey (Wittenberg 1665.) S. 149 und 150. anführt:

---

12) Es sind Gelegenheitsgedichte — es mag genügen, ihre Anfänge mitzutheilen:

Auf, Wittenberg, du Churstadt deiner Städte (Ode)
Ist's nun um dich geschehn — ach! dass ich nicht soll schweigen (Leicheng.)
In angenehmer Ruh, in stiller Einsamkeit (Ehrengedicht)
Ob die Musen zwar
Auch das graue Haar (Hochzeitged.)
Sollt ich das große Lob, den königlichen Schein (Sonett)
Wollen wir uns überheben (Ode)

13) B. galt für den Erfinder der Dactylen. Neumeister de poetis germ. 1695. p. 19 sagt von ihm: Teutonico in carmine Dactylum eleganter currere primus docuit. Diese Ehre lehnt er selbst ab und zwar also, Anleitung S. 151. „Ob nun zwart wol die Erfindung sowol der dactylischen als anapästischen Verse ihrer viel, auch theils um die deutsche Poeterei wolverdiente Leute uns zuschreiben wollen, wir auch gar gern gestehen, dass selbige wol zum ersten von uns wiederum hervorgesucht und auf die Bahn gebracht worden, so sind wir doch so gar ehrgeizig nicht, dass wir nicht gern gestehen

Lasset uns, lasset uns mindern im Garten
Heute der Rosen und Tulipen Zahl!
Wollen wir arme noch Morgen erwarten?
Sterbliche sind wir ja allezumal.
Die Blumen entstehen:
Wer säumet zu gehen?
Der Winter kömmt bald,
Bereifet die Wälder,
Schleift Wiesen und Felder
Und macht die blühende Sommerlust alt[14]).

Ach Gott, wie sind wir doch nimmer recht weise,
Wir das Geschlechte von Leime gemacht,
Dass wir nicht besser die letztere Reise,
Wie sichs gebührete, nehmen in Acht!
Ohn Sorgen zu leben,
Den Lüsten ergeben,
Da sind wir bemüht.
Was mag uns das werben?
Ein ewiges Sterben,
Welches die Seele zur Hölle hin zieht.

Lasset uns, Liebeste, lasset uns finden
Nicht nur wo Lust und wo Freude sich hält!
Lasst die Gedanken am Himmel sich binden,
Wie so gar selig ist der so die Welt
Zurücke gesetzet,
In Gott sich ergötzet,
Sich selbsten verlacht,
Der Erden obsieget,
An dem sich vergnüget
Was nicht nur Nebel und Schatten und Nacht!

---

wollten, dergleichen Art Verse müssten auch den Alten nicht unbekannt gewesen sein. U. s. w." Vgl. Koberstein Grundriss 4. Aufl. S. 574.

14) In der unechten Ausgabe der Anleitung, die unter dem Titel „Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst" Jehna 1663. erschien, lautet die erste Strophe also:

Lasset uns, lasset uns schauen im Garten,
Mindern der güldenen Tulipan Zahl!
Wollen wir armen noch morgen erwarten?
Sterbliche seind wir ja allzumal.
Nicht säumet zu gehen,
Die Blumen entstehen,
Der Winter bald kömmt,
Die Felder bereifet,
Die Wiesen zerschleifet,
Alle behägliche Lust uns benimmt.

und die 3. Strophe beginnt:

Lasset uns, Liebeste, lasset uns lenken
Nicht nur wo Lust und wo Freude sich hält,
Unsre Gedanken aufs Himmlische schwenken ff.

Auch soll B. noch ein Morgenlied kurz vor seinem Tode abgefasst haben:

Der schöne Tag bricht an.

Das einzige Zeugniss dafür ist ein sehr unsicheres. [15])

Unsere Kenntniss von Buchner's poetischer Thätigkeit wird durch einen neulichen Fund erweitert und die Würdigung derselben sehr erleichtert. B. verfasste im J. 1638 ein Ballet: Opheus und Eurydice.

Durch den Stoff selbst war dem Dichter die Gelegenheit geboten, zu zeigen, wie heimisch er sich in der alten Welt fühlte. Dass er von so guter Gelegenheit fleißigen Gebrauch macht, kann man dem Kenner des Alterthums nicht verdenken, wol aber dass er wie ein lateinischer Professor Eloquentiae seine ganze Gelahrtheit auskramt, in den gesuchtesten, geziertesten Worten und Redensarten sich ergeht, und dadurch nicht allein dunkel und unverständlich, sondern auch völlig undeutsch wird.

Das Streben, bald recht zierlich, bald erhaben sich auszudrücken, artet oft in Schwulst und Bombast aus, und wird sogar zuweilen höchst geschmacklos und lächerlich. Obschon manchen Stellen sich ein freier Erguss des Gemüths, sogar Schwung nicht absprechen lässt, so macht doch das Ganze den Eindruck eines Machwerks aus dem Kopfe eines völlig verlateinten sehr gelehrten Rhetors.

Doch wir wollen das Ganze mittheilen und Jeder mag sich selbst überzeugen, ob auch hierauf und ob überhaupt auf Buchner's poetische Leistungen passt, was Gervinus in der „vierten gänzlich umgearbeiteten Ausgabe" seiner Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Ausg. (1853.) 3. Bd. S. 230 [16]) sagt:

„Es ist ein allgemeines Bedauern [17]), dass dieser Erfinder der deutschen Daktylen nichts Deutschpoetisches drucken ließ,

15) Wetzel, Hymnopoeogr. 1. Th. S. 134: „Er hat sich kurz vor seinem Ende das Lied: Auf meinen lieben Gott — vorsingen lassen, und selbst nach dessen Melodie im Meining. GB. A. 1711. den Morgengesang verfertiget: Der schöne Tag bricht an."

16) Dasselbe übrigens schon 2. Aufl. (1842) 3. Thl. S. 233. und sogar schon 1. Aufl. (1838) 3. Thl. S. 230.

17) Sonderbar! so spricht auch Neumeister vor anderthalb hundert Jahren, de poetis germ. 1695. p. 19. „Dolendum certe, virum illustrem nihil,

als wenige Gedichte, wie die Weihnachtsgedanken und das Nachtmahl des Herrn; und nach seinem Wegweiser zu urtheilen, war er auch fast der einzige Mann, der deutlich wusste, was er wollte, der, wie ihn Vinc. Fabricius aus Heinsius Munde lobt, ungezwungen, nicht niedrig, nicht stolz, und ohne ein pedantisch Färblein schrieb, der den Dünkel der Gelehrten seiner Zeit nicht theilte, der mit Fleiß und Sorgfalt überdachte ehe er schrieb, das nonum prematur in annum (wie Tscherning anerkennt) genau und nur all zu genau beobachtete, und dessen Zeilen man daher höher hielt als Anderer ganze Bücher."

Ballet.

Inhalt des ersten Acts.

Der Hirten treues Volk, der frommen Nymphen Schaar
Erfröhlicht wünscht Gelück dem neugefügten Paar
Und das ihm selber auch. Orpheus zum Tempel geht,
Um da zu beten an, indess ein Tanz entsteht
Auch in der Götter Ehr, Eurydice ihn führt,
Und eh man's innen wird, der Neid sich unterschliert [1]),
Wirft eine Schlang in Weg, Eurydice verletzt
Bald aus dem Reihen fällt, wird Lust und Lichts entsetzt.
Da reißet Alles aus. Iris vom Himmel kömmt,
Und dass es sterben kann, des Fräuleins Haar abnimmt [2]).
Dann kömmt auch Charon an vom bleichen Acheron,
Schifft seinen Todten ein und segelt so darvon.
Der Menschen Thun setzt um [3]) in Eil als wie ein Wind,
Dass mitten unter Lust sich oft ein Trauren findt.

Der erste Act

Ein Hirte.

Brich an, brich an, du werther Tag,
Der Ziel und Endschaft geben mag

---

ut scriptorum reliquorum, ita carminum inprimis Germanicorum, edidisse, vel saltem collegisse, praeter unicum, quod ego sciam, hac inscriptione: Weynacht-Gedancken und Nachtmal des Herrn. Wittenb. 4, 38." und weiß nichts von Buchner mitzutheilen als ein ganz erbärmliches Gelegenheitsgedicht, das er bis in die Wolken erhebt!

1) sich hineinschleicht, niederd. slüren, slären, slarren, einhergehen ohne die Füsse sonderlich aufzuheben. — 2) Durch das Abschneiden der Locke wird der Sterbende der Unterwelt geweiht. Was hier die Götterbotin Iris thut, kommt eigentlich der Proserpina zu (Virgil. Aen. 4, 698) oder dem Thanatos (Eurip. Alcest. 74). — 3) schlägt um. —

Den schweren Liebesschmerzen!
Schau, deine Ruh ist dir bereit,
Du Lust und Hoffnung unsrer Zeit,
Nun hast du Fug [4]) zu scherzen.

Ein ander Hirte.

Der harte Sinn ist beigelegt,
Die Lieb hat Gegenlieb erregt,
Treu wird belohnt mit Treue.
Dein selbst, du dir sich nun ergiebt;
Wohl dem der liebt und wird geliebt!
Das, Orpheo, dich freue.

Die Hirten alle zusammen.

Und wir singen dich drum an,
Dich du hochgeehrtes Paar.
Von der blauen Himmelsbahn
Hat der güldnen Brüder Schaar
Deines Gleichen nie geschaut,
Du edler Bräutigam und du gleich edle Braut.

Eine Nymphe.

Was willst du fliehen der dich sucht,
Du Morgensterren aller Zucht
Und Spiegel Fräuleins Jugend? [5])
Die Rebe muss nicht stehn allein,
Soll sie je tragen guten Wein;
So auch nicht deine Tugend.

Eine Andere.

Wer dich, Eurydice, nicht preist
Und noch weit mehr als selig heißt,
Ist von fast kalten Sinnen
Und all zu übel nur bericht.
Ein solches Thor-sein wolln wir nicht,
O Schöne, heut beginnen.

Die Nymphen alle zusammen.

Drum so singen wir dich an,
Dich du hochgeehrtes Paar.
Von der blauen Himmelsbahn
Hat der güldnen Brüder Schaar
Deines Gleichen nie geschaut,
Du edler Bräutigam und du gleich edle Braut.

---

4) Befugniss. — 5) Hs. Tugend. —

Orpheus.

Hört auf, ihr Götter, höret auf!
Könnt ich ein Mehrers bitten
Und mir auch schenken eure Macht,
Meins Wunsches Lauf
Zu seinem Zweck ist bracht,
Der werthe Dank erstritten:
Ich hab, ich habe dich, mein Leben,
Mein ganzer Muth und Sinn!

Eurydice.

Dein ist was ich bin!
Was wollt ich lieber geben
Dir, ander Ich, als mich?
O meines Herzens Trost und Wonne!

Orpheus.

Helle Sonne,
Lass mir nie brechen deinen Schein!
Durch dich leb ich allein,
Durch dich, o Band und Schlüssel meiner Seele!

Eurydice.

Selbst nicht die Hölle
Uns trennen soll samt allem Wüthen,
Das der taube, taube Styx verübt.

Orpheus.

Wer sich dir ergiebt und dich liebt,
Auf den wird stets ein Freudenmeer sich schütten.

Eurydice.

Der Thau das dürre Land erquickt,
Mich deine Gunst erneuet.
Wann mir nur blickt
Die Morgenröthe deiner Wangen —
Schau, wie sie prangen!
Da leb ich erst und bin erfreuet.

Orpheus.

Ich spür und sehe mein Gelück,
O Liebste, doch geht oft zurück
Und schläget um worzu man nicht gebeten
Der Götter Hülf und Rath: drum will ich für sie treten,
Zum Tempel gehen hin und ihnen Opfer bringen:
Dies soll mein Erstes sein.

Eurydice.

O seligs Band, das Gott selbst segnet ein!
Wir unterdessen wollen singen,
Die Götter gleichfalls rufen an.
Was uns trösten kann
Und unser krankes Herze laben,
Das alles sind des frommen Himmels Gaben.

Ein Schäfer.

Wir folgen dir, du Zier und Lust der Wälder,
Dein stet Geleit und treue Schaar,
Wir folgen dir, du keusche Lust der Felder.
Ein wenig steh beiseit und räume den Altar!

Voller Chor der Schäfer.

Dir unser Herz sich wendet
Und eilt den Göttern zu,
Viel heiße Seufzer sendet
Um die gewünschte Ruh,
Die dich heute soll umfangen,
Dir stillen dein Verlangen,
Du werther Orpheus du!

Eurydice.

Nymphen, meine Lust, folgt nach,
Fügt Hand und Hand, zu singen einen Reihen!
Was übertäubt der Zeiten Ungemach
Als Spiel und Tanz und gute Melodeien?
Doch was wir anjetzt begehn,
Ist nicht nur Lust, es muss für Opfer stehn. [6])

Nymphe.

Schaff, Fräulein, und befiehl! denn zu gehorchen dir
Ist nicht nur unser Wunsch, es ist auch die Gebür.

Ballet der Nymphen und dann des Neids.
Nun die Eurydice vom Bisse der Schlangen todt dahin gefallen:

Iris.

Wie ist doch der Menschen Leben,
Weil [7]) sie hier und sterblich sind,
Mit so manchem Fall umgeben!
Wie so plötzlich und geschwind
Liegen alle hohen Gaben,
So sie vor [8]) berühmt gemacht!

6) statt Opfer gelten. — 7) während. — 8) vorher. —

Und sie werden selbst begraben
In die finster lange Nacht!

Mitten in der Blüth der Freuden
Oft ihr Ende sie befällt,
Müssen unerwartet scheiden
Nunter [9]) in die stumme Welt,
Da nur Schem' [10]) und Schatten wohnen,
Keine Lust je wird gespürt,
Und man weit von Kränz und Kronen
Ein recht todtes Leben führt.

Alles kommet da zusammen;
Zepter, Kronen, Stadt und Feld,
Auch die allergrößten Namen
Und geehrtsten von der Welt.
Keine Macht der starken Waffen
Nützt dann oder machet frei,
Auch die Weisheit kann nicht schaffen,
Dass sie selbst nicht sterblich sei.

Schönest, inner [11]) diesem Lande
Wirst du auch gelangen an!
Schau, jetzt lös ich gleich die Bande,
Dass der Geist sich trennen kann,
Sein zerbrochnes Haus verlassen,
Das ihn nicht mehr hegen mag,
Wandern dunkle düstre Straßen
Ohne Sonne, Licht und Tag.

Juno hat mich rab gesendet,
Deine Noth zwang ihren Sinn,
Nun ist ihr Befehl vollendet
Und ich kehre wieder hin
Wo ich neulich her bin kommen.
Auf! komm, Charon, jetzt ist Zeit!
Schau! das Haar ist abgenommen
Und nun deine diese Beut.

Dies und Alles ist ja deine,
Was nur worden kömmt zu dir,
Hier bleibt nichts denn Asch und Beine,
Wann die Seel ergreift die Thür.
Selig sind der Götter Schaaren,
Die noch Fall [12]) noch Tod besteht,

9) hinunter. — 10) der Schemen, Schattenbild, nd. scheme, mhd. schîme. — 11) innerhalb. — 12) Unfall. —

Sind befreit von Zeit und Jahren,
Und ihr Wesen nie zergeht.

Selig man auch billig nennet
Die ihr Leben so verbracht,
Dass, wann sie der Geist nun trennet,
Sie zwar sollen in die Nacht,
Der nichts kann noch mag entkommen,
Doch ihr großer Name bleibt,
Den, sind sie gleich weggenommen,
Fama in die Sternen schreibt.

Charons Ballet.

Ende des ersten Acts.

Inhalt des andern Acts.

Die Nymphen führen Klag ob der Gespielin Tod.
Orpheus vom Opfer kömmt, hört an, in was für Noth
Er nun gerathen sei. Sein Herz, im Leib entzündt,
Von Schmerzen irr gemacht, noch Maß noch Mittel findt,
Setzt allen Rath beiseits, nimmt keinen Trost nicht an,
Zielt nur auf Tänarus [13]) hin wo die tiefe Bahn
Nab [14]) geht in Plutons Reich. Dahin er sich begiebt,
Ob zu erbitten sei das was er einig [15]) liebt
Von dem, der's geben kann, wo nicht, will er auch sein
Da lebendig [16]), wo sonst sein Licht todt kommen ein.
Ein großes Heldenherz schlägt aus gemeinen Weg,
Und wo Gefahr und Furcht, sucht Tugend ihren Steg.

Der andere Act.

Erste Nymphe.

Ach, ach! wo soll ich mich doch lassen?
Mag ich mein flüchtigs Herz auch fassen?
Nein, nein! es wallet stets in mir
Und ängstet sich nur für und für,
Nicht anders als wie pflegt und thut
Ein hohles Erz gestellet an die Glut
Mit Achelous [17]) Saft
Im Fall er nun der heißen Flammen Kraft
Mit vollem Sode [18]) will entgehen.
Was thu ich? bleib ich stehen?

---

13) Vorgebirge in Lacedämon. Eine Höhle daselbst hielt man für den Eingang in die Unterwelt. — 14) hinab. — 15) einzig. — 16) nach alter ursprünglicher Accentuation: lébendig. — 17) Acheloos, Sohn des Okeanos und der Gäa, ein Flussgott. Durch „Saft des A." ist hier nur Wasser gemeint. — 18) Sod, das Aufbrodeln, kochende Aufwallen des Wassers. —

Oder geh ich fort?
Mich schreckt der Ort,
Der nie genung vermaledeit wird sein.
Mir zittert Mark und Bein.
Das Blut ums Herz als Eis gerunnen steht,
Den Augen Licht und Glanz vergeht.
Ach, dass ich nur stracks würd ein leichter Schein
Und zu dir käm,
Ohn welcher Beisein unser Leben
In steter Todesnacht muss schweben
Und sterben für und für,
O Auszug [19]) aller Zier!

Zweite Nymphe.

Wer wird doch trösten unser Klagen?
Die Wunde heilen, so geschlagen?
Wie manch berühmtes Gras man meiht [20])
Durch dieses Thal zur Frühlingszeit,
So wird man doch nicht finden
Ein solches Kraut und Arzenei,
Die gut und kräftig sei,
Den Schaden zu verbinden.

Orpheus.

Was hör ich da? was will dies Leidgetön?
Wo Hochzeit ist, muss Trauren übel stehn.
Es ahnet mich nichts guts, drum lasst uns eilen:
Furcht leidet kein Verweilen,
Ihr Wind und Flügel ist. [21])

Die erste Nymphe.

St! st!
Der Bräutigam kömmt wieder,
Stellt ein die Klagelieder,
Sie haben keine Zeit.
Schaut, er ist nicht weit!
Kläret auf die trüben Augen,
dass euch armen etwa nicht
Verrathe das Gesicht.
Ob ich gleich muss gestehn, dass man nicht allzuwol
Sich fröhlich stellen kann, ist das Herz Trauerns voll.

Orpheus.

Seh ich doch nicht, die mich hieher getrieben!
Sagt, Nymphen, an, wo ist sie blieben,
Die ich bei euch nur [22]) neulich hinterlassen?

---

19) das lat. epitome, Inbegriff. — 20) im Niederd. noch jetzt maien, holl. maajen, mhd. maejen. — 21) ganz lateinisch: ei est ventus et ala d. h. sie hat Wind und Flügel. — 22) so eben, lat. modo.



Erste Nymphe.

Ich weiß nicht, auf was fremde Straßen
Sie etwan von uns abgekommen.

Orpheus.

Habt ihr sie denn nicht bass in Acht genommen?

Erste Nymphe.

Du weißt der Weiber Art und dass sie sicher sind,
Und kaum [23]) Bedachtsamkeit bei Spiel und Lust sich findt.

Orpheus.

Wo ist sie dann? im Wald?

Nymphe.

O nein, da ist sie nicht.
Wir kommen nur [24]) heraus.

Orpheus.

Wo dann doch? gebt Bericht!

Nymphe.

Sie ist nicht mehr bei uns, und mehr kann ich nicht sagen.

Orpheus.

Was will mir diese Red? Ich muss nur weiter fragen:
Ist sie nicht mehr bei euch?

Nymphe.

Wie du siehst, ist sie nicht
Bei uns mehr wie zuvor.

Orpheus.

Sie schaut ja noch das Licht!
Was so geschwinder Fall hat sie betreffen können?

Alter Hirte.

Wie pflegen wir doch stets so weit hinaus zu sinnen!
Wir armen Sterblichen bedenken nicht die Stund,
Die stets zu Haubte steht [25]) und schließen kann den Mund.

---

23) für kaum (oder kein) hat die Hs. kann. — 24) s. 92. — 25) Wol nach dem Volksglauben: wenn bei einer Krankheit der Tod am Fussende des Bettes steht, so geneset der Kranke; wenn er ans Hauptende tritt, so stirbt er. —

Orpheus.

Dies Niedersehn zur Erd, dies lange Stilleschweigen
Geschiehet nicht umsonst, es muss auf etwas zeigen.

Alter Hirte.

Wer böse Zeitungen nicht gerne bringen will,
Weil es unangenehm, druckt [26]) immer und schweigt still.

Orpheus.

Kein Seher zwar ich bin, doch mag ich leicht ermessen,
Es stehe nicht zu wol, da Freud und Lust vergessen,
Wo beides sollte sein. Ach, Nymphen, saget mir,
Ohn einigen Verzug, ohn einiges Verhelen,
Was ist da gangen vor mit der geliebten Zier,
Die mir mein Alles war? Es pflegt nicht so zu quälen,
Wie ihr dann wisst,
Was klar vor Augen dargestellt,
Als dieses was man uns verhehlt
Und doch zu spüren ist.
Drum wollt ihr mir noch, wie ich hoffe, wol,
So fliehet nicht mir anzudeuten
Den Zustand meiner Zeiten [27]):
Ich leide was ich leiden muss und soll.

Erste Nymphe.

Dass du nur reden kannst, du unglückhafter Mund!
Doch hat dir solches der vergunnt,
Der auch befehlen kann.
Ach, ach! wo fang ich an,
Ich arme? kann ich auch kaum nur ein Wort noch machen!
Was weiß ich dann? Ach, leider allzuviel!
Ich eisre [28]) mich so lang ich will,
Muss ich doch zum Ziel.
Hier wo du siehst den bunten Frühling blühen
Und dieses ganze Feld
Mit grüner Lust umziehen,
Ward in der Götter Ehr ein Reihen angestellt.
Wir sungen allzugleich dich, Hymenäus, an,
Andächtig, fröhlich auch, Eurydice voran.

Orpheus.

Eurydice! was wurd ihr dann gethan?

---

26) drucken, drucksen, zurückhaltend sein, nicht mit der Sprache herauswollen. — 27) meiner augenblicklichen Verhältnisse. — 28) ich eisre mich, noch in Norddeutschland neben dem besseren: ich eise mich, ich schaudere mich (nämlich es auszusprechen, es hilft nichts, ich muss doch zum Ziel). —



Nymphe.

Vernimms und übertrags! — im Fall ich auch noch mag
Und so viel Kraft in mir das Übel zu erzählen —
O den noch mehr als schwarzen Tag!

Orpheus.

Sag her, du sollst mir nichts verhehlen!

Nymphe.

Wir pflegten unsrer Lust ganz sicher, niemand dacht
Auf das was uns anjetzt dies Trauern hat gebracht
(Wie wir bei Freuden dann kaum indenk [29]) sein).
Bald ein Gespükniss [30]) kömmt und flichtet sich mit ein.
Der Leib war ein Geripp, mit Haut doch überspannt,
Erdfarb, als wann ihn hatt der Sonnen Hitz verbrannt,
Die blauen Lefzen runter hungen, [31])
Dass nicht ein Zahn auch ward bedeckt;
Die Augen stunden tief als zwei Bränd angesteckt,
Anstatt des Haars sich Nattern schlungen
Um beide Schläfen rings herüm. [32])

Orpheus.

Was thäte dann das Ungethüm?

Nymphe.

Es warf ein giftig böses Thier
Verrätherich in Eil zur Erden,
Eh wir es mochten inne werden.
Dein Licht und unser Zier,
Eurydice tritt drauf und wird zugleich verletzet,
Zugleich auch außer Licht und aller Lust gesetzet,
Fällt längs die Erde hin,
Kann kaum noch deinen Namen nennen,
Damit sie den so treuen Sinn
Dir gebe zu erkennen
Auch in der letzten Noth.

Orpheus.

O weh, o weh! so ist sie todt!
Geht hin, ihr Sterblichen, und bildet euch was ein,
Dass mehr als Glas und Traum und Schatten möge sein!
Was thu ich hochbetrübter Mann?

---

29) eingedenk. — 30) Spuk, Trugbild. — 31) hingen. — 32) Erfindung Buchner's. Eurydice starb nach Apollodor vom Biss einer Schlange, und wie Virgilius hinzufügt, als sie von Aristäos verfolgt floh. —

Was stell und fang ich an?
Eurydice! Eurydice!
O weh!
Bist du todt und ich kann noch leben!
Fort, fort, mein Geist! fort, fort! (nicht mein Geist, meine Pein,
So lange du verziehest hier zu sein)
Fort, folge die sich dir und du dich ihr ergeben!

Alter Hirte.

Bedenke dich und halt den Zügel an!
Du bist der erste nicht dem dieses leid gethan,
Wirst nicht der letzte sein. Der Himmel giebt und nimmt:
Nichts trifft uns, glaube mir, das er nicht vorbestimmt;
Und ihme geben nach, auch sittsam überwinden
Was nicht zu ändern steht, das ist recht freie sein!

Orpheus.

Die Liebe lässet sich nicht binden,[33])
Die Götter sehn ihr nach[34]), und ich bin nicht von Stein:
Hat mir me.n Herze dann ein Drachenerz umzogen?
Ich habe Muttermilch wie andere gesogen,
Bin eben auch ein Mensch, nicht grimmer Löwen Art.

Alter Hirt.

Ein Mensche freilich ja, doch mit Vernunft verwahrt,
Die nur das siehet an was unser erb und eigen.
Doch will ich jetzo stille schweigen:
Auch weise sein hat Zeit und Ort.

Orpheus.

Auf, Orpheus, du musst fort!

Hier gehet Orpheus ein Mal oder etliche stillschweigend hin und wieder als bedächte er etwas bei ihm. Hernach fänget er an wie folget:

Auf, auf! ermunter dich! fass Alles das zusammen
Und zieh es in die Eng was du vermagst und bist!
Wie? schrecken deinen Muth die blauen Schwefelflammen,
Damit Cocytus[35]) schäumt, im Fall er grimmig ist?
Mag dich was fechten an, ob in dem stummen Reiche,
Das Plutons Hofestadt, nur lauter Tod und Leiche,
Und grimme Nacht zu aller Zeit regiert?
Kein Licht je wird gespürt?

Ist doch Eurydice daselbst, dein Tag und Sonne,
Dein Schatten für die Hitz und Leben für den Tod,

33) bewältigen. — 34) sind ihr auch unterworfen, können sich ihr nicht entziehen. — 35) Kokytos, Strom der Wehklage in der Unterwelt. —

Die Furchtbenehmerin, im Trauren deine Wonne,
Dein Schutz und sicher Mal in allem Kreuz und Noth.
Geh strackes Fußes zu, wo Tänarus sich zeiget
Bei der Spartaner Stadt und bis in Himmel steiget,
Da ist vorlängst ein Schlund gebrochen nab,
In aller Welt ihr Grab.

Hat der Alcmenen Sohn [36]) den Cerberus bezwungen,
Das ungeheure Thier in unser Luft gebracht;
Auch der Athener Prinz [37]) hat ritterlich getrungen
Samt dem Pirithous [38]) durch alle Höllennacht,
Dann wieder an das Licht des schönen Tags gekehret,
Wird meiner Hoffnung nach mirs auch nicht sein verwehret:
Stärk und Gewalt viel schaffet und bezwingt,
Noch mehrers Glimpf [39]) verbringt.

Was andere durch Krieg und strenge Schlacht verübet,
Dass wo sie angesetzt [40]) bald ihre Fahnen bracht,
Dies mir ein süßer Ton und güldne Leier giebet,
Sie zwinget Herz und Sinn, und Waffen [41]) nur die Macht.
Glimpf mehr als Eisen thut: dies raubet zwar die Güter,
Und jagt das Leben aus, Glimpf aber die Gemüther.
Sie [42]) zähmt den Sinn, nicht nur den Leib allein
Und kann beliebt doch sein.

Sind jene Götterart, so hat mich auch getragen
Ein Leib, der himmlisch ist; ich habe gleichen Sinn, —
Ein Held so gut als sie — was will man weiter sagen? —
Nun ich auch bin [43]), —
Der schärfet mir den Muth, legt alle Furcht bei Seite.
Was steh ich an? er ist mein Führer und Geleite.

Auf, Orpheus, auf! du brichst die güldne Frucht,
Die viel umsonst gesucht.

Du kühler Hebrusstrom [44]) und meine Lust, ihr Wälder,
Du klares Taglicht auch, und allgemeine Wonn,
Seid mir noch eins gegrüßt! Die schwarzen Trauerfelder
Mich ziehen unterhin, und da scheint meine Sonn.
Ich bleib, im Fall man will mein Seufzen ferne setzen,
Und wird mein einig All mich reichlich da ergetzen.
Komm ich, so kömmt sie wieder auch mit ein,
Dann mag ich göttlich sein.

---

36) Herakles. — 37) Theseus. — 38) ging mit Theseus in die Unterwelt, um Proserpina zu entführen. — 39) Glimpf, ein noch zur Zeit des 30jähr. Krieges sehr gebräuchliches Wort: alles was sich ziemt, angemessenes Benehmen, Ehrenhaftigkeit, guter Name. — 40) zum Angriff geschritten. — 41) näml. zwingen nur die Macht, die äussere Gewalt. — 42) näml. die Leier. — 43) Die Worte auch bin fehlen in der Hs. — 44) Hebrus, Fluss in Thracien. —

Voller Chor der Hirten und Nymphen.

Zieh hin! der Himmel dich begleit,
O Trost und Hoffnung unsrer Zeit!

Zwei Hirten.

Lass deine Saiten schallen,
Wo Tod und Grausen wallen!

Zwei Nymphen.

Dein großes Herze muss, o Held,
Bekannt auch sein der andern Welt!

Zwei Hirten.

Du gehst da niemand wieder kömmt, [45])
Kein Gang zurücke bricht, [46])
Da allem Thun sein End bestimmt,
Als nur der Tugend nicht.

Zwei Nymphen.

Sie kann und muss nicht untergehen,
Siegt mitten in der Noth,
Bleibt unverrückt auf ihr bestehen
Und lachet Höll und Tod.

Zwei Hirten.

Sie ist mit dir,
Drum kömmst du wieder,

Zwei Nymphen.

O unsre Zier,
Durch Kraft der süßen Lieder.

Voller Chor der Hirten und Nymphen.

Zieh hin! der Himmel dich begleit,
O Trost und Hoffnung unsrer Zeit!

Inhalt des dritten Acts.

Ein neues Freudenfest bei seiner Hofestadt
Lässt Pluto rufen aus, dass nun dieselbig hat
Eurydice vermehrt, dergleichen Schöne nicht
Man sonsten irgend findt noch schaut der Sonnen Licht.
Man weiß von keiner Pein und brauchet sich der Zeit
Und übet lauter Lust und eitel Fröhlichkeit.

45) kömmt: bestimmt, Reime, wie sie sich Opitz und seine Nachahmer gestatteten. — 46) Bergwerksausdruck: kein Gang wird zurückgefunden, vgl. vorher: da ist vorlängst ein Schlund gebrochen nab (hinab). —

Indess kömmt Orpheus an, spielt, bitt und findet Statt, [47]
Führt mit sich dann darvon drum er geflehet hat.
Wo Tugend mit der Kunst gemachet einen Band,
Mag nichts für ihnen stehn, sie haben Oberhand.

Der dritte Act.

Die erste Scene.

Pluto.

Du hast, hast Alles wol gefasst und eingenommen,
Dass nun es männiglich zu Ohren könne kommen,
Der dieses Zepter ehrt.

Geist.

Herr, Alles hab ich inn
Und richt es treulich aus, weil ich dein Diener bin.

Pluto.

So säume weiter nicht! Was Fürsten anbefehlen,
Will schleunig sein vollbracht. Du sollst mir nichts verhehlen
Und schweigen bei dem Volk, es muss sein dargethan,
Dass ich den scharfen Ernst mit Gnade süßen kann.

Geist.

Ihr abgeleibtes [48]) Volk, ihr Schatten ohne Macht
Und bloße Bilder nur, die ihr die hohle Nacht
Des Acherons [49]) bewohnt, herzu und was für Sachen,
Ein angenehmer Bot, ich euch soll wissend machen
Im Namen und Befehl des der den Zepter führt
Und dieses weite Reich mit stiller Hand regiert!
Die je ein Fräulein ziert, die Blum geehrter Jugend,
Eurydice, nun die auch unsern Staat vermehrt
Und in die lange Nacht wie Alles eingekehrt,
Hat Pluto diesen Tag zu Ehren ihr geweihet
Und will dass männiglich von Furcht und Qual befreiet,
Ihm suche seine Lust und brauche sich der Zeit,
Die in ein Hui verfleucht und uns den Rücken bent.

Drei Geister.

Lass sich deinen Grimm erlegen, [50])
Gieb Befugniss Lust zu pflegen
Und uns unser heute sein!
Zwinge deiner Flammen Wellen,
Styx, damit sie sich nicht schwellen
Und uns Schrecken jagen ein!

---

47) findet Gehör. — 48) ableiben, sterben. — 49) Fluss in der Unterwelt, dann diese selbst. — 50) niederlegen, beruhigen. —

Ein Geist.

Für das Weinen, für das Klagen,
Für das herbe Leidetragen,
Giebet Pluto selbt nun nach,
Dies dein Ufer zu erfreuen
Mit Gespiel und leichten Reihen
Und vergiebet keiner Rach. [51])

Voller Chor der Geister.

Wer sich jetzo nicht will letzen
Und heut diesen Tag ergetzen,
Hat sein selbst nicht wol in Acht.
Wenn der Morgen wieder kommen
Ist uns alle Lust genommen,
Und die Strafe wieder wacht.

Folget das Ballet Tantali, Ixionis, Tityi und der dreien des Danaus Töchter. [52])

Des dritten Acts die andere Scene.
Geist.

Sieh, da steh! Fremdling, steh! es ist nicht ohn Verdacht,
Dass du dich lebendig zu Todten hast gemacht.

Orpheus.

Ich suche was mir ist genommen
Und bin hieher zu bitten kommen.

Geist.

Fort nur! du musst fürn königlichen Thron!
Wie du verdient, wirst du da nehmen Lohn.

Der Geist führet ihn fürn Pluto und spricht:

Herr, dessen Pflicht ich trage, [53])
Gefürcht in aller Welt,
Die in dem Licht und die so außer Tage,
Hier wird dir vorgestellt
Der nur neulich kommen an
Und zwar bei Leben noch, weiß nicht was für ein Mann.

Pluto.

Ihr, meine, haltet gute Wacht
Und gebet wie euch ziemt auf Alles fleißig Acht!

Orpheus.

Was will ich armer schaffen!
Herr, dies sind meine Waffen!

---

51) ? hängt keiner Rache nach. — 52) Von den 50 Töchtern des Danaus sind nur drei ausgewählt, damit jeder Mann ein Fräulein erhält, also drei Paare tanzen können. — 53) dem ich dienstbar bin. —

Pluto.

Ich kenne dich, der Menschen freche Zucht,
Seint [54]) Hercules ihm einen Weg gesucht
Von oben in mein Reich und sich fast kühner That
Verräthrisch unternommen hat;
Die andern will ich übergehen.

Orpheus.

Erlaube mirs, ich komme nur zu flehen,
O aller Ding ihr End! bin Orpheus sonst genannt,
In Thracien erzeugt und da nicht unbekannt
Von dem was Männer zieret,
Die Lieb hat mich geführet.

Pluto.

Auch den Pirithous.

Orpheus.

Dies müsse ferne sein! [55])
Ich suche nichts als das gewesen mein.
Darum, o Vater, schone!
Schau, hier ist meine Sonne!
O angenehmer Schein!
Die Liebe, die mich führet
Und euer Herz auch rühret,
Lass meinen Werber sein!

Wie lang ist, dass man lebet,
In Licht und Tage schwebet!
Was wird euch doch entwandt?
Eurydice kömmt wieder,
Mich auch wird legen nieder
Mein Ziel in leichten Sand.

Ich gieße diese Zähren,
Und ihr lasst wieder kehren
Die meinen Geist entzündt.
Euch fall ich, ach! zu Füßen.
Wol mir, kann ich genießen
Der Hulde, die euch bindt.

Pluto.

Dein Suchen straf ich nicht, vielmehr rühm ich die Lieder,
Und ist mein dir so sehre nicht zuwider
Als der gemeine Schluss, mehr noch als Eisen hart.

54) seit. — 55) Pirithous wollte nämlich die Gemalin des Pluto entführen. —

Proserpina.

Herr, ist das Zepters Art,
Sich den Gesetzen untergeben
Und nicht nach freiem Willen leben?

Pluto.

Die Kronen zwar sind außer Eh [56]) und Band,
Doch ihnen selbst ihr Maß.
Die heilge Würd, der hohen Ehren Stand
Zieht sie nur stets auf das
Was Ordnung anders heißet.
Es wird ein Thor geschätzt, der ab und niederreißet
Was er kaum aufgebaut: so wird ein Fürst veracht,
Im Fall er brechen will den Schluss, so er gemacht.

Proserpina.

Herr, dies Lied ist gesetzt, willst du ja Ordnung ehren,
Mag jemand auch dasselbig hören
Und nicht gebunden sein.
Doch bitt ich nur allein
Und suche Gnad für ihn, will ja das Recht entstehen. [57])

Minos der erste Richter.

Des Mannes Flehen,
Herr, lass nicht sein ohn Frucht,
Bevorab, weils euch sucht,
Die, derer Sinn sonst ist dein Wollen.

Äacus der ander Richter.

Thun wir ja hier nicht was wir sollen,
Im Fall mans aufs genauste wiegt,
So thun wir doch was außer Tadel liegt:
Vernünftig Gnad ist besser als scharf Recht.

Rhadamanthus.

Sie ändert doch nicht das Geschlecht,
Bleibt ein Mensch wie zuvor und muss die Schuld bezahlen,
Nun die Frist wiederkömmt,
Und dem auch selbst, wie andern allen,
Der sich bemüht sie zu erbitten
Und mir, ich leugn es nicht, mein Herz hat überschritten,
Ist sein Fall bestimmt.

---

56) Ehe in ursprünglicher Bedeutung: Gesetz. — 57) fehlen. —

Pluto.

Ich schwanke wie ein Schiff, auf welches hier der Nord
Mit Schnee und Reif tringt aller Ort
Und da der heiße Süd streicht ein.

Proserpina.

Lass, Herr, erhalten sein
Was Jugend bitt und Kunst
Und selbst ich noch dazu, im Fall nur deine Gunst
Ich noch verdienen mag, wie damals zwar [58]) geschah,
Als ich im Enner [59]) Feld den guldnen Frühling brach
Und meines dein groß Herz entzundt.

Pluto.

Kann ich auch wol widerstreben
Denen Worten, da mein Leben
Und ganz Vergnügen hängt? Nein, nein! es sei vergunnt!
Hier, Orpheus, ist dein Wunsch! hier, Orpheus, ist dein Lohn!
Den treue Lieb und Tugend trägt darvon.

Orpheus.

Was soll ich thun, was soll ich sagen?
Dies sei gesagt, dass ich nicht danken kann
Wie du verdienst, doch will ich, Vater, tragen
Dein Lob von hier bis zu den Sternen nan. [60])

Chor der Geister.

Die Lieb hat dich hieher gebracht,
Du edler Sänger du,
Und dein Lieb frei und los gemacht,
Die deiner Seelen Ruh.
Was will nicht Liebe hoffen,
Nun selbst die grimme Nacht ihr offen?
Was will nicht richten [61]) Kunst,
Nun dies Orts [62]) sie auch findet Gunst?
O das mehr als selge Bitten,
Das der Höllen Macht bestritten!
Wir bleiben hier, du ziehest hin,
Führst mit dir deinen Dank,
Den dein beherzter Muth und Sinn
Erworben durch Gesang,
Magst deiner Lust genießen,
Wir leider ach! wir müssen büßen

---

58) das alte ze wâre, wahrlich. — 59) Enna, Stadt in Sicilien. — 60) hinan. — 61) ausrichten. — 62) an diesem Orte. —

Voll Zittern, Pein und Leid
In steter Traurigkeit.
O das mehr als selge Bitten,
Das der Höllen Macht bestritten!

Inhalt des vierten Acts.

Wo sonsten niemand hin mit Willen leichtlich fährt,
Und wann er einmal da, nicht wol zurücke kehrt,
Von dannen Orphëus jetzt wieder kömmet an
Samt seiner Liebesten, der große Wundermann.
Sein Thracien sich freut, er selbst auch, und singt Dank
Dem, welcher ihn geführt, mit Saiten und Gesang,
Dem Meister aller Welt. Er singt, und alsobald
Die Felsen laufen zu, mit ihnen kriegt der Wald
Gehör und kömmt herbei, die Thiere treten auf,
Die Vögel fallen zu. Der tollen Weiber Hauf
Aus Hass nur fället an und stürmet auf ihn nein,
Den doch der Himmel schützt und schlägt mit Donner drein.
Wo Tugend, da ist Feind; wo Kunst, da findt sich Neid,
Und sie behält doch Platz, Gott wendet ihre Zeit.

Der vierte Act.

Orpheus.

O mehr als liebes Land![63]) o übersehönes Feld!

Der erste Schäfer.

O Wundermann, o Held!

Orpheus.

Mit was für Freuden seh ich wieder
Dies Gebirg und dieses Thal,
Und euch, ihr Hirten auch und Nymphen allzumal!

Der erste Schäfer.

Mein Licht ist mir selbst lieber nicht
Als unser Licht, dein Angesicht.

Der zweite und dritte Schäfer.

Nun wird die alte Lust der Lieder,
Die du so trefflich wol kannst singen,
Aufs neue wiederum durch Berg und Thal erklingen
Und uns geben Lust und Freud
Für das stumme Herzeleid.

63) Hs. Band. —

Nymphen ingesamt.

So angenehm der Sonnen klares Licht
Am Morgenhimmel leucht
Und durch die Wolken sticht,
Wann Nacht und Schatten weicht:
So lieb auch sehen wir,
Eurydice, dich unsern Glanz und Zier
Wieder hier.

Eurydice.

Dass ich auch euer wieder mag,
O meine Lust, genießen,
Wie ehermals ich pflag,
Hier bei Hebrus [64]) kühlen Flüssen,
Ist eben, das mich kann nicht wenig nur ergetzen.

Orpheus.

Lass dieses uns zurücke setzen,
Es darf nicht sein belegt [65])
Die Lieb und Hold, die eins dem andern trägt,
Sie redet für sich selbst, darf keiner Worte nicht,
Im Fall an That es ihr nur nicht gebricht.
Jetzt soll ich [66]) meine den besingen,
Der nur Alles schafft und thut,
Unter welches Schutz und Hut
Diese Gruft ich bin gegangen außer Welt und Licht und Tag
Und auch wieder angelendet, da ich des genießen mag.
Du kannst mit besserm Fug, o meine Harf, nie klingen.

Schäfer und Nymphen ingesamt.

Wie der Himmel dir geneigt,
Überflüssig ist bezeugt,
Und die Götter billig ehren
Der sie über Alles acht
Und nur immer ist bedacht,
Ihr verdientes Lob zu mehren.

Orpheus Lied.

Du Wesen außer End, du Wurzel aller Dinge,
Und selbst dein Same dir, doch ohne Tag und Zeit,
Dass beides aus dir fleußt, von dir ich, König, singe
Und rühme deine Macht und große Gütigkeit.

Chor der Schäfer und Nymphen

Was nur Wesen hat und Leben
Soll sich seinem Lob ergeben!

---

64) Hs. Herbruss. — 65) bewiesen. — 66) ich für ich, ich. —

Orpheus.

Dein frommes Herze hat, o Vater, dich bewogen,
Dass du dies weite Rund so herrlich ausgebaut,
Die Wasser rumgeführt, um die den Himmel zogen,
Da man bei stiller Nacht viel schöne Feuer schaut.

Chor.

Was nur Wesen hat und Leben
Soll sich seinem Lob ergeben!

Orpheus.

Du hast der Erden Last ganz meisterlich gehangen
Recht mitten in die Luft stet, fest und unbewegt,
Mit Bergen hier und da als einen Wall umfangen,
Mit Blumen ausgekränzt und Bäumen schön belegt.

Chor.

Was nur Wesen hat und Leben
Soll sich seinem Lob ergeben!

Ballet der vier Bäume und zweien Felsen, unter welchem folgende Verse theils aus den Bäumen, theils aus den Felsen Art eines Echo erschallen können.

Bäume: Wo ist den wir loben?
Felsen: Oben.
Bäume: Was für Nam ist ihm erkiest?
Felsen: Der ist.

Orpheus.

Der Vögel leichtes Volk von deiner Hand sich schwinget
Hin durch das blaue Feld, die ungestützte Bahn;
Bald fliehet es Wald ein und auf den Ästen springet,
Stimmt dann in deiner Ehr ein süßes Danklied an.

Chor.

Was nur Wesen hat und Leben
Soll sich seinem Lob ergeben!

Ballet der Vögel.

Orpheus.

Der kluge Elephant dich seinen Meister ehret,
Des starken Löwen Kraft von deinem Athem brüllt,
Das wild und zahme Vieh durch deine Stimm sich mehret,
Von Gaben deiner Hand ihm Durst und Hunger stillt.

Chor.

Was nur Wesen hat und Leben
Soll sich seinem Lob ergeben!

Ballet der Thiere.

Orpheus.

Dein Hauptwerk ist der Mensch, da hast du sehen lassen
Was deine Hand vermag und du auch selber seist:
Er ist dein Ebenbild, klug, witzig allermaßen,
Wie du ein Herr der Welt und was dich Schöpfer heißt.

Chor.

Lasst uns alle die wir leben
Unsers Meisters Güt erheben!

Orpheus.

Er sinnet Alles aus, ihm ist kaum was verborgen;
Was je dem Aug entgeht, das siehet der Verstand;
Er bauet Stadt und Feld, weiß Alles zu besorgen,
Spannt seinen Segel auf und schifft in fremde Land.

Chor.

Lasst uns alle die wir leben
Unsers Meisters Güt erheben!

Einfall und Ballet der Thracischen tollen Weiber.

Orpheus.

Kein Donnerkeil, der durch die Wolken bricht,
Mit solchen Grimme fährt,
Kein Wirbelwind mit gleichem Sturm auch nicht
Die hohle Ficht umkehrt,
Als wann der Pöbel rennet
Aus leichtem Wahn erregt
Und als für Hasse brennet,
Den er der Tugend trägt.

Er findet an der wahren Weisheit Licht,
Liebt Nebel, Rauch und Wind,
Und was ihm nur zu schaden ist gericht
Das suchet er geschwind.
Nicht minder darf er denken,
Ob er alleine sei,
Dem unter bösen Ränken
Doch Klugheit wohne bei.

Es rase nur die Thorheit wie sie will,
Ich bin doch wer ich bin
Und ringe stets nach dem gefassten Ziel
Mit freiem Zügel hin.
Sollt ich den Geist aufgeben,
Zu keiner Zeit verdirbt
Und wird dann todt auch leben
Wer Tugend wegen stirbt.

Von oben rab und aus der Götter Rath
Fleußt diese werthe Brunst.
Wen sie entzündt und eingenommen hat,
Bleibt in des Himmels Gunst.
Es mag nur immer wüthen
Der grobe Unverstand,
Die Tugend doch wird hüten
Der Götter starke Hand.

Eurydice.

Dass ich nun neben dir, mein Hort, nun los mag sein,
Das weiß euch Himmlischen ich Preis und Dank allein.

Ende des vierten Act.

Inhalt des fünften Acts.

Vom Himmel oben rab der Götter Bote kömmt,
Und Orpheus ihren Schluss von ihme dann vernimmt,
Wie dass er vorder soll auch sein in ihrer Zahl
Und die Geliebteste beim großen Göttermal.
Darauf stellt sich Amor ein, die Venus oben blickt
Und dieses edle Paar zu ihr in Himmel rückt.
Da bricht mit reichem Schein ihr werther Nam herfür
Und mehrt der Sternen Zahl mit einer neuen Zier.
Ihr großen Helden hofft! die Tugend nicht verfällt:
Sie steiget himmelan und leuchtet durch die Welt.

Der fünfte Act.

Mercurius.

Dass meinen Weg hieher ich jetzo, Held, genommen
Und in die Sterblichkeit, der ich nicht sterblich bin,
Wie du siehest, an bin kommen,
Ist dein Vortheil und Gewinn.
Du hast der Erden Kreis voll deines Lobs gemacht,
Sodann den Acheron und dessen tiefe Wacht
Zu deinem Ruhm bezwungen
Durch der Saiten süße Kunst.
Wo willst du, Held, nur weiter suchen Gunst,
Nu Erd und Hölle dein?
Der Himmel ist noch übrig nur allein,
Und jetzo ruft er dir,
Dass du da sollst für und für,
Du und deine Schöne leben,
In der Zahl der Götter schweben.
So fasse nun dein Glück zur Hand,
Wie ich darum bin gesandt,
Und lerne ferner dann hierbei,

Dass nicht allein der starken Waffen Macht,
Die sonst manche kühne Helden in die Zunft der Sternen bracht,
Der Himmel zu erwerben sei.
Edle Wissenschaft
Hat nicht minder Kraft
In der Götter Mal zu kommen,
Da kein Thor wird aufgenommen.

Orpheus.

Ich kenne dich, der Majen [67]) schönes Kind,
Das die auch schöne Mutter bracht
Dem Atlas und zum Vater ihn gemacht
Hier, wo Cyllenes [68]) Hölen sind
Mit stetem Schnee und Reif bedecket
Und Mänalus [69]) den gähen Scheitel strecket
Bis da der schönen Feuer Zier
Durch Nacht und Wolken bricht herfür.
Du Ringergott, [70]) du Redemeister du,
Du Vater des Gewinns, der Abgeleibten Ruh
Und ihr ander Leben [71]),
Beides ist dir geben.
Für dir ich mich, o Vater, billig beuge
Und tief hinab zur Erden neige.
Ob sonst durch mich was sei gethan,
Warum mit Recht und Fug ich nehmen kann
Was mir die fromme Gunst der Götter angedenket [72])
Und durch dich, großer Bot, jetzt schenket,
Ist mir zwar unbekannt, sie aber Alles wissen.
Sonst hab ich jederzeit mich nur dahin beflissen
Und meiner Pflicht eracht zu sein,
Ihr Gebot und heilgen Willen
Zu lernen nicht allein,
Sondern auch ohn alles Murren in Gehorsam zu erfüllen.
Sie haben mich von ihrer Hand gestellt, [73])
Sie thun mit mir was ihnen wolgefällt.

Chor der Cupidinum.

Liebe wer nur lieben kann,
Hat er's Fug [74]) und treulich liebt!
Treue Lieb den Himmel giebt,
Bricht zur Ewigkeit die Bahn.

---

67) Maja, Mutter des Mercurius. — 68) Berg in Arkadien, wo Mercurius geboren und verehrt worden, weshalb er auch Cyllenius heisst. — 69) Berg in Arkadien. — 70) Er galt für den Erfinder der Palästra, Ringerkunst. — 71) Geleiter der Abgeschiedenen in die Unterwelt, Psychagogos, Psychopompos, Chthonios. — 72) zugedacht. — 73) d. h. aus ihrer Macht entlassen, das lat. manu emittere. — 73) ist er dazu befugt, ist es ihm zuständig. —

Wer von Lieben weiß allein,
Muss Gott oder göttlich sein,
Wirds mit Fug und Recht gethan.
Liebe wer nur lieben kann!

Venus.

Geh, süßes Kind, und richte fleißig aus
Warum wir angelangt hier aus dem Götterhaus!

Amor.

Dein Winken, Mutter, nur das kann befehlen mir,
Der Worte darf es nicht, ich thu es und bin hier.

Gehet von der Mutter zum Orpheo und der Eurydice.

Ich der ich nicht gewohnt an leichten Scherz
Und nie ein irdisch geiles Herz
Durch meine Flamm berühret,
Dem Himmel nur allein bekannt
Und die demselben anverwandt
Mit gleicher Heiligkeit gezieret,
Ich Amor komm, o überedles Paar,
Samt meiner keuschen Mutter an
In der Götter Schar
Euch zu setzen und geleiten,
Da kein Raub noch Grimm der Zeiten
Euch betrüben kann.
Mehr als Menschentugend
Und du Licht der Jugend,
Lasst den Pöbel gehen
Und die Erde stehen,
Nehmet euren Dank nun ein!
Himmelsherzen sollen nirgend als nur bald im Himmel sein.

Orpheus.

Wohin mein Sinn nur stets und immerdar
Mit allem Fleiß gerichtet war,
Folg ich willig dir,
O heilige Begier!
Und überwol dem der so liebet,
Vor allen Dingen Gott, dann Tugend sich ergiebet!
Er wird nimmer sterblich sein
Und wie ich jetzt zun Göttern gehen ein.

Chor der Cupidinum.

Liebe wer nur lieben kann,
Hat er's Fug und treulich liebt!
Treue Lieb den Himmel giebt,
Bricht zur Ewigkeit die Bahn.

Wer von Lieben weiß allein,
Muss Gott oder göttlich sein,
Wirds mit Fug und Recht gethan.
Liebe wer nur lieben kann!

Chor der Hirten und Nymphen.

So lebe, so lebe Johannes Georg
In Freuden ohn Sorg!
Und du auch, o lebe Magdlena Sibyll
In Freuden ohn Ziel!
Lebe, güldnes Paar,
Der Sibyllen Jahr!
Lieben und Herzen,
Küssen und Scherzen
Stets soll um euch sein,
Nimmer erkalten,
Auch nicht veralten,
Bei euch nichts fließen als Honig und Wein!
Euere Namen
Sollen sich samen,
Ihre Frucht breiten!
Kein Zorn der Zeiten
Soll sie bezwingen,
Unter sich bringen!
Zepter und Kronen
Sollen mit Schilden, mit Landen und Thronen
Ihre halb göttliche Tugend belohnen!

Dies Festspiel findet sich handschriftlich im herzogl. Archive zu Gotha J 3. IV. 6. Bl. 225—245. in einem Folioband: „Allerhand Meistentheils Alte das Hauß Sachßen betreffende Händel.“ Das Stück selbst ist von gleichzeitiger Hand geschrieben. Der Altenburger Consistorial-Präsident Hans Dietrich von Schönberg (Ende des 17. Jahrh.) hat auf dem ersten Blatte bemerkt: „Ballet Bey Churf. Johann Georgen des Andern gehaltenen Beylager. Ist von Augusti Buchneri, Professoris zu Wittenberg Arbeit und Erfindung.“ Eine Abschrift, die ich selbst verglichen habe, verdanke ich der gütigen Vermittelung des Herrn Archivraths Dr. A. Beck zu Gotha.

Das Beilager wurde in Dresden gehalten. Die Festlichkeiten bei dieser Gelegenheit dauerten mehrere Tage. Am 20.

November 1638 wurde, wie Antonius Weck*) berichtet, „nach aufgehobener Tafel aufm Riesensaal ein stattliches Ballet mit unterschiedenen Abwechslungen und 10 Balleten, auch einer wohl disponierten Action von dem Orpheo und der Eurydice vollnbracht, worüber die Calliope als Obriste der Musen ein Cartell ausgeworfen und der Inhalt auf folgende Maße von Herrn Buchnern P. P. zu Wittenberg begriffen worden."

*) Der Chur-Fürstl. Sächs. weitberuffenen Residentz- und Haupt-Vestung Dreßden Beschreib- und Vorstellung Durch Antonium Wecken. (Nürnb. 1680. fol.) — Seite 365—367. daselbst der Inhalt des Stückes. — Weck berichtet weitere Festlichkeiten. „Den 2. huius (December) nach geendeter Tafel wurde ein schön Ballet gehalten, das tauerte von Abends 7 Uhr bis in die Mitternacht, hatte 5 Actus." — „Am 5. hielte man eine engeländische Comödia." — Die auf diese Vermählung geschlagene Denkmünze ist abgebildet in W. E. Tentzel Saxonia Numismatica p. 527. Tab. 52.

II.

ÜBER DAS VERHÄLTNISS THÜRINGENS UND HESSENS ZUR DEUTSCHEN LITTERATUR.

VON

A. KOBERSTEIN.

Bei der Beschäftigung mit der Geschichte unserer Litteratur hat mir immer das Verhältniss recht merkwürdig geschienen, in welchem zu ihr der Theil des mittleren Deutschlands steht, den ich kurzweg mit den althergebrachten Namen Thüringen und Hessen bezeichnen will. Während hier nämlich seit länger als einem Jahrtausende die Wissenschaft mehr fast als in irgend einem andern Theile unsers Vaterlandes Pflege und Förderung gefunden, die Dichtkunst aber in den Zeiten, wo sie entweder zu vollster Blüthe sich zu entfalten, oder doch einen neuen Aufschwung zu nehmen im Begriffe war, jedesmal eine vor allen übrigen bevorzugte Wohnstätte aufgeschlagen hat: dürfte auf diesem Landstriche, wenn mich nicht alles täuscht, im Laufe der Jahrhunderte so wenig ein Denker, wie ein Dichter ersten oder auch nur zweiten Ranges geboren worden sein. Ob bei dieser Erscheinung die Natur des Landes, oder seine Geschichte im Spiele gewesen sind, wage ich kaum zu vermuthen, geschweige denn zu begründen und für Andere überzeugend zu machen: dass sie sich jedoch als eine Thatsache vertreten lasse, will ich, wenn auch nur andeutend, zunächst darzuthun versuchen.

Die Geschichte des eigentlich wissenschaftlichen Lebens in Deutschland hebt bekanntlich mit der Gründung der Klosterschulen an. Unter diesen war die älteste und auf die äußere Gestaltung und den wissenschaftlichen Geist aller übrigen einflussreichste die zu Fulda in Hessen. Ihre Einrichtung verdankte sie Alkuins Schüler, dem berühmten Hrabanus Maurus, der ihr seit 804 eine Reihe von Jahren vorstand und ihr gleich einen so großen Namen machte, dass von nah und fern Jünglinge, unter ihnen auch der berühmte Otfried, dahin eilten, um seine Schüler zu werden. Hier wurden außer den theologischen Studien auch die, in dem Trivium und Quadrivium begriffenen, weltlichen Wissenschaften, nebst den classischen Sprachen betrieben. Zugleich ward diese Schule eine Pflanzstätte für Ausbildung der deutschen Sprache, die neben der lateinischen zur Schriftsprache zu erheben, sich Hrabanus unter seinen Zeitgenossen mit vorzüglichem Eifer angelegen sein ließ. Er, wie es scheint, hielt zuerst seine Schüler zur Bezeichnung des Tones deutscher Wörter an; es gelang ihm und seinen Zeitgenossen auch, der barbarischen Nachlässigkeit im Deutsch- und Lateinischschreiben, die bis dahin in Deutschland geherrscht hatte, fast plötzlich ein Ziel zu setzen. Er kann also mit vollem Rechte der Vater der Sprachstudien in Deutschland genannt werden. Und wenn nun in spätern Jahrhunderten, zumal seit der Reformation, gerade in diesen mittlern deutschen Ländern, wo sie ihren Anfang nahm, die classische Philologie ganz besondere Pflege gefunden hat, wenn gar in unsern Tagen die eigentlich deutsche Sprachwissenschaft von einem gebornen Hessen, so zu sagen, geschaffen worden ist, von einem Thüringer aber die ägyptische ihre Mündigkeit erwarten darf: so fühlt man sich leicht versucht, hierin ein Nachwirken jenes Geistes zu ahnen, der bereits zu Anfang des neunten Jahrhunderts in Fulda sich regte und die Richtung gleichsam im Voraus bezeichnete, welche die Wissenschaft in den einst auch politisch eng verbundenen Ländern, Thüringen und Hessen, späterhin vorzugsweise verfolgen sollte.

Ich sage mit Absicht vorzugsweise. Denn wer möchte wohl behaupten, dass seit der Zeit, wo mit der Gründung von Universitäten eine höhere und allgemeinere wissenschaftliche Regsamkeit sich in Deutschland aufthat, diese beiden Landschaften darin hinter andern zurückgeblieben wären? Bereits

im vierzehnten Jahrhundert ward, als die vierte Hochschule in Deutschland, die zu Erfurt errichtet, der sich späterhin in Thüringen Jena, in Hessen Gießen, Marburg und Rinteln anschlossen; und wem ist die großartige Einwirkung ganz unbekannt, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen von Jena aus auf das gesammte wissenschaftliche Leben der Deutschen erfolgte? Aber so wenig wie der große Denker in Königsberg, der die Umwälzung in der Philosophie einleitete, waren seine drei großen Nachfolger, die sich in der glänzendsten Zeit der Jenaer Universität auf ihr zusammenfanden, geborne Thüringer oder Hessen; ja von Albertus Magnus an bis auf Hegel, Schleiermacher und Herbart vermag ich in der langen Reihe namhafter deutscher Philosophen keinen einzigen Hessen, wenn nicht etwa den darnach benannten, i. J. 1397 verstorbenen Heinrich, und nur einen Thüringer, den zu Heldrungen geborenen und zu Göttingen gestorbenen Gottlob Ernst Schulze nachzuweisen.

Größer ist freilich die Zahl der Männer aus diesen Gegenden, welche sich in der poetischen Litteratur unsers Vaterlandes einen Namen gemacht haben. Hier begegnen uns zuerst im dreizehnten Jahrhundert außer Herbort von Fritzlar, von dem weiter unten nochmals die Rede sein wird, einige Liederdichter, wie Hetzbolt von Weißensee, Christian von Luppin, einer, der schlechthin der Düring heißt, der namenlose Verfasser eines Theils der Lieder über den Wartburgerkrieg, endlich der uns bloß dem Namen nach bekannte Haug von Salza; im sechzehnten und siebzehnten die Hessen Burkard Waldis, Dietrich von dem Werder, Everhard Guerner Happel und Johann Balthasar Schuppe, und die Thüringer Christoph Homburg, Georg Neumark, Joh. Georg Schoch, Christian Friedrich Hunold und Erdmann Neumeister; endlich im siebzehnten und achtzehnten die aus Thüringen oder dem zunächst östlich angrenzenden Landstriche herstammenden Dichter: Daniel Wilhelm Triller, Gotter, Schatz, Manso, Jacobs aus Gotha selbst oder dessen Nähe; Neubeck aus Arnstadt; Ernst Wagner aus dem Meiningischen; Heinse aus der Nähe von Ilmenau; Musaeus aus Jena, Kotzebue aus Weimar; Zachariae und Wezel aus dem Sondershäusischen; v. Brawe und Müllner aus Weißenfels; Gruber aus Naumburg. Aber wer möchte heutiges Tages auch nur einem einzigen unter allen diesen Männern nachrüh-

men, dass er, wenn von deutschen Dichtern die Rede ist, in erster oder nur in zweiter Reihe mitzählte, sofern das Urtheil nicht von vorübergegangener, wenn auch noch so allgemeiner Beliebtheit und großer Berühmtheit abhängen soll, sondern von dem absoluten Werthe ihrer Werke und der Bedeutung, die ihnen bei der geschichtlichen Betrachtung und Darstellung unserer poetischen Litteratur eingeräumt werden kann? Es muss allerdings zugegeben werden, dass unsere Dichterverzeichnisse noch manche Namen enthalten, deren einstigen Inhabern wir die Heimath entweder gar nicht, oder bloß nach Muthmaßungen zu bestimmen vermögen. Dies würde jedoch fast nur von Dichtern aus früherer Zeit, vornehmlich aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert gelten, und wenn sich darunter auch noch Hessen und Thüringer verstecken mögen, so steht mindestens so viel fest, dass zu ihnen die großen, oder gar größten Meister der erzählenden Dichtung sowohl, wie des Liedes nicht gehören.

Wie durchaus verschieden erscheint dagegen das Verhältniss des deutschen Mittellandes zu unserer Dichtkunst, wenn wir uns wieder nach den vornehmsten Pflegstätten derselben in den einzelnen Epochen ihres Bildungsganges umsehen! Ich brauche kaum daran zu erinnern, welche dichterischen Kräfte seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Süden, Westen und Nordosten in Weimar nach und nach zusammentrafen und unter der schützenden und fördernden Gunst eines hochsinnigen und geistvollen Fürsten in regster Wechselwirkung ein neues Blüthenalter unserer Poesie heraufführten. Die hohe ja einzige Stellung, welche der kleine Ort unter allen deutschen Städten noch vor vierzig bis funfzig Jahren einnahm und die er seinem Fürsten und den um ihn sich sammelnden Dichtern allein verdankte, ist jetzt selbst über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus unter den Gebildeten bekannt genug. Ich will daher lieber gleich auf zwei andere für die Geschichte unserer Litteratur wichtige Zeitabschnitte hinweisen, wo ebenfalls in Thüringen unter fürstlichen Gönnern die deutschen Dichter enger als irgend wo anders zusammentraten.

Den ersten, von uns aus gerechnet, bildet der Anfang des siebzehnten Jahrh., wo sich der deutschen Poesie, die bis dahin von allen Ständen geübt worden war, vorzugsweise oder vielmehr ausschließlich die gelehrt Gebildeten bemächtigten und

ihr, nach Abstreifung ihres bis dahin mehr oder weniger bewahrten volksmäßigen, freilich mit der Zeit unscheinbar und unsauber gewordenen Gewandes, ein neues, mehr feierliches und ins Auge fallendes, nur leider fremden Schnitt und ausländische Farbe verrathendes Kleid anlegten. Die Männer, denen wir diese für die Folgezeit sehr einflussreiche Umgestaltung deutscher Dicht- und Darstellungsweise zuzuschreiben haben, befanden sich bei ihren Bestrebungen in einem eigenen Zwiespalt. Einerseits nämlich empfanden die bessern unter ihnen, und hierin trafen sie mit der Gesinnung einiger wackern Fürsten und altadeligen Herren zusammen, das Schimpfliche und Gefährliche in der Hingabe an die Fremde, jener Sucht zur Aneignung und Nachahmung ausländischer Geschmacksweise, Sitte, Form und Sprechart, wozu damals bereits alles bei uns drängte: sie wollten also deutschen Sinn, deutsche Art, deutschen Character, wie in den Äußerlichkeiten des Lebens, so auch in den Gemüthern wahren und festigen, vor allem Andern aber wollten sie dem Kleide des Gedankens, der Sprache, ihre von Alters angeerbte Reinheit und Kraft sichern und zu diesem Ende verfielen sie darauf, eigene Gesellschaften und Verbrüderungen zu bilden, die sich mit erkannter und ausgesprochener Absicht dem Überhandnehmen der Ausländerei entgegenstemmen, das Heimische aufrecht erhalten und schützen sollten. Andrerseits aber wurden die Dichter selbst unwillkürlich von ihrer Zeit und Umgebung nach jener Richtung hingetrieben, die sie bekämpften. So blieb alles, was sie für ihre Zwecke unternahmen, an Äußerlichkeiten haften und verlor sich in Spielereien und Tändeleien, die sie selbst wieder, der Hauptsache nach, dem Auslande abgelernt hatten. Allein sehr merkwürdig bleiben diese Dichter- und Sprachgesellschaften bei alle dem, wenn ihnen auch weiter nichts nachzurühmen wäre, als dass sie in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung noch die Sehnsucht nach der Ehre des Vaterlandes unter den Bessern lebendig erhielten und deutlich erkannten, dass dieselbe mit der Bewahrung heimischer Zucht und Sitte, der Reinhaltung der Sprache und dem Aufschwunge der Dichtkunst eng verbunden sei.

Die älteste und durch den Stand oder das Talent ihrer Stifter und Mitglieder erlauchteste und berühmteste dieser Gesellschaften, die sogenannte fruchtbringende oder den Palm-

orden, sehen wir nun im Jahr 1617 gerade wieder zu Weimar ins Leben treten, wohin auch ihr Sitz und Mittelpunct, nachdem er eine Reihe von Jahren zu Koethen gewesen, vom Jahre 1651 bis 1662 verlegt wurde. Gestiftet von drei weimarischen Herzogen, zwei Fürsten von Anhalt und vier Herren von Adel, unter denen sich der erste deutsche Übersetzer des Ariosto und Tasso, Dietrich von dem Werder, befand, zählte sie bis zum Jahre 1662 unter ihren Mitgliedern einen König und Pfalzgrafen, drei Kurfürsten, hundert und neunzig Herzoge und andere fürstliche Häupter, fünf und neunzig Grafen und Freiherren; von namhaften Dichtern aber: Martin Opitz, Andr. Gryphius, August Buchner, Harsdörfer, Siegmund von Birken, Moscherosch, Homburg, Neumark, Johann Rist, Schottelius u. A., denen entweder ihr Adel oder ihr schriftstellerischer Ruf die Aufnahme in die Verbindung verschafft hatten. —

Ungefähr vierhundert Jahre früher, als die mittelhochdeutsche Poesie eben ihre schönste und reichste Blüthe im Volksepos, der kunstmäßigen Erzählung und dem Liede entfaltete, finden wir, wenn auch nicht in Weimar selbst, doch in dem heutiges Tages eng damit verbundenen Eisenach an dem Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, einige der größten und berühmtesten Dichter jener Zeit in einem so lebendigen Wechselverkehr mit diesem kunstliebenden Fürsten und unter einander, dass die Sage darin frühzeitig genug Wurzel schlagen, das Thatsächliche mit ihren Ranken und Geschlingen überspinnen und zu jenen wundersamen, noch immer nicht ganz enträthselten Gebilden auswachsen konnte, die uns unter dem Namen der Lieder vom Wartburgerkriege erhalten worden sind.

Schon bevor Hermann zur Landgrafenwürde gelangte, als er noch Pfalzgraf von Sachsen hieß und in Freiburg an der Unstrut seinen Sitz hatte, treffen wir an seinem Hoflager den ältesten unter den kunstmäßigen Dichtern dieses Zeitraumes, den Westphalen Heinrich von Veldeke. An dem Hofe zu Cleve hatte er bereits den größten Theil seines Hauptwerkes, der Aeneide nach einem französischen Vorbilde gedichtet, als es ihm entwendet wurde; erst neun Jahre später, wie er uns selbst berichtet, als er nach Thüringen gekommen war, verschaffte ihm der Pfalzgraf das angefangene Werk wieder und hieß es ihn vollenden, was zwischen 1184 und 1189 geschehen sein muss.

Zu Eisenach oder auf der Wartburg begegnen wir aber um das Jahr 1204 den beiden größten Dichtern des ganzen deutschen Mittelalters, dem Wolfram von Eschenbach und dem Walther von der Vogelweide; jener ohne Gleichen in der Erzählung, dieser nicht minder einzig im lyrischen Liede. Dass Wolfram, als er sein herrlichstes Werk, den Parzival dichtete, bereits in einem nähern Verhältniss zum Landgrafen stand, geht aus einer Stelle des Gedichts, worin er Hermann anredet, unwiderleglich hervor: als er es abfasste und vorlesen ließ (denn der Dichter selbst konnte nach eigenem Geständniss nicht lesen), muss er sich zu Eisenach oder Wartburg befunden haben. Späterhin forderte ihn der Landgraf zur Bearbeitung einer Kerlingischen Sage auf und verschaffte ihm dazu das französische Werk, worin sie enthalten war. Wolfram ging auf den Wunsch seines Gönners ein, und fing wahrscheinlich noch am Thüringer Hofe sein zweites erzählendes Gedicht, den Wilhelm von Oranse, an, wurde jedoch, nachdem der Landgraf schon früher gestorben war, durch den Tod, wie es scheint, an der Vollendung behindert. — Von Walther haben wir mehrere Lieder, die an Hermann gerichtet sind und ein näheres Verhältniss zu demselben, sowie des Dichters Aufenthalt zu Eisenach bezeugen. Eins darunter, das ich hier nach Simrock's Übersetzung mittheilen will, schildert uns das bewegte und fröhliche Leben am Hofe des Landgrafen, und die Noth des Sängers, die er zu bestehen hat, ehe er Gehör erlangen kann. Es lautet so:

Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt:
Käm' er dahin, er würde ganz bethöret;
Ich drang so lange zu, dass ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag:
Ein Wunder ist's, dass da noch jemand höret.

Der Landgraf hat so milden Muth,
Dass er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände:
Mir ist sein hohes Thun wohl kund,
Und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände.

In einem zweiten Liede, das im Dienste des Landgrafen gedichtet ist, preist Walther seinen Herrn noch mehr wegen seiner Freigebigkeit, oder wie es damals hieß, Milde, und man hört es aus des Dichters Worten deutlich genug heraus, dass er selbst diese fürstliche Milde wiederholt erfahren habe. Hier heißt es nämlich:

Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde:
Ich halt' es so, dass man mich immer bei dem Besten finde:
Die andern Fürsten alle sind wohl mild, jedoch
So stäte sind sie's nicht: er war es einst und ist es noch.
Drum kann er besser als die Andern mild gebahren:
Er ist im Launenwechsel unerfahren:
Wer heuer prunkt und ist doch über's Jahr so karg als je,
Dess Lob ergrünt und falbet wieder gleich dem Klee:
Thüringens Blume scheinet durch den Schnee:
Lenz und Winter blüht sein Lob wie in den ersten Jahren.

Minder berühmt, als Wolfram und Walther, sind zwei andere erzählende Dichter, die gleichfalls in Beziehung zum Thüringer Hofe standen und von Hermann zur Abfassung zweier uns erhaltener Werke aufgefordert wurden. Der eine ist der bereits genannte Hesse, Herbort von Fritzlar, der den Stoff zu seinem Gedicht vom trojanischen Kriege in einem welschen Werke von dem Landgrafen empfing; der andere, Albrecht von Halberstadt, der diesem Fürsten, nach seiner Niederlassung in Thüringen eine deutsche Umbildung der Ovidischen Verwandlungen widmete, wovon uns indess, außer dem Prolog, nur eine spätere Um- und Überarbeitung geblieben ist.

Weiter wüsste ich keinen Dichter zu nennen, dessen Aufenthalt am Thüringer Hofe zu Hermanns Zeit entweder durch sein eigenes, oder durch das Zeugniss eines Gleichzeitigen außer Zweifel gesetzt würde. Vermuthen lässt sich aber, dass nicht bloß der Kunstdichtung, sondern auch dem epischen Volksgesange der Eingang in die Wartburg unverwehrt war, zumal wenn wir zufolge einer scharfsinnigen Wahrnehmung Lachmann's von den auf uns gekommenen Nibelungenhandschriften einer, wegen der darin durchbrechenden Spracheigenheiten, thüringischen Ursprung werden zuschreiben und glauben dürfen, dass sie für den landgräflichen Hof angefertigt worden sei. Darf

man ferner der Sage trauen, die mit ihrem Zeugniss wenigstens in die letzten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufreicht, so befanden sich um das Jahr 1207 zu Wartburg außer Wolfram und Walther noch von andern namhaften, uns auch anderweitig bekannten Dichtern, ein Reinmar, welches aber kaum, wie das Gedicht vom Wartburgerkriege will und die jüngern Überlieferungen nacherzählen, der von Zweter gewesen sein kann, sondern nur etwa einer der beiden ältern Meister dieses Namens, also entweder Reinmar der Alte, oder Reinmar der Fiedler; dann Biterolf und Heinrich, genannt der tugendhafte Schreiber, und außerdem noch Heinrich von Ofterdingen und Klinsor, von denen jedoch noch immer nicht ausgemacht ist, wie viel Anspruch an sie die Geschichte, wie viel die Sage zu machen hat.

Ich will hier von den in lateinischer und deutscher Prosa, sowie in den gereimten Lebensbeschreibungen der heil. Elisabeth uns zugekommenen Berichten über den sogenannten Wartburgerkrieg nicht weiter reden, da sie ihrem allgemeinen Inhalte nach hinlänglich bekannt sind. Noch weniger mag ich die darnach benannten Lieder, welche unter den Namen jener sieben im poetischen Wettkampf auftretenden Sänger in den Singschulen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts umgingen, näher zur Sprache bringen. Lieber will ich die Aufmerksamkeit gleich für ein Paar andere Erscheinungen aus einer weit früheren Zeit zu gewinnen suchen, die auch in einem sehr nahen Bezuge zu Hessen und Thüringen stehen.

Wenn seit der Zeit, wo in der Geschichte unserer Poesie die Namen der Dichter aus dem Dunkel herauszutreten beginnen, jene deutschen Mittelländer weniger durch Dichter, die sie selbst hervorgebracht haben, als durch ihre kunstliebenden Fürsten, welche die bedeutendsten Talente aus benachbarten oder entfernteren Gegenden an sich zu ziehen und an ihren Hof zu fesseln verstanden, für die Entwickelung und Gestaltung der deutschen Dichtkunst merkwürdig gewesen sind: so sind sie es für eine frühere Periode, wo die Persönlichkeit der Dichter, sofern sie nicht Geistliche waren und kirchliche Stoffe behandelten, noch bis auf völlige Namenlosigkeit hinter den dargestellten Gegenständen zurücktraten, dadurch vor allen andern deutschen Ländern geworden, dass die einzigen Überbleibsel des damals nur noch in vereinzelten Liedern fortlebenden und

sich fortbildenden Volksepos in ihrer Mundart uns aufbehalten und an zwei Orten aufgefunden sind, von denen der eine in Hessen liegt, der andere, wenn er nicht mehr zu Thüringen gerechnet werden sollte, doch ganz hart daran stößt. Ich meine hiermit das sogenannte Hildebrandslied und zwei Gedichte aus dem deutschen Heidenthum, jenes zu Fulda bereits vor längerer Zeit, diese erst im Spätherbst 1841 zu Merseburg entdeckt und bekannt gemacht.

Die Handschrift des Hildebrandsliedes, die gegenwärtig in Cassel aufbewahrt wird und von der eine bis auf die allergeringsten Kleinigkeiten getreue Abbildung von Wilh. Grimm gefertigt ist, besteht aus der ersten und letzten Folioseite einer Pergamenthandschrift, die außerdem ein Paar Stücke der Vulgata enthält. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass diese eher als das deutsche Gedicht geschrieben, die beiden anfänglich leer gelassenen Seiten aber späterhin zur Aufzeichnung der letzteren benutzt worden sind. Entdeckt wurde es von Eccard, der es auch 1729 im ersten Bande seiner „Commentarii de rebus Franciae Orientalis", mit einer Schriftprobe, Einleitung, lateinischen Übersetzung und Erläuterung abdrucken ließ. Achtzig Jahre später wurde es auf's Neue von Reinwald im „Neuen litterarischen Anzeiger" herausgegeben und commentiert. Beide hielten es für niederdeutsche Prosa, und noch Bouterwek führte es 1812 als Fragment eines alten Ritterromans aus der ersten Hälfte des 8. Jahrh. an, obgleich er die Sprache nicht mehr für rein niederdeutsch wollte gelten lassen. Jedoch bereits ein Jahr früher hatte J. Grimm im 2. Bande des „Museums für altd. Litteratur und Kunst" S. 314 bemerkt, dass sich in dem Fragment die Alliteration bestimmt nachweisen lasse, und 1812 führte er den Beweis davon in der mit seinem Bruder gemeinschaftlich besorgten Ausgabe des Liedes von Hildebrand und Hadubrand und des Wessobrunner Gebets. Drei Jahre später lieferte J. Grimm im zweiten Bande der „altdeutschen Wälder" eine in manchen Einzelnheiten, besonders in der Versabtheilung, abgeänderte Herstellung des Textes mit Erläuterungen, hier wie in seiner ersten Ausgabe noch an der Voraussetzung festhaltend, dieses poetische Überbleibsel unserer ältesten Heldenpoesie sei fortlaufende, bis zum fehlenden Schluss fest zusammengefügte Erzählung, eine Ansicht, welche nach dem Erscheinen von Wilh. Grimms treuer Nachbildung des Originals im Jahr 1830, zuerst

von diesem selbst in den Götting. gel. Anzeigen desselben Jahres angefochten, nachher von Lachmann in seiner am 20. Juni 1833 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gelesenen Abhandlung über das Hildebrandslied widerlegt wurde, indem es seinem Scharfsinn gelungen war, in diesem Hildebrandsliede nur eine Reihe vereinzelter, vielleicht nicht einmal richtig geordneter, durch prosaische Zwischensätze hie und da zusammengehaltener Bruchstücke zu entdecken, wie er dies in einer besonders gedruckten Textherstellung auch dem Auge erkennbar gemacht hat. Was seitdem für den Text und dessen Erklärung, namentlich in Grimms Grammatik und in W. Wackernagels altdeutschem Lesebuch, geschehen ist, besteht nur in Einzelnheiten, hat aber noch nicht alle Dunkelheiten und Schwierigkeiten gehoben, die sich hier und da im Ausdrucke darbieten.

Die Aufzeichnung dieser Dichtung verdanken wir vermuthlich zwei Fuldaischen Mönchen, denn dass zwei Hände dabei thätig gewesen sind, lehrt eine genaue Betrachtung der Schriftzüge. W. Grimm meint, ein dritter habe den Schreibern die Worte in die Feder gesagt, wozu Lachmann bemerkt, dass dieser dritte dann wenigstens schwerlich ein Sänger gewesen sein könne; denn wenn er sich auch der Worte nicht genau erinnerte, so hätte ein solcher doch wol selbst soviel von der Kunst verstehen müssen, um den Schreibern das Gedicht in etwas vollkommnerer Form vorzusagen. Ihm ist es wahrscheinlicher, dass beide Aufzeichner, der eine, der den kleinern Theil des geistlichen Inhalts der Casseler Handschrift geschrieben hatte und nun die erste und die letzte leere Seite mit diesen unschätzbaren Bruchstücken ausfüllte, und sein Genoss dabei, von welchem nur acht Zeilen herrühren, sich mit einander aus ihrer weltlichen Zeit her auf die Worte eines Liedes besannen, das sie sonst wol von „bäurischen“ Sängern gehört hatten.

Die Zeit der Aufzeichnung ist gewiss nicht später, als in den Anfang des 9. Jahrh. zu setzen, also in die Blüthezeit der Schule zu Fulda; die Sprache ist eine dem Niederdeutschen sehr nahe stehende mitteldeutsche Mundart, in der thüringische Formen durchblicken; die Versart die, worin alle deutschen Gedichte vor der Mitte des neunten Jahrhunderts abgefasst zu sein scheinen, die alliterierende, mit der besondern Bestimmung, dass jeder Vers, von denen je zwei durch die Alliteration zusammengehalten werden, das Maß von vier Hebungen weit

strenger beobachtet, als dies in andern gleichzeitigen oder noch ältern Gedichten von derselben Bindeart der Fall ist. Die Alliteration, die bekanntlich auf dem Gleichlaut der Buchstaben beruht, mit welchen mehrere der am stärksten betonten Wörter zweier zusammengehörender Verse oder einer Langzeile anheben, wobei aber die einzelnen Vocalanlaute alle unter einander Bindefähigkeit besitzen, die Alliteration, sage ich, befasst hier gewöhnlich drei, bisweilen aber nur zwei, oder auch vier Silben. Ein Beispiel der ersten Art ist:

Hiltibraht joh Hadhubrant untar herjun tvēm, wo die Silben Hilt-, Had- und her- in dem Consonanten h alliterieren. Zwei gebundene Laute, nämlich die Consonanten s sind gleich in der nächstfolgenden Langzeile:

sunufatarungōs iro saro rihtun;

vier ganz gleiche in:

dat Hiltibrant hētti mīn fater: ih heittu Hadubrant,

oder mit sich kreuzender Bindung durch die Consonanten f und w:

fōhēm wortum, hver sin fater wāri.

Einigemal bricht indess auch schon der Endreim neben der Alliteration durch, der bald nachher diese ganz aus der deutschen Poesie verdrängte, einmal sogar in einer Zeile, die gar keine Alliteration hat,

dat sagētun mī ūserē liutī,

eine Zeile, die mehr, als alles übrige thüringisch-hessische Abkunft durch die Form mī für mir bezeugt.

Durch seinen Inhalt greift diese Dichtung in den Sagenkreis von Dieterich von Bern ein. Der alte Hildebrand mit Dieterich von Otacker vertrieben, kehrt nach dreißig Jahren heim, begegnet seinem als Kind zurückgelassenen Sohne Hadubrand, der einzelne dem einzelnen und wird von diesem gezwungen mit ihm zu kämpfen. Ich will hier Lachmanns Übersetzung mit einigen Ergänzungen geben:

„Ich hörte das sagen, dass sich herausforderten im Zweikampf Hiltibrant und Hadhubrant zwischen zweien Heeren. Sohn und Vater besorgten ihre Rüstungen, sie bereiteten ihre Schlachtkleider, gürteten sich die Schwerter an, die Helden, über die Ringe (d. h. Panzer), da sie zum Gefecht ritten. Hil-

4*

tibrant sprach: er war der stolzere Mann, an Geist der klügere: er hub an zu fragen, mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre der Leute im Volke, oder welches Geschlechtes du seiest. Wenn du mir einen sagst, ich weiß mir die andern, du Kind im Königreiche: kund ist mir alles Menschenvolk. — Hadubrant sprach, Hiltibrants Sohn: Das sagten mir unsere Leute, alte und kluge, die vorlängst dahin waren (d. h. die längst starben), dass Hiltibrant geheißen habe mein Vater: — ich heiße Hadubrant.“ —

Hier haben wir wahrscheinlich eine Lücke in dem Gedicht anzunehmen, indem das zunächst Folgende zu der Voraussetzung berechtigt, Hiltibrant habe sich als Hadubrants Vater zu erkennen gegeben, bevor dieser also in seiner Rede fortfahren konnte:

„Vordem gieng er ostwärts (er floh Otachers Hass) fort mit Theotrih und seiner Männer viel. Er verließ im Lande elend sitzen die Frau im Hause, unerwachsenes Kind, erblos — (er ritt gen Osten fort) — das Volk. Nachher traf Theotrihhen Verlust meines Vaters. Das war so freundloser Mann: er war auf Otacher allzu ergrimmt; der Männer liebster war er Theotrihhe; immer an des Volkes Spitze: ihm war immer Gefecht zu lieb: bekannt war er . . . kühnen Männern: ich glaube nicht mehr dass er lebt.“

Diese Rede Hadubrants, hart und starr, aber richtig in der Gedankenverbindung, würde nach unserer Sprechweise etwa so lauten: Hildebrand floh mit Dietrich vor Otackers Hass: nachher verlor ihn Dietrich. Hildebrand war ohne Freunde, auf Otacker zürnend und geliebt von Dietrich, immer an der Spitze des Heeres und zu kampfbegierig: er kann nicht mehr am Leben sein. —

Hier deuten die letzten, in Prosa eingeführten Worte wieder eine Lücke an, in welcher erzählt sein mochte, dass Hadubrand auf den Zweikampf drang und etwa sagte: ich entzog mich nie, feige wie du, dem angebotenen Zweikampfe, worauf wieder in einem gleich zu Anfange mannigfaltige Störungen und Ausfälle des Ursprünglichen verrathenden Bruchstücke, Hildebrands Antwort erfolgt: „Gott vom Himmel, wahrlich noch viel weniger strittest du jemals einen Streit mit einem so nah verwandten Manne“, woran sich dann die weitere Erzählung anschließt:

„Da wand er (nämlich Hildebrand) vom Arme gewundene Ringe, von einem Kaisering (byzantinischer Goldmünze) ge-

macht, wie ihm sie der König gab, der Hunen Herr, (sprechend): dass ich dir's nun mit Huld gebe. Hadubrant sprach, Hiltibrantes Sohn: Mit dem Wurfspieß wird der Mann Gabe empfahen, die Spitze gegen die Spitze. Du bist dir, alter Hun, allzu klug, reizest mich . . . mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speere werfen (d. h. Du lockst mich mit deinen Worten, aber du willst mich mit deinem Speer werfen). Du bist ein so gealterter Mann, wie du ewigen Betrug verführtest (oder uns verständlicher: je älter du bist, je mehr hast du Zeitlebens betrogen). Das sagten mir Seefahrende westwärts über den Wendelsee, dass man Krieg vernahm: todt ist Hiltibrant Heribrants Sohn." — Hiltibrant sprach, Heribrants Sohn: Wohl sehe ich an deiner Rüstung, dass du hast daheim einen guten Herrn, dass du noch durch diese Obrigkeit nicht verbannt worden bist. Wehe nun, Herrscher Gott, Wehschicksal geschieht. Ich wallte der Sommer und Winter sechzig außer dem Lande, wo man mich immer bestimmte in die Schar der Schützen, dass man mir nirgend an einer Stadt den Tod befestigte: und nun muss mich mein trautes Kind mit dem Schwerte hauen, treffen mit seiner Hacke, oder ich ihm zum Tode werden! Du kannst ja leicht, wenn dein Muth etwas taugt, an einem eben so stolzen Mann Rüstung gewinnen, Raub erbeuten, wenn du da irgend Recht hast."

Auf diese Rede des Vaters, der Sohn werde leicht einen andern Mann zu bekämpfen finden, den er anzugreifen mehr Recht habe, fehlt die Erwiederung. In dem Folgenden erklärt sich der Vater zum Kampf bereit.

„Der sei doch nun der feigste der Ostleute, der dir nun Kriegweigere, nun dichs so wohl gelüstet. Die handgemeine Schlacht versuche, den Kampf, wer von uns sich heute der Beuten rühmen solle, oder dieser Panzer beider walten. Da ließen sie zuerst mit Eschen schreiten (d. h. die Pferde mit den Eschenspeeren), mit scharfen Schauern, dass es in den Schilden stand (d. h. stecken blieb). Dann traten sie zusammen die Schwertschwinger (?); sie hieben schmerzlich weiße Schilde, bis ihnen ihre Linden (nämlich Schilde aus Leder und Lindenbast) klein wurden gemacht, und nicht zu den Bäuchen —" Hier bricht unser Gedicht ab; den Ausgang des Kampfes erfahren wir nicht. Nach spätern Darstellungen der Sage be-

siegt der Vater den Sohn, versöhnt sich mit ihm und beide reiten auf die Burg zu Gattin und Mutter.

In dem Hildebrandsliede besitzen wir bis jetzt das einzige Überbleibsel eines altdeutschen Heldenliedes aus der Periode unserer Litteratur, die dem zwölften Jahrhundert voraufging; und je sicherer wir in der Annahme sein dürfen, dass unser Heldenepos im 9. und 10. Jahrh. bereits in vollster Blüthe stand, desto unschätzbarer sind uns diese Bruchstücke, weil sie uns vorzugsweise die Umrisse und Farben zu dem Bilde liefern müssen, das wir uns von dieser Art der Poesie zu entwerfen vermögen. Darnach aber, so wie nach dem, was wir aus den durch ihren Inhalt dem althochdeutschen Heldenepos nah verwandten alten Eddaliedern und der altsächsischen, den Ton der alten Volkspoesie noch ziemlich festhaltenden Evangelienharmonie zu diesem Behufe entnehmen können, scheinen vor dem zwölften Jahrhundert in Deutschland noch keine größeren Dichtungen bestanden zu haben, die in fortlaufender, geordneter Erzählung und planmäßiger Entwickelung eigentliche Heldensagen von mehr oder minder bedeutendem Umfange wiedergegeben hätten. Vielmehr werden diese Stoffe wol nur in einzelnen Liedern dargestellt worden sein, die zwar immer das lebendige Bewusstsein von einem ganzen Sagenkreise bei den Zuhörern voraussetzten, sich auch wol auf einander bezogen, aber immer nur eine einzelne Begebenheit aus der Masse heraushoben und diese in gedrängter, oft springender, nie bei einem Puncte lange verweilender und leicht in dramatische Lebendigkeit übergehender Erzählung veranschaulichten. Dabei scheint dieser Poesie früh ein Vorrath von wiederkehrenden Wendungen, Umschreibungen und bildlichen Ausdrücken eigenthümlich gewesen zu sein, der den Sängern die poetische Umkleidung des Stoffes erleichterte, auf der andern Seite aber auch die individuelle Ausmalung von Charakteren und Begebenheiten hemmte und eine gewisse Schroffheit und Starrheit in diese Darstellungsweise brachte, wie sie auch unser Hildebrandslied nicht verleugnen kann. —

Wenden wir uns jetzt zu den Merseburger Gedichten.

Als J. Grimm 1835 seine deutsche Mythologie herausgab, konnte er das einstmalige Dasein einer reichen Götterwelt in der Vorstellung unserer Vorfahren, sofern dabei nur von den eigentlichen Deutschen und nicht zugleich von ihren scandina-

vischen Stammverwandten die Rede sein sollte, durch kein einziges schriftliches Zeugniss in deutscher Sprache, das noch in die Heidenzeit zurückreichte, beweisen; und es gehörte die ganze staunenswürdige Gelehrsamkeit, der feine Tact, das wunderbare Ahnungsvermögen, endlich der seltene Scharfsinn und die glänzende Combinationsgabe dieses echt deutschen Mannes dazu, aus den scheinbar entlegensten Gebieten der Litteratur, aus der Sprache, den Sitten, der Geschichte, den Sagen und Märchen, dem Aberglauben, den Bezeichnungen von Naturerscheinungen, Örtlichkeiten, Thieren, Pflanzen, Gesteinen und Sternbildern die Ergebnisse zu gewinnen, die er in jenem unvergleichlichen Buche niedergelegt hat. Was noch nach wenigen Jahren niemand zu hoffen wagte, Bestätigung der Grimmschen Sätze durch Gedichte mythischen Inhalts aus dem deutschen Heidenthum, das hat auf die überraschendste Weise seitdem Statt gefunden. Professor Waitz, gegenwärtig in Göttingen, im November 1841 bei mir einsprechend, um in Pforte etwa Ausbeute für die von Pertz herausgegebenen „Monumenta Germaniae historica" zu finden, ging von hier aus nach Zeiz und von da nach Merseburg, die dortigen Stiftsbibliotheken und Archive in gleicher Absicht zu durchsuchen. An letztgenanntem Orte findet er in einer Handschrift, welche der Bibliothek des Domkapitels angehört, und die nur bekannte kirchliche Stücke zu gewähren scheint, auf einem Blatte in schöner Schrift des 9. Jahrh. die schon anderweit bekannte deutsche Entsagungsformel, wie sie den Täuflingen unter den neubekehrten Heiden vorgelegt wurde, weiterhin aber auf einem andern Blatte von anderer Hand, die mit Sicherheit dem Beginne des 10. Jahrh. beigelegt werden darf, mitten unter kirchlichen und frommen Sätzen zwölf altdeutsche Zeilen, in denen J. Grimm, dem sie mitgetheilt werden, alsbald zwei unter sich unzusammenhängende, alliterierende Gedichte, offen heidnischen Inhalts, erstaunt anerkennt. Bereits am 3. Febr. 1842 liest Grimm darüber in der Akademie der Wissenschaften, und nicht gar lange darauf erscheint diese Vorlesung unter dem Titel: „Über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums", nebst einem getreuen Facsimile der Handschrift im Druck, so dass noch im Laufe des Sommers ein anderer Gelehrter, W. Wackernagel seinem eben fertig gewordenen Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuch in der Vorrede eine Revision des Tex-

tes und eine theilweise von der Grimmischen abweichende Erklärung desselben anzufügen vermag.

Ich will, da beide Gedichte nur von so geringem Umfange sind, sie in der Ursprache und Übersetzung mittheilen. Das erste, von Grimm **Idisi**, d. i. Nymphae, überschrieben, lautet so:

> Eiris sâzun idisî, sâzun hera duoder,
> sumâ hapt heptidun, sumâ heri lezidun,
> sumâ clûbôdun umbi cuoniowidi,
> insprincg haptbandun, invar wîgandun.

nach Grimms lateinischer Übersetzung: Olim sedebant nymphae, sedebant huc atque illuc, aliae vincula vinciebant, aliae exercitum morabantur, aliae colligebant serta, insultum diis complicibus, introitum heroibus; — wogegen Wackernagel, mit zwei geringen Abänderungen im Text, deren eine noch dazu durch die Handschrift begünstigt wird und der Überschrift: Zauberspruch über die Fesseln eines Kriegsgefangenen, übersetzt:

„Vormals saßen Weiber, saßen her (und hin): die einen Fesseln fesselten, die andern das Heer aufhielten, die andern pflückten nach Kniestricken. Entspringe den Fesselbanden, entgehe den Feinden!“

Die Hauptabweichung beruht auf der verschiedenen Auffassung der letzten Zeile; ich möchte jedoch, da, wie wir später sehen werden, die Bestimmung dieser Verse zur Zauberformel wol keinem Zweifel unterliegt, der Wackernagelschen Auffassung und Übersetzung den Vorzug geben, zumal die Grimmsche, nach seinem eigenen Geständniss, mancherlei Schwierigkeiten darbietet. Beide Gelehrte stimmen aber darin überein, dass die **Idisî** hier nicht bloß **Weiber** schlechthin bedeuten, wie anderwärts, sondern Weiber göttlicher Art, Schlachtjungfrauen oder Valkyrjen. Den Beweis dafür führt Grimm in seiner Vorlesung mit Bezug auf die deutsche Mythologie. — Wenn jedoch noch jemand zweifeln könnte, dass in diesen Versen wirklich ein Denkmal aus dem deutschen Heidenthum uns vorliege, so wird er jedes Bedenken müssen bei dem zweiten Stücke fahren lassen, das aus folgenden acht alliterierenden Langzeilen besteht, von Grimm überschrieben **Balderes volo**, d. i. **Balderi equuleus**, von Wackernagel: Zauberspruch über den verrenkten Fuß eines Pferdes.

Phol ende Wôdan vuorun zi holza,
du wart demo Balderes volon ſîn vuoz birenkit;
thu biguolen Sinthgunt, Sunnâ era ſuiſter,
thu biguolen Frûâ, Vollâ era ſuiſter,
thu biguolen Wôdan, ſô he wola conda,
ſôſe bênrenkî, ſôſe bluotrenkî, ſôſe lidirenkî,
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, ſôſe gelîmida ſîn.

Nach Wackernagels Übersetzung, die von Grimms hier nicht abweicht:

„Phol und Wodan begaben sich zu Walde: da ward dem Balders Fohlen sein Fuß verrenkt: da besprach ihn Sinthgunt (und) Sunna, ihre Schwester; da besprach ihn Frûa (und) Volla ihre Schwester; da besprach ihn Wodan, wie er wol verstand, so die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung, wie die Gliederverrenkung, Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien."

Hier haben wir zunächst den schon anderweitig für Deutschland feststehenden Hauptgott Wôdan, hochdeutsch Wuotan, nordisch Odhin; dann die aus der nordischen Mythologie bekannten, bis dahin für die deutsche mehr oder weniger nur gemuthmaßten Gottheiten Balder, Sonne, Folla (abundantia) und Freyja, in altdeutscher Form Frûa, wenn nicht, wie Wackernagel will, in der Handschrift Frîja gelesen werden muss, worauf allerdings unser nach der Göttinn der Liebe genannter sechster Wochentag Freitag, früher Frîtac, führt; endlich zwei bisher auch dem Norden ganz unbekannte Gottheiten, eine männliche Phol und eine weibliche Sinthgunt; letztere bezeichnet dem Namen nach und als Schwester der Sonne wahrscheinlich ein wanderndes Gestirn, welches? wagt Grimm nicht zu sagen; man könnte aber an den Mond denken, wenn der nicht andere Namen führte. Am räthselhaftesten ist Phol; doch tritt auch dieser Name, nachdem er einmal die Aufmerksamkeit erregt hat, immer individueller und lebendiger aus dem Dunkel, wie insbesondere einige Mittheilungen Grimms in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum (2, 188. 252.), worauf ich mich hier aber nicht näher einlassen mag, darthun können.

Dass beide Gedichte erst im Anfange des 10. Jahrh. in dem Merseburger Codex aufgezeichnet sein dürften, ist bereits

bemerkt worden. In der Nähe ihres Fundorts müssen sie der Sprache nach zu urtheilen auch abgefasst, wenigstens niedergeschrieben sein: denn die Sprache weist an die Saale nach Thüringen hin, wo sich althochdeutsche und altsächsische Zunge berührten. Ersterer stehen diese Verse näher, als das Hildebrandslied, das entschiedener sächsische Färbung trägt, namentlich in der Festhaltung des Consonanten t für das hochdeutsche in den Merseburger Stücken vorfindliche z.

Wie ist es aber zu erklären, dass man zu christlicher Zeit bei dem Ankämpfen der Geistlichkeit gegen alles, was mit dem alt-germanischen Götterglauben zusammenhing, diese dahin offenbar einschlagenden Verse aufzeichnete? Ja noch mehr, wie konnte ein Geistlicher oder Mönch, denn von solcher Hand kann mitten unter geistlichen Dingen die Aufzeichnung nur geschehen sein, es über sich gewinnen, dergleichen vor dem Untergange zu retten? Hierauf gibt Grimm befriedigende Antwort.

„Den ersten Christen galten, wie in der deutschen Mythologie gezeigt ist, die heidnischen Götter für verhasste, nicht für völlig machtlose Wesen. Selbst die Kirche war nicht abgeneigt, römische oder deutsche Gottheiten als bösartige Dämonen aufzufassen, deren ehemalige Herrschaft jetzt dem Reiche des wahren Gottes weichen müsse. Die heidnischen Götter traten zurück in einen schauerlichen Hintergrund, der ihre wohlthätigen Eigenschaften und selbst ihre alten Benennungen allmählig schwinden ließ, eine gewisse teuflische Macht und Einwirkung aber an die Stelle setzte. Und wie wir in noch späteren Zeiten allmählig ein System von Teufeln und Hexen sich entfalten sehen, dem die alten Götter und weisen Frauen der Heiden zum Grunde lagen, nach welchem aber wirkliche Zaubereien und Beschwörungen geübt wurden: so werden auch jene heidnischen Lieder mit den verrufenen Götternamen frühe schon als ein nicht gerade unstatthaftes Mittel zu Heilungen und Besprechungen gegolten haben. Es ist beinahe nicht zu zweifeln, gar manche solcher Zauberformeln, wie sie die meistens mündliche Überlieferung folgender Jahrhunderte noch mehr entstellt, aber doch fortgepflanzt hatte, beruhen ihren fast immer erzählenden Eingängen nach auf heidnischen Liedern und Weisen, nur dass nach und nach an den Platz der alten

Eigennamen absichtlich verdrehte, ersonnene oder anders woher entlehnte traten."

Wer gegen diese Erklärung Bedenken tragen könnte, wird es aufgeben, wenn er erfährt, dass der gesammte Inhalt des zweiten Gedichts in einer solchen jungen Zauberformel auch wirklich herauszuerkennen ist und zwar in einer, die in weitentlegener Gegend, in Scandinavien, erst im vorigen Jahrhundert aufgezeichnet worden, und also lautet:

„Jesus ritt zur Heide, da ritt er das Bein seines Fohlens entzwei. Jesus stieg ab und heilte es, er legte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch, er legte darauf ein Blatt, dass es in derselben Stelle bleiben sollte."

Man sieht, hier sind unter dem Einflusse des Christenthums die heidnischen Gottheiten der Person Jesu gewichen, in welchem der Besitzer des Fohlens Balder und der zauberkundige, heilende Wodan zusammenfallen. Die Idee ist dieselbe, wie in dem heidnischen Gedichte, ja zum Theil selbst der wörtliche Ausdruck. Was aber besonders merkwürdig ist, dieselbe Idee finden wir in fast tausendjährigem Abstande an den Ufern der Saale und in Dänemark auftauchen. Ist dies nicht Beweises genug, dass wir in unserem Gedichte Vorstellungen festgehalten sehen, welche dem ganzen heidnischen Germanenthum eigen waren?

Fragen darf man auch, wie kam der Schreiber des Merseburger Codex, dem wir diese Stücke verdanken, zu ihnen? Es bleiben als Antwort nur zwei Annahmen übrig, wenn man erwägt, dass Thüringen bereits im 8. Jahrh., Sachsen aber im Beginne des 9. bekehrt worden waren. Entweder fand der Geistliche zu Anfang des 10. Jahrh. unsere Zaubersprüche schon anderswo aufgezeichnet, oder er empfing sie aus mündlicher Überlieferung. Grimm neigt sich zu der zweiten Annahme und ich denke, wir können dem beistimmen.

III.

ZUR LITTERATUR FISCHARTS.

SONETTE.

MITGETHEILT VON DR. O. SCHADE.

Es wird in dieser Zeitschrift mehrfach Gelegenheit genommen werden, die Betrachtungen unserer Leser auf Johann Fischart zu lenken, jenen grösten Dichter des sechszehnten Jahrhunderts und geistvollsten deutschen Humoristen überhaupt, der durch eine seltsame Laune des Schicksals zwei Jahrhunderte lang fast verschollen war und auch jetzt noch kaum von Wenigen näher gekannt ist. Wir werden die verschiedenen Richtungen seiner literarischen Thätigkeit charakterisieren, seine bedeutendsten Schriften eingehender Besprechung unterziehen und Mittheilungen über bisher noch unbekannte oder unbeachtete Poesien von ihm machen. Eine Mittheilung letzterer Art sind die nachfolgenden Sonette, die, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Geschichte des Sonettes in Deutschland (weil sie mit zu den frühesten Versuchen gehören diese fremde Form uns heimisch zu machen), ihrem Inhalte nach, gerade als politische Dichtung, einen werthvollen Beitrag zum Charakterbilde Fischarts liefern. Es sind diese Sonette neuerdings nicht gedruckt und wol kaum Einigen (wenn überhaupt Mehreren) bekannt. Als Karl Gödeke seine mit umfassender Kenntnis gearbeiteten Elf Bücher deutscher Dichtung veröffentlichte,

wuste er wol um ihre Existenz (siehe daselbst Seite 160), konnte sie aber nicht mittheilen, da der Einzige der sie damals bekannter Maßen besaß, sie ihm vorenthielt. Das Buch, in dem sie enthalten sind, befindet sich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, ein zweites Exemplar auf der herzoglichen Bibliothek zn Wolfenbüttel, Politic. 89. 12. Dieses Buch führt folgenden Titel: Offentlichs vnd | inn warheit wolgegründts | Außſchreiben der vbelbefridigte Stånd in | Franckreich, die sich Mal Content | nennen: Inhaltend | Die Wunderlich Beſchreibung | des Lebens, verhaltens, thun vnd Weſens | der CATHERINE von MEDICIS | der König in Franckreich | Mutter. | Darinnen gründtlich weiß vñ weg | dardurch ſie ſich in die Regierung des Reichs | eingeſchleiffet, auch ſolche noch alleweil zu verderb vnd | vntergang deſſelbigen statt vnd wolfahrt | vnrechtmåßig vorhålt, be | ſchriben wird: | Auß dem Frantzöſiſchen ins | Teutſch gebracht | durch Emericum Lebuſium. | Neun Bogen in Octav, unpaginiert aber mit Zählung der Bogen. Auf I V b beginneu die Sonette unter der Ueberſchrift An Ehr vnd Billigkeit | liebende Leſer. | Etlich Sonnet. Huldrich Wiſart. | Sie nehmen etwas über vier Seiten ein. Fiſchart nennt sich hier Huldrich Wiſart, ein Name, den er sich auch anderweitig beilegt z. B. vor dem Gedichte in der Schrift Wacht frůe auff, das überschrieben ist An jedes auffrecht redlich Teutſch | Geblůt vnd Gemůth | und anhebt Ja billich ſagt im Sprichwort jhr | Vnbill ſtoß auff die Thůr etc.

Die Sonette sind gerichtet gegen Katharina von Medicis, die schöne, geistreiche, kunstliebende, intriguante, herrsch- und prunksüchtige Florentinerin, geb. am 13. April 1519, einzige Tochter Lorenzo's von Medicis, Herzogs von Urbino, und Nichte des Papstes Clemens VII. Sie ward 14 Jahre alt mit dem zweiten Sohne Franz I. von Frankreich, dem Prinzen Heinrich, vermählt. Das Beilager ward im October 1533 zu Marseille gefeiert. Man gab ihr viele Grausamkeiten Schuld; sie habe den 1536 verstorbenen Dauphin vergiftet, um ihren Gemahl an die Regierung zu bringen. 1549 zur Königin gekrönt wuste sie sich das Vertrauen ihres Gemahls so zu erwerben, dass er sie, als er 1552 nach Deutschland zog, zur

Regentin machte. Als dieser Heinrich II. 1559 starb, kam ihr ältester Sohn als Franz II. an die Regierung, den sie durch alle Lustbarkeiten zu verlocken und zu entnerven suchte, um ungestört schalten und walten zu können. Der Tod dieses Franz gab die Zügel der Regierung während Carl IX. Minderjährigkeit ganz in ihre Hände. Unaufhörliche Intriguen zwischen den Parteien anzettelnd, bald für bald gegen die Protestanten, zog sie sich immer mehr und mehr Haß zu. Sie war es, die Carl den IX., als er zur Regierung gelangt war, zu jenem Blutbade bestimmte, das unter dem Namen der Pariser Bluthochzeit eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Nach Carl's IX. Tode führte sie aufs Neue die Regentschaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie starb 1589 in einem Alter von 70 Jahren. Man gibt ihr mit Recht Schuld, dass sie zum Ruine der französischen Sitten unendlich viel beigetragen.

Wir lassen nun die Sonette folgen, eine Gruppe, deren letztes als Abschluss durch einen Coda von fünf neunsilbigen auf einander reimenden Versen verlängert ist. Wir regeln die wilde Schreibung des Druckes und bessern einen offenbaren Druckfehler, nemlich 7, 5 stahn für stehn.

AN EHR UND BILLIGKEIT
LIEBENDE LESER.
ETLICH SONETT.
HULDRICH WISART.

I.

In dem haus (ſpricht man) ſtehts nicht wol
Und muß gewis was bös gemanen,
Wann die henn kreht über den hanen,
Da ſie doch dafür gachſen ſol
Zu leichtern iren eierſtol.
Alſo wie vil mer muß es hön
In einem regiment dann ſtehn,
Welchs größer iſt und ſorgen vol,
Wann die henn wil die hanen füren:
Da muß ſie die gewis verfüren.

Denn es ist wider die natur
  Daß das schwächer das stärker fürt,
  Das unzierlichst das zierlichst ziert:
Welch ungleicheit dient zur aufrur.

2.

Denn iedes rechtes regiment
  Sol gleichsam gstimmt sein wie die seiten
  Die sich all in einander leiten.
Wann aber auf dem instrument
Die gröbst seit sich von andern trennt
  Und wolt nicht mit in stimmen ein,
  Sondern derselben exlex sein:
Da ist die music schon geschänt.
  Also wann auch in königreichen
  Das weiser sol dem albern weichen
Und das nicht herschen sol wil gbieten:
  Da nemen solche regiment
  Oder ein endrung oder end:
Dann uneins hirten nicht wol hüten.

3.

Wie ir dann solchs in Frankreich secht,
  Da nur ein florentinisch henn,
  Ein alte seit und faule senn,
Die Gallos und das hanengschlecht
Wil zu capaunen machen schlecht
  Und aus den Galliern Galliner,
  Auß freien Franken frauendiener,
Auß musicseiten sennengflecht.
  Darumb weil sich die rein quintseiten
  Nicht nach dem alten trumscheit leiten
Und der han sich seins kams ermant
  Und nicht die henn zum meister leidt,
  So sicht man heut ein solchen streit
Die henn zu treiben in irn stant.

4.

Dann welches ſchreit auß ſeinem ſtant,
Dasſelb zerreißt das menschlich bant,
Schafft unwill und groß misverſtant
Und verunruhigt ſtat und lant,
Weil hochmuth findet widerſtant.
Darum got alles recht erſchuf
Ein iedes gſchlecht in ſeim beruf,
Den man dapfer mit rat und hant,
Das weib blöd ſtill zu der haushaltung:
Und ie ſtiller iſt ir verwaltung,
Ie beßer iſt dieſelb beſtellt.
Denn ins haus ghört kein rechten fechten
(Es wird ſonſt böſes garn ſich flechten),
Sondern aufs rathaus und ins feld.

5.

Und wie es eim man übel ſteht,
Wann er ſich weiber gſchäft annimpt:
So übel es ſich auch gezimpt,
Wann ein weib mansgeſchäft hie thet,
Der man ein Gret, das weib als nöt,
Wann Sardanapalus wil ſpinnen,
Semiramis die lant gewinnen:
Welchs tyrannei iſt al zu ſchnöd,
So die leut machet widerſinnig.
Drumb liſt man vom Egypten könig,
Der, daß er ſein volk weibiſch ſchafft,
Ließ männer thun der weiber gſchäft,
Weiber anmaßen männer kräft:
Damit keins bhielt ſein eigenſchaft.

6.

Solchs that er, weil er ſich befart,
Sein volk möcht in umb tyrannei
Bekriegen, ſich zu machen frei.
Übt aber nicht auch ſolche art

Die königin, wie man erfart,
Die, daß man nicht irm mutwill steur,
Außrotten wil die manschaft teur?
O da wert all so tregt ein bart!
Gleichwol sag ich nicht, daß nicht auch
Ein weib mög herschen nach landsbrauch,
Für nemlich wann sie in irm stat
Pfleget der männer rat und that:
Dann solches man noch lieber hat
Als herrn die weiber han zu rat.

7.

Sonder die frechlich understahn
Sich wider gsatz und on all wal
Zu stecken in gschäft überal,
Den (sag ich) sol man widerstahn,
Weil in der gwalt nicht zu wil stahn.
Darumb nur, ir Franzosen, dran!
Erweist daß hanen mut ir han!
So wirt euch alles glück zu gahn.
Erweist daß ir von Teutschen kommen,
Von Franken frei, den alten frommen!
Dann so kein frembden han ir duldet
Der euch hersch, wann er euch nicht huldet:
Wie solt ir nicht die henn verdammen,
So frembd die hanen hetzt zusammen,
Daß sie einander selbs erlamen
Und gar außrotten iren stammen?
Derhalben dran ins herren namen!
Secht, ob man ein wild henn mag zamen
Und iren grimmigen eirsamen!

IV.

EIN PASQUILL

AUS DER ZEIT

DES DREISZIGJÄHRIGEN KRIEGES.

MITGETHEILT DURCH OSCAR SCHADE.

Ein äußerſt intereſſantes Paſquill aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges findet ſich auf 4 Blättern in Quart, ohne Ort und Jahr, unter dem Titel

SPECULUM
IMPERII ET MUNDI.
Das ist
Reichs- und Welt-
Spiegel,
Darinn eines Jeden Standes vnd Ampts Eigenſchafft / gleich als eine Quinta eſſentia extrahiret
vnd gezeiget wird/
Durch einer jeglichen Perſonen eigenen Außſpruch.
(Holzschnitt)
Im Jahre / Da ein jeder zum euſſerſten wündſchet
Candida pax orbi reddare recurre reviſe
Erige, conſorta quae ſera bella fugant.

Hier folge nun dies Pasquill in geregelter Schreibung.

Reichs- und Weltspiegel.

Papſt

Ich wil das geiſtliche und weltliche Schwert wider meine Feinde brauchen.

Herzog in Friedland

Urbane, daß man das Schwert einſtecke! Denn wer das Schwert nimbt, der ſol durchs Schwert umbkommen.

Römiſcher Keiſer

Ich proſequiere meine Victorien, die mir Gott in meine Hände gibt, biß ich austilge was mir und meinem Haus ſchaden kan.

König in Spanien

Ich dacht, es were nun ſchon alles im Reich gewonnen: ſo ſehe ich itzo erſt, daß die Würfel noch anf dem Tiſch liegen.

König in Frankreich

Vor dißmal ſucht ich nicht Königreiche noch Länder ſondern juſtitiam und aequilibrium.

König in Engelland

Aller Anfang iſt ſchwer.

König in Denemark

Das Spiel wird erſt recht gut, und iſt mir vaſt leid, daß ich aufhören muß mit zu ſpielen.

König in Schweden

Ego dabo inimicis meis in faciem vulnus immedicabile.

Poln.

Es iſt Gottes Werk.

Churfürſt von Mainz

Ich ſehe daß man auch umb unſern Gewand ſpielet. Wann ich nur vorher gewuſt, daß die Cron Spanien ſo ein groß verlangen nach unſern langen churf. Röcken getragen, ſo wolt ich bei meinem interceſſore ſollicitieret haben, daß er ihn den ſeinigen vor ſeinem Abſterben in ſeinem Teſtament vermacht haben ſolt.

Churfürſt zu Köln

Ich fürchte böſe Nachbaren.

Chur Trier

Ich auch.

Chur Baiern

Jetzt wer es Zeit daß man Friede machete, ſo könte ich in meiner Öconomie wol beſtehen.

Chur Sachſen

Cunctando reſtituam rem.

Chur Brandenburg

Poſitus ſum in medio: quo me vertam neſcio.

Jüngerer König in Denemark

Ich ſchweig und gedenke.

Erzbiſchof zu Bremen

Es iſt leider ſchlecht beſtellt.

Herzog zu Mechelburg

Wie der Keiſer ſo viel Fürſten machete und gleichwol Teutſchland nicht größer machen konte, hette ich leichtlich denken ſollen, daß die alten Fürſten endlich den neuen würden Platz machen müßen.

Herzog Friedrich Ulrich zu Braunſchweig

De quo gaudeam non habeo.

Herzog Chriſtian zu Lüneburg

Wenn wir Alles gethan haben, ſo müſten wir dennoch ſagen: wir ſind unnütze Knechte.

Herzog zu Pommern

De profundis clamavi ad te, ſed occultaſti te a meis clamoribus.

Herzog zu Würtemberg

Vereor mihi eſt.

Spinola

Mein Glück und Reputation
Laufen beid mit einander davon.

Peter Heinz

Peſtis eram vivus, moriens ero mors tua, Hiſpane!

Gräfenhagen

Der Palaſt vor den König in Denemark iſt nunmehr vergeblich zugerichtet.

Ungarn

Gaudeamus libertate!

Böheimb

Fuimus in multis tribulationibus.

Schleſien

Eandem jacturam fecimus.

Mehren

O miſera provinciarum!

Lausnitz

Inter ſpem et metum.

Böheimische Ständ

Spe fallimur.

Malae Contenten

Monstrum horrendum ingens cui lumen ademtum.

Calvinisten im Reich

Ach Gott, sei uns armen Calvinisten genädig!

Confiscationis Commissarii

Terrori sumus multis.

Deren Güter confisciert werden sollen

Maximo periculo lucrum fecimus, sed nescimus cui.

Edictmacher

Nimis præpostere!

Evangelische Gemein

Media vita in morte sumus : quem quaeremus adjutorem?

Österreich

Es ist mit unserm Thun verloren,
Verdienen doch nur eitel Zoren.

Teutscher Krieg

Dum singuli pugnant, universi vincuntur.

Union.

O pater omnipotens, vituli miserere unionis,
quem Mors praeveniens non finit esse bovem!

Reformierte Unterpfalz

Was Thorheit in der Welt! Meinst du, catholische Obrigkeit, daß du mir meinen alten Gott und vorigen lieben Herrn aus dem Herzen gerißen? Nein traun! Du hast mich gequelet, wirst wieder von den Holländern gequelet werden. Wie du mich mit List und Sinceration Schreiben gefangen, also wil ich dich auch in Feßel und Bande legen helfen, dadurch mir und allen redlichen Teutschen die edle Freiheit wiederumb erwerben.

Anspacher ex inferno

Hispanicum rapidis jam nunc liquet ignibus aurum.

Anspacher Seel

O pater Abraham! crucior in hac flamma. quia multos habeo fratres, ne veniant in locum, mitte ad illos Fridricum, ut dicat illis, longe lateque fugiant munera Hispanica.

Alter Graf von Turn

O socii, neque enim ignari sumus ante malorum,
O passi graviora, dabit deus his quoque finem.

Graf Ernſt Mansfelt

Per varios caſus, per tot discrimina rerum
Tendimus in requiem ſedes ubi fata quietas
Oſtendant.

Graf Tilli

Hos ego verſiculos feci, tulit alter honores.
Sic vos non vobis vertitis aſſa canes.

Graf Collaldo

Ach Gott, wie ſind der Feind ſo viel!

Bethlehem Gabor

Verziehet ein wenig! Ich wil bald kommen und auch mit ſpielen.

Türkiſcher Keiſer

Signori, haltet ein wenig inn! Ich kan des heiligen Grabs nicht umbſonſt hüten.

Moſcowiter

Neutralitas periculoſa.

Türke

Wir trauen keinen Sincerationibus.

Soldaten im Reich

Ach Gott, wie ſitzen wir uns ſo krumb und lahm an der Contribution Tafel! Wenn doch nur das churſächſiſche Confect möchte bald aufgetragen werden!

Catholiſche Liga

Manus noſtræ oculatæ ſunt : credunt quod vident.

Churfürſtl. Collegium

Fürwar wir werden des Ruhms mangeln, den wir bei der Poſteritet haben ſollen.

Teutſche Freiheit

Video extremam unctionem.

Prætextus Juris

Vis mihi, cara mater : nam ferreis gaudeo ſceptris.

Juſtitia

Sub terris lateo donec ſuperfluat ira.

Jus novum

Sic volo, ſic jubeo.

Religionsfried

Extrema cano.

Reichs Conſtitutiones

Aurum cedit ferro.

Augspurgische Confession

Non sum quæ eram.

Deutschland

O weh, o weh der großen Not!
Der Religionsfried ist tot.

Zukünftiger Reichstag

Wilt du nicht, so must du.

Niedersächs. Kraiß

Spemque metumque inter dubia seu vivere credunt,
Sive extrema pati, ne jam exaudire vocatos.

Hänse Städte

Sinceri sumus sinceris, perfidi perfidis: sic ars delutitur arte.

Dänemärkische Reichsstände

Unser König überantwortet sich den Peinigern.

Niedersächs. Krieg auf den Frieden

Fürwar wir werden nun nicht ehe heraus hommen, biß wir den letzten Heller bezahlen.

Dänemärkischer Fried

Pecta tam suspecta quam ignominiosa.

Jus rationis

Wie man mir unter Augen gegangen, also wil ich mich wiederumb verhalten.

Stralsund

Der Schiffer hat uns bald unsern Sincerationszeug über einen Haufen geworfen, und wenn unser Stadt nicht mit Ketten were an den Himmel gebunden gewesen, hette er sie nieder gerißen.

Magdeburg

Ich habs wol gedacht, die Reihe werde auch einmal an uns kommen.

Erzstift Magdeburg

H. Churfürst zu Sachsen, man sagt meine Thumbkirche hette jetzo zween Erzbischove drinnen, und des Keisers Sohn bitte ich gar von Herzen schon, sag mir, welchen unter diesen beiden sol ich für meinen Erzbischof halten?

Neuer Mechelburgischer Herzog

Meliora spero.
Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.

Fürst von Eggenberg

Mein Verdienst beim Keiser erfordert auch ein Reichsfürstenthumb zur recompens: wil Würtemberg nicht pfeifen, so hab ich schon das Maul gespitzt.

Evangelische Reichsstände

Si bona suscepimus, cur bona non sustineamus? Ecclesia dedit, ecclesia abstulit.

Chorus Evangelicorum ad Electorem Saxoniæ

Sancte Johannes, o sancte Georgi, ora pro nobis!

Straßburg

Ich bleibe daheim und verware meine Mauern.

Nürnberg

Auch unser Witz wil nicht sein nütz.

Ulm

Und unser Geld geht in die Welt.

Reichsfürsten

Wo nun hinaus?

Reichsstädte

Difficile est, ex carcere et contributionibus respondere.

Heilige drei Könige

Der Stern wil nicht mehr leuchten.

Joseph

Wo wil ich doch aus Egypten kommen? Arge Mauser! ich fürchte mich dahin zu kommen.

Priester Johannes in China

Venite ad me omnes qui laboratis et onerati estis: ego vos reficiam.

In Germanland

Es ist noch Raumb in der Herberge.

Accommodierte

Ihre Intention, verenderte ungespeiste catholische Christen. Wir haben die alamodische Religion annehmen müßen wie sie geng und gebe ist: verhoffen, ob Gott wil, sie sol bald abschlagen.

Jesuwüten . Ja sie wüten.

Es ist Zeit daß wir uns mit einem guten Viatico versehen, denn wir werden doch mit unserm Sincerieren und heilsamen Betrieglikeit nicht mehr fortkommen können.

Cardinal Clesel.

Ich hab es alles zuvor gesagt daß es so hergehen werde: warumb folget man nicht.

Landgraf Moritz in Hessen

Ich bin schwarz gewesen: es finden sich aber Leute die wollen mich wieder weiß machen.

Landgraf Görg in Heſſen klagt

In unſern Landen gehet es übel zu.

Landgraf Wilhelm zu Hessen Antwort

Du haſt weidlich darzu geholfen.

Fürſt Chriſtian von Anhalt der Eltere

Veni, vidi, fugi, et nunc ſolitudinem amo.

Herzog von Savoi

Wer da wil ein Schiffman werden, der muß ſich nach dem Winter richten.

Herzog zu Lothringen

Dura et aſpera virtutis via.

Herzog von Nivers

In Deo et Gallo eſt mea ſolatio.

Pfalzgraf Friedrich

Alles zu ſeiner Zeit, wer es nur mit Gedult erwart.

Alter Markgraf von Durlach

Omnia ſi perdas, famam ſervare memento.

Venediger

Wir danken Gott, daß S. Marx noch nicht krank liegt.

Cardinäl zu Rom

Was wir lange erſchunden und erſchabt haben, das wil der Teufel jetzund auf einmal wegführen.

Graubünder

Nimis ſecure!

Schweizer

Felix quem faciunt aliena pericula cautum.

Gubernator von Meiland

Nos gaudeamus aliena ope ſed non indiſciplinata ſoldatesca!

Soldaten in Graubünden

Extra contributiones imperii non est ſalus.

Ibi enim

Vivitur ex rapto, non hoſpes ab hoſpite tutus.
Sive raptum ſive captum, mihi id omne eſt aptum.

Holländer

Ei wie thun uns die Spaniſchen Flotten ſo wol!

Prinz Heinrich von Uranien

Friſch gewagt iſt halb gewonnen.
Den Verzagten iſt viel Glück entronnen.

Generalſtaden.

Der Spaniſchen Flotta Geld
Bringt uns Staden auch ins Feld.

Infantin zu Brüſſel

Die Staden hab ich zwar zu Nachbarn, aber nicht zu Freunden.

Herzog Buſch

Mein Gott, mein Gott! warumb haſt du mich verlaßen!

Weſel

Strick iſt entzwei und wir ſind frei.

Graf Heinrich von Berg

Satius eſt recurrere quam male pati.

Monſier Pickelhering

Meine Herren! verzeihet mir daß ich ſo lang außen blieben bin. Ich were lengſt widerkommen, wenn mich die Sincerationes nicht geſtolen hetten.

Pluto infernalis

Hört auf, ir Purſch, catholiſch und beierſch zu werden: ich kan ſonſt mit den Logiamenten in der Hell nicht auskommen.

Jus Juſtinianeum

Conſtitit et lacrimans, quis locus (inquit) Iuſti?
Perge modo et qua te ducit via, dirige greſſum!

Bauren Practica

Der Wind geht ſtark: es kommen gewis Soldaten.

V.

K L O P F A N.

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER NEUJAHRSFEIER

VON

OSKAR SCHADE.

Wir wollen hier die Aufmerksamkeit auf eine bis jetzt noch fast ganz unbeachtete, ihrem Entstehen und Wesen nach nicht gewürdigte Gattung unserer Poesie lenken, die uns um so interessanter erscheinen muß, als wir sie mit noch immer unversiegten, heidnischem Kultus entspringenden Bräuchen im Zusammenhange finden werden. Wir meinen eine eigentümliche Art von Neujahrswünschen, die man mit dem Namen Klopfan bezeichnet hat. Nur Gervinus hat auf sie hingewiesen, ohne jedoch jenen Zusammenhang mit dem Leben und den Sitten des Volkes zu erkennen. Er sagt (Geschichte der deutschen Dichtung 4. Aufl. 2. Bd. S. 342): „Eigentümlich wie dem Rosenblut die Priamel scheint dem Hans Folz allenfalls in seinen Sprüchen und Schwänken die Neigung, verschiedener Menschen Art und Weise in dem plumpen Stile der Zeit zu charakterisieren, bald verschiedene Stände (in Form einer Predigt), bald einen Liebesüchtigen, bald einen Spieler, einen Trunkenbold, Charlatan, bald die schämigen und frechen Frauen. Eine ihm eigene Gattung von Sprüchen, die er Klopfan nennt, dient dieser Neigung ausschließlich. Der Dichter fordert darin Leute verschiedenen Charakters auf anzuklopfen und

gibt ihnen dann Bescheid nach Verdienst: der Allerliebsten einen frommen Neujahrwunsch, dem Schweinsohr und andern seiner Antipathien einen greulichen Empfang von Schmähungen. Solche Charakterzeichnungen leiten dann zum Fastnachtspiele ganz unmittelbar über.“

Nicht alle aus älterer Zeit uns überlieferte Neujahrswünsche fallen in die Kategorie, der wir hier eingehende Besprechung widmen wollen. Im sogenannten Liederbuche der Clara Hätzlerin, einer Sammlung von Spruchgedichten und Liedern, die die Augsburgerin, nach der sie genannt ist, im Jahre 1471 zusammen geschrieben hat, finden sich welche, die, ausgenommen die Zartheit der Empfindung die aus ihnen spricht, sonst weiter keine bemerkenswerte Eigentümlichkeit an sich tragen: sie sind in Spruchform abgefaßt und an die Geliebte gerichtet. Wir scheiden sie von unserer näheren Betrachtung aus, wollen sie jedoch eben um ihrer Zartheit willen hier mitteilen, die sie im scharfen Gegensatze zu der Roheit so vieler anderer poetischer Erzeugnisse jener Zeit auszeichnet. Es sind ihrer acht; sie lauten*):

1.

Meins herzen troſt, nun wiß fürwar:
Als ich erwacht im neuen jar
Wol umb die mitternacht,
Da lag ich und bedacht,
5 Daß niemant lebt uf erd
Der dein weis oder berd

*) Die Schreibung, in der diese und die folgenden Stücke mitgeteilt sind, ist faſt ganz dieselbe welche Uhland in seiner kritischen Ausgabe der Volkslieder angewendet hat. Ich habe mich für sie nach reiflicher Erwägung alles dabei in Frage kommenden entschieden. Sie ist die einzig haltbare fürs 15. und (wol kaum mit geringer Abweichung) fürs 16. Jahrhundert, wenn man beiden Rechnung trägt, dem Schreib- uns Sprachgebrauche der damaligen Zeit und den Anforderungen, die die historische Grammatik stellt. Der Vorwurf einer neugemachten kann sie nicht treffen: man lernt sie aus den sorgfältigeren Handschriften und alten Drucken: durch die arge Verwilderung der schlechteren selbst scheint sie hindurch. Es ist unverantwortliche Lüderlichkeit oder Bechränktheit, wenn ein kritischer Herausgeber solcher

Verkeren müg mit gelimpf.
Du biſt in ernſt unde ſchimpf
Mit ſinnen wol behůt.
10 Ich hab ganz freud und můt
Von dir alein on reuen
Und hoff zu deinen treuen,
Du wölleſt mich nit verkeren.
Mein dienſt wil ich dir meren
15 Unde wünſch mit ganzer gir,
Mein ußerweltes freulin, dir
Zu diſem neu gelückes vil
Und mich biß an meins endes zil
In dein herz verſchloßen.
20 Ich lag gar unverdroßen
Wol in die dritten ſtund
Daß ich dein nie vergeßen kund
Mit lieblichen gedenken.
Dein roter munt tet ſchenken
25 Mir manig freud unde luſt.
Ich truckt gar früntlich an die bruſt
Mein arm, als ob ich dich het
Lieplich bi mir an dem bet.
Nach liebem wan geſchach mir ant,
30 Wann du wärt in aim andern lant
Und mocht dich nit erraichen.
Dein lieb mein herz tet waichen,

Denkmäler, allen gerechten Anforderungen zum Hohne, verfährt wie der letzte Herausgeber des Narrenschiffs, Herr Friedrich Zarncke, mit seinem Texte, d. h. ihn mit Haut und Haar gibt in der ganzen wüsten Schreibung, wie sie von den schlechtesten Setzern herrührt, er, der doch keinen Grund hatte einen einzigen Druck diplomatisch genau wiederzugeben zum Behuf fernerer Untersuchung und zur Vervollständigung des kritischen Apparates. Und das bei Sebastian Brant, hinter dessen Sprachgebrauch und Versbau doch so leicht zu kommen ist! So geht es aber, wenn man nichts lernen will, wenn man gewohnt auf dem abgetriebenen Rezensentenklepper zu traben, in der Bethörung des Sinnes sich selber vorflunkert auf stolzem Rosse zu sitzen als ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Wie edel! Was man selber thut, darum schilt man andere, die sich ihr Verfahren doch erst reiflich überlegt hatten! Durch solches Treiben hat Herr Friedrich Zarncke sein Schiff um einen recht tüchtigen Narren schwerer gemacht.

Daß ich dir wünſchet alles gůt.
Gelück ſälde freud und můt,
35 Auch alles das dein herz begert
Und was dir wunn und luſt mert:
Des günn dir als der neugeborn.
Ich hoff, mein trü ſei unverlorn:
Wann was mit eren künt geſein,
40 Des gnad mir als das herze dein.
Damit gib ich zum neuen jar
Dir, zart liebſtes freulin clar,
Mich selbs mit herz unde můt.
Laß dich benůgen, freulin gůt!

Liederb. der Clara Hätzlerin Bl. 105. Haltaus Ausg. 2, 34 S. 196 fg. Überſchrift Ain newes Jar ym ains vnd vierzigiſten. 8 vnd. 10 Ich gab gantz. 15 Vnd. 25 vnd. 26 friuntlich. 29 Auf ſo frohe Hoffnung ward mir wehe. 30 wärdt. Unorganiſch für du wære, du warſt. 37 alles d. New geporen. 38 triu ſ. vnuerloren 43 vnd.

2.

Meins herzen troſt, du liebſtes ain,
Zu diſem neu ich dich vermain
Gelück ſäld er und wunne
Und daß der freuden ſunne
5 Dich tägelich überſchein.
Ich wil auch genzlich aigen ſein
Dein alain vor aller welt:
Darnach hab ich lang zeit geſtelt,
Und wünſch dir, minneclicher hort,
10 Daß dich kain valſche zung nit mord,
Auch daß dir nichts geſchaden müg.
Und alles das ze freuden tüg,
Des günn dir got iez neugeporen.
Dein früntlich triw hab ich erkoren
15 Für alles das uf erden iſt,
Wann du alain mein mächtig biſt
Zu allem das du darſt begeren.
Beſunder wil ich deiner eren
Ain ſtätig diener bleiben,
20 O cron ob allen weiben.

Mein troſt, mein ſchaz, mein ußerwelt,
Sich hat mein herz zu dir geſelt
Und iſt in triwen dir begeben.
Ich wil ie dir ze willen leben
25 Mit tůn und lan zu aller ſtunt.
Des mag dein roſenfarber munt
Mich lieplich wol ergezen.
Mein trauren tůſt du lezen
Und pringſt mir freuden manigfalt.
30 Nun peut, frau, du haſt gewalt.
Iedoch bit ich, dein gůte
Wunſch mir uß deinem gmůte
Zum neuen jar gunſtlichen grůß:
Damit geſchicht mir unmůts půß.
35 Mein ain, dein aigen herz dir gan
Was ich nur gůts erdenken kan.
Ich prinn von dir in lieber glůt.
Halt veſt, mein liebſtes freulein gůt!

Liederbuch der Clara Hätzlerin Blatt 106. Ausg. von Haltaus 2 Abtheil. Nr. 35. Seite 197. Mit der Überſchrift Ain newes Jar ym zway vnd viertzigiſten. Zeile 3 wunn. 4 fräden ſunn. 5 täglich. 10 chain. mordt. 12 fräden. 14 friuntlich triu. 19 beleiben. 23 triuen. begeben hingeben. 34 bůße Beßerung, Vergütung, Entſchädigung. 35 ain fehlt.

3

O höchſte cron, mein ufenthalt,
Zu diſem neu ſo hab ich gwalt
Meins herzen gar, und mein gemůt
Das ſei ergeben deiner gůt,
5 Auch tůn und lan mit triwer pflicht.
Meins herzen ban die iſt gericht
Zu dir alain ain tribner pfat.
Dein lieb mich ganz enzündet hat.
Du haſt mich iez gebunden
10 Daß ich an kainen ſtunden
Vergiß deiner früntlichait.
Mein freud und hoffen an dir leit.
Darumb, mein troſt, mein höchſte gir,
Zu aigen aigen gib ich dir

15 Mein herz, auch ſin unde můt.
Ich wil mit ſtäter hůt
Deiner eren ſein gerecht.
Was du gepeutſt, das ſei als ſchlecht.
Ich füre trü in rotem felt
20 In meinem ſchilt: damit ich meld
Daß ich mit inprünſtiger ger
Bewaren wil dein zucht und er.
In meiner hant ein paner blau,
Darin ich ſtät täglichen ſchau:
25 Wann ich dein bin on als verkeren,
Zu dienſt bereit den deinen eren.
Mein hündlin Harr das iſt ganz weiß:
Dabi erkenn daß ich mit fleiß
Biß an mein end dir wil beſtan
30 In rechter trü on argen wan:
Wann als der viſch on waßer ſtirbt,
Alſo mein herz on dich verdirbt.
Darumb, mein ſchaz, meins herzen bild,
Bis rechter trü herwider milt!
35 Laß mich in deines herzen clauſen
Hinfür als her lieplich hauſen!
So mag ich wol fürwar ſagen
Daß ich mit recht ſol tragen
Von wolgemůt ain krenzelein.
40 Nun gepeut, frau, wann ich bin dein,
Und ſchick mir zu dem neuen jar
Früntlich dein grůß! das freuet zwar
Mich baß dann was uf erden iſt:
Wann du meins herzen frau biſt.
45 Damit dem neugeporn got
Bevilch ich dich, daß er vor not
Dich alzeit tů behalten
Und laß dich frölich alten
Ze luſt und freud mir deinem knecht.
50 Halt veſt, als du mir ie verſprächt!

Liederbuch der Clara Hätzlerin Bl. 106. Ausg. von Haltaus S. 197 fg. 2 Abthlg. Nr. 36. Überſchrift Ain newes Jar ym drey vnd viertzigiſten. Z. 5 triuer. 6 pan. 7 tribner pfat, worauf immer getrieben wird, der alſo nicht öde iſt; auf der Bahn die von ſeinem Herzen

zur Geliebten führt, gehen unabläßig ſeine Gedanken, ſo daß der Weg gar nicht leer wird. 11 friuntlichait. 15 vnd. 18 als d. i. alles. 19 triu. 27 Harr Harren, perſonificiert als Hund, alſo ſtäter treuer Begleiter. 30 triu. won. 34 triu. 42 friuntlich den g.

4.

Frau, meines weſens ufenthalt,
Hab hin als her mein ganz gewalt!
Gepeut, ſchaff, haiß! was du wilt han,
Das ſol von mir als ſein getan
5 Genzlich nach deinem willen.
Künt ich dir unmût ſtillen,
Das wär meins herzen gröſte freud.
Wiß daß ich in gedenken geud,
So ich in lieb bin dir geſelt
10 Und ſich dein trü ſo früntlich helt
Nach allem mein begeren.
Was du vermacht mit eren,
Des bin ich ie von dir gewert.
Mein trü ſich auch von dir nie kert
15 Als umb ain har von anbegin:
Du woneſt ſtäts in meinem ſin
Nit anders dann in gût.
Von dir hab ich gûten mût.
Nach allem wunſch biſt du ain bild
20 Mit ganzer tugent gen mir milt.
Dein ſchön geſtalt iſt lobes wert,
Dich krönet auch dein ſtät geberd,
Dich zieren wol dein wort und weis,
Dein leib geſchickt nach allem preis,
25 Den ich iez nit volloben kan.
Wes ich dir aber gûtes gan,
Des iſt kain end ze ſagen.
Ich wünſch von tag zu tagen
Dir glückes vil und alles hail.
30 Auch gib ich dir zu deinem tail
Mein herz zu diſem neuen jar.
Dein aigen bin ich ganz und gar.
Leib ſin und mût ſei dir begeben:
Dir ain wil ich ze willen leben.

35 In deinem dienſt mich freude ůbt:
Und ob mich ſunſt ichts betrůbt,
Das machſt du mir geringer.
Darumb in herzen ich beger,
Daß dich der neugeboren got
40 Bewaren wöll vor aller not.
Ach künd ich das erwünſchen dir,
Zwar ſo wär wol geholfen mir.
Darumb, mein aller ſchönſtes weib,
Mein ſtäten dienſt alſo beſchreib
45 In deines herzen marmelſtain!
Mit rechter lieb mich wider main!
Iedoch bin ich der ſorgen on:
Mir wirt meiner trü widerlon.
Darauf ich ſtäticlichen bau.
50 Halt veſt, mein allerliebſte frau!

Liederbuch der Clara Hätzlerin Bl. 107, in Haltaus Ausg. 2, 37 S. 198 fgg. Überſchrift Ain newes Jar ym vier vnd viertzigiſten. 10 triu ſo friuntlich. 11 meinen. 14 triu. 29 gelückes. 48 triu.
Zeile 8 ich geude prale. 33 begeben hingegeben. 42 zwar wahrlich. 46 mainen lieben.

5.

Troſtlicher hort, mein höchſte freud,
In herzen ich gar billich geud,
So ich dein früntlich lieb betracht,
Ze hant mir alles trauren ſchwacht.
5 Was ich mit eren tar begeren,
Des tůſt du mich lieplich geweren.
Nun iſt dein lob ſo übergroß,
Und wär ich eines küngs genoß,
Noch wäreſt du mir ze gůt.
10 Du tregſt ganz ſtäten můt.
Dein ſchön geſtalt ich billich preis:
Dich zieren wol dein berd und weis.
Dein tůn und lan iſt růmes wert.
Darumb mein herz recht als ain ſwert
15 Dein lieb tief hat verwunt.
Ich tůn dir wider kunt,

Meins herzen frau, zu diſem neu,
Daß ich bin dein mit ganzer treu
Und wil dein ſtäts beleiben.
20 O cron ob allen weiben,
Peut ſchaff und haiß hinfür als e!
Ich bin gehorſam immermer
Und wil beſtan in deinem gpot.
Doch bit ich ains (des iſt mir not),
25 Mein aller liebſtes freuelein,
Laß mich deins herzen hüslein
Beſetzen heuer als fert
Umb den zins als ich des gert!
Herz mût und ſin iſt darumb dein.
30 Ich wil dein ſtäter diener ſein
Und wünſch auch deiner früntlichkait
Daß dich vor allem herzen lait
Das neugeporen kint bewar
Und fûg dir ain gût ſälig jar:
35 Das wär mein luſt und gröſte gir.
Ach, minneclichs, nun halts auch mir,
Als mir verſprach dein roter munt!
Bedenk, wie zu der ſelben ſtund
Geknüpfet wart der liebe laz!
40 Halt veſt, mein aller höchſter schaz!

Liederbuch der Clara Hätzlerin Bl. 108. Überſchrift : Ain newes Jar ym fünff vnd viertzigiſten. Ausg. von Haltaus 2 Abth. Nr. 38 Seite 199. Zeile 2 geuden pralen. 3 friuntlich. 4 ſchwachen hier intranſitiv ſchwach ſein oder dünken. 5 darr Hs. ich tar, inf. geturren ſich getrauen, wagen, dann auch (durch Vermiſchung mit durfen) Erlaubnis haben. 10 ſtäten mût treuen Sinn. 12 berd geberden. 17 new. 18 triu. 21 Ee. ê zuvor, früher. 23 gepott. 27 fert im vorigen Jahre. 39 die laz, lez, lezen Schlinge oder Schleife zum Feſthalten.

6.

Meins herzen cron, meinr freuden zier,
Zum neuen jar ſo wünſch ich dir
Des gerümpels in der mül ain tail,
Frölichen mût gelück und hail,
5 Auch mich ſelbs ganz unde gar.
Mein aller liebſts, nim eben war

Wie die mül ſei berichtet
Und ir ingebäu betichtet.
Mein herz iſt der mülſtain,
10 Das rad iſt die ere dein,
Und treibet das ain ſchneller bach,
Treu genant, on alle vach.
Der mülen knecht bin ich bekant:
Blau in blau iſt mein gewant.
15 Tag noch nacht hab ich kain rů:
Merk, zart weib, was ich da tů.
Ain wannen nim ich in mein hant,
Iſt früntlich angedank genant,
Darein vaß ich die liebe dein
20 Und ſchütt die uf den mülſtain,
Der lauft und melt on underbint:
Dein ere ůbt mein herz geſchwint.
Das zuckermel mir dann beleibt:
Die ſpreur es dannen treibt,
25 Die ſint genant laide.
Iedoch geſchicht, daß baide
Mel und ſpreur gemiſchet wirt:
So bin ich armer dann verirrt,
Biß mir das gelück beſchicht
30 Daß ich ains von dem andern richt
Mit not und ſwärer arbait.
Darzu mein gſellen ſint berait
Stäte Harr unde Fleiß.
Uf der mül ain paner weiß
35 Iſt ſchon gemacht von tuch,
Darein geſtickt iſt ain ſpruch
'Hůte wol und halt veſt.'
Dabi verſtanden fremde geſt
Daß die mül verbannen iſt.
40 Ich wart dem zu aller friſt
Alain, mein hort, on als verdrießen
Und bit dich, laß mich des genießen,
Sůch nit durch fürwiz anders wa
Dein malen, aller liebſte fraw,
45 Wann ich dir dien mit trüem můt
Und ſol nit als mein hantwerk tůt.

Valſcher tück ich dich vertrag.
Das gerümpel zwingt mich nacht und tag,
Des gleich ich dir erwünſcht wolt han.
50 Ich waiß, dein herz mir gůtes gan:
Darumb ich ſtäts in freuden brinn.
Halt veſt, meins herzen kaiſerin!

Liedcrbuch der Clara Hätzlerin Bl. 109, bei Haltaus 2, 39 S. 199 fg. Überſchrift: Ain Newes Jar ym ſechs vnd viertzigisten. 5 vnd. 12 das vach das Wehr, die Waßerſchwelle. 13 Mülin. 18 friuntlich. 21 on underbint ohne Säumnis. 24 die ſpreur plur. von das ſpreu Spreu. 25 laid Hs. laide entw. plur. zum ſt. n. lait, oder ſing. ſt. fem. die laide die Betrübnis. 27 baid. 29 die glück, 32 geſellen. 33 Stätt h. vnd. 37 Hütt. 39 verbannen abgesondert d. i. für Fremde geſperrt. 41 alles. 43 firwitz. 45 triuem 47 vertragen verſchonen. 49 erwünſt.

7.

Meins herzen ſchloß, meinr freuden ſchrein,
Ich main dich, lieplichs freuelein,
Mit trüen zwar on als gevar.
Des wünſch ich dir ain ſeligs jar,
5 Zu diſem neu gelück und hail,
Auch alles gůts ain michel tail.
Freud luſt und wunn in eren
Můß dir der obroſt meren
Der uns iez neu geboren iſt.
10 Meins herzen du gewaltig biſt
Alain mit allem recht.
Ich bin deiner eren knecht
Mit willen lang beliben.
Laß mich nur unvertriben
15 In deinem dienſt beſtan.
Wes gůten ich dir gan,
Des iſt kain end ze ſagen:
Sich mert von tag ze tagen
Mein lieb und ſtäte treue
20 Gen dir on afterreue.
Nach dir mir ůbt belangen.
Nun bin ich dein gefangen:
Des ich dir ie vergich.

Du haſt geſchäzet mich
25 Umb herz mût unde ſin,
Darumb ich ganz aigen bin
Dein vor aller welt.
Was deiner lieb gevelt,
Des bis von mir gewert:
30 Ich bleib dein unverkert.
Tû widerumb als ich dir trau,
Meins herzen ſchaz, mein liebſte frau:
Laß mich in dein genaden!
So mag mir nichts geſchaden.
35 Empfach mich uf das neu
In deines herzen treu!
Gib mir dein früntlich wort!
Damit wirt mir erſtort
Meins herzen ſwär unde pein.
40 Schlüß mich in die arme dein
Unde ſchmuck mich an dein bruſt!
So hab ich größern luſt
Dann iemants der uf erden lebt.
Mein herz in hochen freuden ſtrebt,
45 Wann es dein trü bedenkt.
Kain unmût mich bekrenkt:
So ich dein er und wirde miß,
Alles traurens ich vergiß.
Du biſt meins herzen ſpiegel
50 Und meiner freuden ſigel.
Zu dir ſtat al mein hoffen.
Du haſt mich ie getroffen
Mit deiner trüe ſper:
Kains arzats ich beger
55 Dann dein biß an meins endes zil.
Halt veſt, als ich dir trauen wil!

Liederbuch der Clara Hätzlerin Blatt 110, in Haltaus Ausgabe 2, 40 S. 200 fg. Überſchrift Ain newes Jar ym ſieben vnd viertzigiſten. 1 hertzens. meiner. 3 triuen. zwar d. i. ze wâre in Wahrheit. on als gevar in Wahrheit, Verſtärkung von zwar. Das gevar, gewöhnlich gevære, gevêr Betrug. 6 gůtz. 8 der obroſt archaiſierende mundartliche Form für obereſt, ſonſt auch oberiſt und obriſt der Oberſte. 13 beliben geblieben. 16 ich gan ich gönne. 19 triu. 20 affterrew; ohne daß es mich hinterdrein ſchmerzt. 21 belangen Verlangen

Sehnſucht; **üben** refl. ſeine Kräfte gebrauchen, thätig ſein. Hier: Sehnſucht iſt mir thätig nach dir hin. 23 **ich vergich** (inf. **verjehen**) ausſagen, eingeſtehn. **ie** immer. 24 **ſchätzen** einem das Geld (**ſchaz**) abnehmen; **einen ſch. umb** jemanden eines Dinges berauben. 29 **bis** ſei. 30 **unverkert** ohne Veränderung, treu. 35 fg. **New: triu.** 37 **friuntlich.** 38 **erſtort** zerſtört, vernichtet. 39 **ſwär** mhd. **ſwære** Schmerz. **vnd.** 40 **Schliuſz.** 41 **ſchmucken** hier wie **ſchmiegen** eng anſchließend drücken. 42 **luſt** als maſc. iſt oberdeutſch, das femin. iſt ſpäter aus dem Niederdeutſchen eingedrungen. 43 **iemants** Jemand. 45 **triu.** 47 **ich miß** ich meße. 53 **triue.**

8.

Mein freud, mein wunn, mein höchſtes hail,
Meins herzen frau, nim mich ze tail
Zu diſem ſälgen neuen jar!
So iedes des ſein nimbt war,
5 So ruck mich uß der gemain,
Verſchlüß mich in dein herz alain!
Bedenk, wie ich mit ganzer treu
Dir gedienet hab on reu:
Des gleich ich auch verharren wil
10 Der dein biß auf meins endes zil
On alles arg: des bis gewis.
Deiner lieb ich nit vergiß:
Wann edlern ſchaz ich nie gewan
Dann, ain, dein lieb: das wiß on wan.
15 Dabi mein herz in ſtät beleibt,
Als uns das ewangeli ſchreibt
'Wa dein ſchaz iſt, da iſt dein herz.'
Das ſelbig halt ich unverkerzt:
Den ſchaz wil ich bewaren
20 Und darzů nichts erſparen.
Leib ſin můt und gůt
Hab ich gericht zu deiner hůt.
Darumb, mein aller liebſte frau,
Mit rechter trü du auf mich bau:
25 Der grunt ſol dir nit weichen.
Die ich dir müg geleichen,
Der hab ich nie geſehen.
Ich můß in warhait jehen,

Du biſt meins herzen ſpiegelglas
30 Darein ich ſchau on underlaß
Und vinde das mich erfreut.
Mein unmût ſich zerſtreut,
So ich gedenk deinr lieplich gût.
Der neugeboren dich behût
35 Vor der klaffer neide,
Auch daß dich vermeide
Ungelimpfes gewalt!
Mein herz in freuden ſchalt,
So mich dein roter munt empfacht
40 Und dein ſtolzer leib umbfacht
Mit früntlicher geberd.
Laß mich heuer als fert
In deinem trüen dienſt beſtan,
So bin ich aller ſorgen an,
45 Mich mag kain unmût letzen.
Dein gunſt tût mich ergetzen
Was zu trüen züchet ſich.
Darumb, mein troſt, ſo bit ich dich,
Halt veſt, bis friſch unde gail
50 Und hût wol, aller höchſtes hail!

Liederbuch der Clara Hätzlerin Blatt 110, bei Haltaus 2, 41 S. 201. Überſchrift: Zum Newen Jar ym acht vnd viertzigiſten. 1 Das dritte mein fehlt. 3 ſäligen. 7 triu. 8 rew. 14 won. 24 triu. 32 ſich zerſtöret. 33 dein. 35 neid. 36 vermeid. 37 ungelimpf unnachſichtiges unfreundliches Benehmen. 42 hewr. 43 triuen. 44 on; an d. i. âne mit vorangehendem genit. los, ledig, beraubt. 45 letzen verletzen. 46 ergetzen wofür entſchädigeu, es vergüten. 47 triuen ziuchet ſich. ziehen intr. einen Weg einſchlagen, ſich begeben; ſich z. zu auf etwas ſich beziehen. Der Sinn dieſer Stelle iſt: deine Gunſt vergütet mir alles Üble und entſchädigt mich dafür durch das wodurch Liebe und Treue belohnt wird. 49 gail frölich, auch nicht mit dem geringſten Anfluge des Sinnes den dieſes Wort jetzt hat.

Was die Abfaßungszeit dieſer ſo eben mitgeteilten Stücke anlangt, ſo werden ſie ins funfzehnte Jahrhundert gehören und zwar in die vierziger Jahre, wenn anders die Überſchriften die ſie tragen (ſiehe die Anmerkungen) auf dieſe ihre Abfaßung ſich beziehen. Außer dem ſind ſie für die Metrik noch ſehr lehrreich: doch würde uns die Erörterung dieſes Punctes hier zu weit abführen: wir ſparen ihn für eine ſpätere Abhandlung

auf 'vom deutſchen Versbaue im 14. 15. und 16. Jahrhundert', die die Fortſetzung der im 1. Bande des Weimariſchen Jahrbuchs gegebenen altdeutſchen Metrik bilden und in eine bis jetzt noch ſo wenig erhellte Periode mehr Licht zu bringen ſuchen wird.

Ein Neujahrsgedicht des Liebenden an die Geliebte unter der Überſchrift Das plümlein gertlein findet ſich auch in einer Münchner Handſchrift des 15. Jahrhdts in 4 Nr. 714, daſ. Bl. 1—12 (Kellers Fasnachtſpiele S. 1374). Der Anfang lautet:

Ich hab in luſtes zier
Nach meines herzen begir
Berait ein luſtiges gertlein
Dem allerliebſten bůlen mein etc.

Schluß:

Nun hat ein end das plůmelgertlein
Von den edelen ſchönen vögelein.
Das thue ich meinem lieb ſchenken,
Daß es meiner großen lieb ſol gedenken.
Und das ſols ir haben zu diſem neuen jar
Und mein lieb vor allen menſchen ſunderbar.
Und wünſch: alles das ir herz begert,
Des wer ſie in diſem neuen jar gewert!

Ferner mögen hier noch zwei Neujahrslieder Platz finden, die auch dem funfzehnten Jahrhunderte angehören:

Ein ſäligs jar zu diſem neu
wünſch ich dir, lieb, und alles gůt.
můt unde freud hab ich von dir:
mir iſt nie liebers worden kunt.
ſtunt weil und zeit beid nacht und tag
mag ich doch nit vergeßen dein,
mein herze wil von dir nit lan,
wann ich dich ie für menglich mein
nnd niemants mer, du liebſtes ein.

Mich ſelber on als wenken gar
gib ich für eigen dir, mein zart,
gart, aller meiner freuden hort,
wort und werk geleichen alhie.

wie du das gerſt nach deiner ger,
ger ich nit mer wann mein lebn
gebn dir zů gůtem hail.
tail nicht von mir! das tůn auch ich,
wa ich hinker zwar ewiclich.

Mein hort, nim war der treuen mein
daß ich dein eigens eigen bin.
in rechter lieb zu aller zeit
leit all mein freud an deinem troſt.
haſt du dann zweifels an mir icht,
nicht laß, du verſůchſt mich wie du wilt.
bilt, meines herzen höchſter ſtrick,
ſchick daß wir ungeſcheiden ſein
durch all dein er, wann ich bin dein.

Liederbuch der Clara Hätzlerin, bei Haltaus S. 57, 1. Abt. Nr 64. Hs. 1, 3 vnd 1, 7 hertz. 1, 8 dich nye für. 2. 1 mich ſ. gar on a. w. 2,2 dir mein zeitt. 2, 5 gir. 2, 6 wann m. leben dir. 2, 7 bloß zů g. h. 3, 5 trinen. 3, 7 meins.

1 Zum neuen jar bin ich bereit
ze wünſchen dir, liebs fräulein zart,
gelück und alle ſälikeit,
darzů mein dienſt gar unverſpart:
des ſoltu genzlich glauben mir,
daß ich ganz nach deins herzen gir
dir wil beſtan uf rechter fart.

2 Wiewol ich ſelten bei dir bin,
das ſol, zart frau, nit irren mich.
du wonſt mir ſtäts in meinem ſin:
des tůt mein herz dick freuen ſich
deinr gůten wort ſo manigfalt,
darzu deinr minneclich geſtalt,
der ich zwar alzeit gůts vergich.

3 Des gleichen hoff ich alle tag,
du halteſt mir die treue dein,
ſo wurd ich ganz erloſt von clag
und wil hinfür dein diener ſein
in diſem ſäligen neuen jar.

daß dir gelück nun widerfar!
ſo wirt erfreut das herze mein.

Liederbuch der Clara Hätzlerin, bei Haltaus 1, 56 S. 54. Hs. 1, 5 gelauben. 2, 1 by. 2, 6 dein. 3, 2 triue.

Nachdem wir nun dieſe Art der Neujahrswünſche in Spruch- und Liedform ausgeſondert haben, wendet ſich die Betrachtung auf eine andere, der nur die Spruchform eigen geweſen zu ſein ſcheint, eben jene, die man Klopfan genannt hat und die Gervinus am oben a. O. dem Hans Folz eigen nennt, jenem beliebten nürnbergiſchen Dichter des 15. Jahrhunderts, der, Barbierer von Profeſſion, als Verfaßer von Fasnachtſpielen und Schwänken durch ſeine echt komiſche Laune und die ſchmutzige Derbheit ſeines Witzes einen ſo intereſſanten Sittenſpiegel ſeiner Zeit bietet. Wir wollen alle, die wir aufgefunden haben, in lesbaren Texten und mit einigen Anmerkungen, die das beßere Verſtändnis vermitteln ſollen, hier geben. Einige muſten freilich als zu unflätig ungedruckt bleiben, andere aber konnten wir trotz gewiſſen undelicaten Anſpielungen nicht übergehen, da ſie gerade in ihrer Stellung neben dem Zarteſten einen ſo intereſſanten Blick in das Gefühlsleben und ſittliche Bewuſtſein ihrer Zeit thun laßen und (wie wir nachher ſehen werden) im Zuſammenhange mit einer uralten Volksſitte ſtehen, bei der gerade die Ungebundenheit ein charakteriſtiſches Moment war, die wir weder zu fälſchen noch zu bemänteln berufen ſind.

Die Situation, auf die dieſe Neujahrswünſche ſich beziehen, iſt nun folgende. Zum neuen Jahr (wir laßen dahingeſtellt, ob dies mit unſerem heutigen Neujahr auf den erſten Januar fallend oder mit dem Weihnachtstage beginnend gedacht wird *) kommen Leute verſchiedenes Geſchlechtes, Alters und Standes heran, ſie klopfen an die Thüre und erhalten darauf von innen heraus ihren Beſcheid, der je nach ihrem Werthe, ihrem Thun und Treiben und ihrer Aufführung ein verſchiedener iſt. Die

*) Das neue Jahr wurde im 15. Jahrh. und darüber hinaus noch häufig mit dem Weihnachtstage begonnen. Siehe Schmeller 2, 270 fg. der daſelbſt entſcheidende Stellen anführt. 'An dem heiligen Weihnachtstag, als man anhub zu zelen von Chriſti Geburt acht hundert und ein Jar.' Avent. Chron. 329. Datum München am St. Johannstag zu Weihnachten anno 1431' d. h. 27. Dezember 1430. 'Geben am Pfinztag nach dem heil. Weihnachttag 1446' d. h. 30. Dez. 1445 u. ſ. w.

Liebſte oder der Geliebte erhält einen frommen Wunſch, Andere erhalten gute Lehren mit auf den Weg, werden zur Treue, Vorſicht und Verſchwiegenheit ermahnt, dem Schreihals und Verleumder wird alles mögliche Üble und Unſaubere an den Hals gewünſcht, dem Trunkenbolde Prügel von ſeinem Weibe, dem Siemanne, daß es ihm immer ſchlechter gehen möge, der loſen Dirne ein ordentlicher Denkzettel u. ſ. w.

Alle dieſe Sprüche ſcheinen dem funfzehnten Jahrhundert anzugehören, auch die, welche in Drucken und Handſchriften aus dem Anfange des ſechszehnten überliefert ſind. Wir laßen ſie nun einzeln folgen:

1.

Klopf an! klopf an!
Der himel hat ſich auf getan,
Darauß iſt hail und ſäld gefloßen:
Damit werdeſtu begoßen,
5 Du ſeiſt frau oder man.
So wil ich dir wünſchen was ich kan,
Ein kůn herz, ein friſchen můt,
Und was deinem leib wol tůt,
Und ſchön und ſterk und weisheit vil
10 Und was dein herz neur wil,
Und geſunden leib und lank leben:
Das můß dir got auf erden geben.
Hab dir Sampſons ſterk und kraft
Und Alexanders herſchaft,
15 Und hab dir die ſchön Abſalons
Und auch die weisheit Salomons,
Unde hab dir gůten můt
Und hab dir prieſter Johannis gůt
Und hab dir Suſannen unſchult
20 Und aller ſchönen frauen hult!
Als vil ſtern am himel ſtan,
Als manig gůts jar ge dich an!
Als vil tropfen im mer ſein,
Als manig engel pflegen dein,
25 Die weil du hie auf erden biſt!
Des helf dir der heilig Criſt

Der von der junkfraun ift geborn!
Far hin dein ftraß von dan! kum morn!

Handfchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel bez. 29. 6. August. Blatt 57[b] Überfchrift: Des Sneppyers an klopfen. Kellers Fasnachtfpiele 3. Bd. S. 1433. 1439. 1149 fg. 4 werftu 10 newrt Hs. mit angehängtem unorgan. t; neur, früher niur (nur) ift zufammen gezogen aus ahd. ni wâri, mhd. ne wære es wäre denn, außer. 12 muß. 20 fchonen. 24 pflegen mögen pflegen. 27 junckfrawen. 28 von dannen kum morgen. Amen.

Dasfelbe aus einer Pap. Hs. des 16. Jhdts. mitget. von Mone im Anzeiger 7. Jahrg. S. 554 fg. 3 fel. 4 werdeft du. 6 So wunfch ich dir daß ich kan. 7 gefuntheit des leybs vnd f. m. 8 und alles daz deinem hertzen w. t. 9 Die zwei erften und fehlen. 10 und die kunft aller feyten gefpil. 11 fg. fehlen. 14 Vnd kunig A. h. 15 Vnd hab dir fehlt 16 Vnd auch die fehlt. 17 dir frydlichen m. 18 hab dir fehlt. Joanns. 19 dir zw famen vnfch. 20 Vnd hab dir aller. 21 Als manig ftere a. h. ftent. 22 guete. 23 Als manig tr. mere. 24 So vil heyliger engel Der Reft fehlt.

Diefer fchöne Spruch, der in feiner allgemeinen Haltung auf Frauen und Männer überhaupt, nicht auf eine beftimmte Perfönlichkeit geht und ächt volksmäßige Züge enthält (vgl. Zeile 21. 23), ift dem Snepperer zugefchrieben. Das ift Hans Rofenblut, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts dichtete. Er feierte als Heroldsdichter die Siege feiner Vaterftadt Nürnberg, fo den bei Hempach 1450, den die Nürnberger über einige benachbarte Fürften und Herren errangen, an dem er auch als tapferer Mitkämpfer perfönlichen Anteil, wie früher fchon an den Huffitenkriegen, genommen haben foll. Er war ein äußerft fruchtbarer Dichter und verfaßte außer jenen Heroldsdichtungen eine große Anzahl von poetifchen Erzählungen, Priameln, Weinfegen, auch Lieder, die fich durch frifchen volksmäßigen Ton auszeichnen, vorzüglich aber jene von derbftem Humor und fatirifcher Laune ftrotzenden Fasnachtfpiele, die für die Gefchichte der Entwickelung unferer Komödie fo bedeutend find. Den Spitznamen Snepperer d. i. Schwätzer, erhielt er wol weniger feiner fchriftftellerifchen Fruchtbarkeit, als feiner fatirifchen lofen Zunge wegen. Er macht fich am Schluße eines Liedes über diefen Beinamen felber luftig und findet ihn ganz in der Ordnung:

Der difes liedlein hat gedicht
das uns die warheit geit,

der trinkt vil lieber wein dann waßr,
und hets der pabſt geweiht.
Hans Snepperer iſt er genant,
ein halber biderman.
der in ein großen ſwätzer heißt,
der tut kein ſünde dran.

Der oben mitgeteilte Neujahrswunſch iſt der einzige, den die Überlieferung ihm zuſchreibt, ſo viel eben jetzt bekannt iſt. Es ſteht jedoch zu erwarten, das noch andere ihm zugehören, vielleicht von den folgenden welche: doch können wir einstweilen beim Mangel der Zeugniſſe darüber, nichts Beſtimmtes ausſprechen und wollen die Vermutungen für ſpäter vertagen: in Roſenbluts Sinne und Weiſe gedichtet ſind ſicher eine Reihe davon. Wir laßen ſie folgen: an wen ſie gerichtet ſind, ſagen ſie ſelber.

2.

Klopf an, klopf an!
Mein herz hat ſich auf getan,
Und wünſch dir glück und alles gůt,
Geſunden leib und friſchen můt,
5 Vil gůter jar und lank leben:
Das můß dir got auf erden geben!
Ich wünſch dir ein freulein wolgeſtalt
Das dir im herzen wol gefalt
Und dich lieb hat für ander knaben:
10 Die ſoltu dir zum neun jar haben.

Pap. Hs. 16. Jhdt. Mones Anz. 7, 556. 6 muß. 7 wol geſtålt. 8 gefelt. und die dich. 10 zw dem newen.

3.

Klopf an, klopf an!
Ein ſäligs neus jar ge dich an!
Alles das dein herz begert,
Des wirſtu zu diſem jar gewert.
5 Klopf immer mere,
Daß dir widerfar al ere
Und alle glückſelikait!
Das helf uns Maria die raine mait!

Der lieb herr ſant Sebolt
10 Der behůt uns und hab dich holt!
Der liebe herr ſant Moriz
Der behůt dir ſin und wiz,
Und die eilftauſent maid
Behůten dich vor allem herzen lait!
15 Der liebe herr ſant Veit
Der behůte dich zu aller zeit!
Der liebe herr ſant Mertein
Der můß alzeit dein gferte ſein!
Sant Niclas der heilig himelfürſt
20 Der bſcher dir weins gnuk, wenn dich dürſt!
Got wol dir geben als vil ern
Als der himel hat manig ſtern
Und ſo vil gůte zeit
Als vil ſantkörnlein im mere leit
25 Und darnach das ewig leben:
Das můß dir got mit freuden geben.
Das wünſch ich dir zum neuen jar.
Sprich amen daß es werde war!

Pap. Hs. des 16. Jhdts. bei Mone im Anzeiger 7, 555. 4 daz. 5 mer. 6 alle er. 20 der beſchur. 22 als manig d. h. hatſt, 29 es wer war.

4.

Klopf an, du junger man!
Ob mir dein herz vil gůtes gan,
So geb dir got gelück und hail
Und bewar dir dein leben gail!
5 Das wünſch ich dir zum neuen jar.
Biſtu mir feind haimlich odr offenbar,
So beſcher dir got durch deinen giel
Angſt not und ungelückes vil.
Haſt du abr freuntſchaft und ſtätigkait
10 Zu mir, ſo wärs meim herzen lait
Daß ich dir ain bös wort wolt ſprechen,
Und wer dir lait tet, ich wolts rechen.
Du haſt wol gemerkt den ſin.
Sein iſt genuk: nu far dahin!

Pap. Hs. der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel ſign. 18. 12 Auguſt. 4. Blatt 344. Vgl. Kellers Fasnachtſpiele S. 1355. 2 gutis. 4 geil frölich. 6 mir aber f. h. oder o. 7 beſchir. gil. 8 vngluckß. 9 aber. 10 wer es meinem. 11 poß. 14 dohin.

Dasſelbe aus einer Pap. Hs. des 16. Jhdts. in Mones Anzeiger 7, 554. 2 gutz. 3 gluck. 8 vngeluck vil. Zwiſchen Z. 8 und 9 ſteht noch

ob mir dein hertz keins guten gan
ſo gee dich ſelber als ungeluck an.

9 aber fehlt. 10 wer es meines. 12 wolt es. 14 far ich dahin.

5.

Klopf an! klopf an!
Ein ſäligs neus jar ge dich an!
Ich wünſch dir das ewig leben,
Das wolle dir got geben!
5 Und wünſch dir ain ſtůblein warm
Und dein bůlen an dein arm.
O we, mechteſtu des derbeiten!
So ſetz ſie freuntlich an dein ſeiten,
Druck ſie lieplich an dein bruſt
10 Nach deines herzen luſt
Und laß dir dann wol geſein
Mit dem aller liebſten bůlen dein!
Und ſcheuch kein falſchen klaffer daran,
Und bis friſchlich ein man!

Pap. Hs. der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel. Ende des 15. Jhdts. in 4. ſign. 18. 12 Auguſt. Blatt 344. Mitget. von Keller, Fasnachtſpiele S. 1355 fg. Scheint unvollſtändig. 7 mechſtu, derbeiten mundartl. für erbeiten erwarten. 9 ſie freuntlich an.

Dasſelbe aus einer Pap. Hs. des 16. Jhdts. mitget. von Mone im Anzeiger 7, 556. 4 das muß dir got mit freuden geben. 5 ſtüble. 6 deinen puelen an deinen a. 7 o we wie magſtu das erpeyten, 8 ſo fehlt. 9 lyeplich.

6.

Klopf an, meins herzen höchſter hort!
Nun merk auf mein freuntliche wort
In ſolcher lieb als ich das main!
Mein hoffnung iſt zu dir nit klain,
5 Wann aller dein handel und geber

Die lieben mir ie lengr ie mer.
Dein ſtolzer můt und friſcher ſin
Der nimbt mir vil traurens hin.
Dein frölichs herz und friſche jugent
10 Iſt geneigt auf alle tugent.
Wer möcht dir feint ſein oder gram?
Ich ſchreib ſie all in eren an.
Ich lieb dich ſer und bin dir holt
Für perlein ſilber unde golt.
15 Das ich auch von dir hoffen bin,
Du liebeſt mich in deinem ſin.
Drumb wirf ain arm auf in der ſtille
Und tů ain ſchrei durch meinen willen
Daß ich dein herz genzlich erfar.
20 So hau dahin! daß dich got bewar!

Pap. Hs. 16. Jhdts. Mone Anz. 7, 556 fg. 1 meines. 2 meine. 5 gewerb. 6 lenger. 9 froliches. 11 mocht. 14 Vnd lieb dich fur p. und. darumb wurf. 20 haw undeutlich

7.

Klopf an mit reichem ſchal
Daß es den leuten wol gefal!
Das dir niemant hab verark.
Got mach dich an dem leibe ſtark
5 Und mach dich an der ſel geſunt,
Und daß du an ern nicht werdſt wunt
Und alle dein ſach mit glück end,
Und hail und ſälde zu dir wend,
Und daß dir got wol bei ſteen,
10 Und daß dir dein anſchleg für ſich geen,
Und hab dir aller menſchen hult,
Und daß du nimer ſterbſt in ſchult
Und in kainer totſünd ſterbſt
Und daß du gotes hult erwerbſt,
15 Und daß du an dein lezten zeiten
Můſt wider die helliſchen ſtreiten,
Und daß du inen obgeligſt
Und gnad und barmherzikait vindſt
Bei got in dem neunten kore:
20 Das wünſch ich dir zu ainem neuen jore.

Pap. Hs. 16 Jhdt. Mones Anzeiger 7,553 fg. 5 dich fehlt. 6 an deneren nicht werdeſt w. 8 hayle und fele. 9 daz dw g. w. pey ſtent. 10 dein gut anfchleg f. f. geent. 12 daz dir nymer. 15 deinen. 16 fchreyten. 17 u. d. dw i. allen obgeliſt.

Zeile 3 verark haben verargen. 8 fälde Glück, Heil. 10 für ſich geen vorwärts gehn, glücklich g. 17 obligen oben liegen als Sieger.

8

Klopf an, lieber fraz!
Ker dich nit an mein gůts geſchwaz
Das ich dir heint anßgib,
Ob dir niemant das gſpot darauß trib.
5 So du das auf nimſt für ein ler,
So iſt deinr weishait deſter mer.
Nimſtu es aber in übel ein,
So magſtu wol ein tor ſein.
Klopfſtu an in züchten und in eren,
10 So wil ich dich etwas gůts leren.
Haſtu ein bůln, ſo bis verſchwigen
Und hůt dich des nachts vor lang aüßligen.
Gilt deinem bůln was du im ghaiſt
Und ſag im nit als das du waiſt
15 Und wend dich nit vil von frauen.
Du ſolt auch niemant in oren krauen.
Wiltu dein hant nach eren recken,
So behůt dich got vor winkelſecken.
Und zale gern und borg nit vil
20 Und hůt dich auch vor würfelſpil!
Tůſtu das, ſo biſt du kain tor.
Die ler hab dir zum neuen jor.

Pap. Hs. 16 Jhdt. Mones Anzeiger 7, 554. 3 den ich. heint d. i. hint! hinaht dieſe bevorſtehende Nacht. 6 deiner. 7 nemſtu. 8 machſtu. 9 zuchten, und auch ſonſt immer u für u uo ü üe. 11 pulen. 12 nachtes. 13 pulen. geheyſt. 14 alles. 18 behut. 21 duſtu. 22 dy.

Zeile 1 fraz ungezogenes Kind, dann bloß für Kind. 11 bis ſei. 12 außligen außer dem Hauſe liegen, ſich herum treiben. 13 ghaiſt verheißeſt. 16 krauen kratzen.

Die nächstfolgenden ſieben Klopfan ſind aus einer Handſchrift der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar genommen,

die die Signatur Q 565 trägt, im 15. Jhdt. geſchrieben iſt und einige Stücke von Roſenblut enthält, eine Reihe von Priameln, Erzählungen, Rätſeln mit meiſt recht obſcönem Inhalte. Keller hat in den Fasnachtſpielen S. 1453 ſgg. dieſe Papierhandſchrift näher beſprochen. Wir konnten nur ſieben Klopfan ausheben, einige muſten wir zurückweiſen, da wegen ihres koloſſalen Unflates die Mitteilung derſelben an dieſem Orte nicht geſtattet ſein kann. Weil die Handſchrift mehrere Stücke von Roſenblut enthält, ſo konnte man ihn auch als Verfaßer dieſer Neujahrsſprüche vermuten: aus Nürnberg ſtammen ſie einmal ſicher, da ſie eine Reihe von Anſpielungen auf Localitäten dort enthalten. Übrigens haben ſie noch etwas ganz Beſonderes an ſich, was wir weder bei den bereits mitgeteilten, noch bei den ſpäteren von Folz finden, nemlich (es gilt dies von den drei letzten) ſie ſind nicht allgemeiner gehalten, ſondern ſpielen auf gewiſſe Dinge an die im Verlaufe des Jahres geſchehen ſein müßen, haben alſo einen beſtimmter ausgeprägten ſatiriſchen Character. Wir erwähnen dies hier nur einſtweilen, um es ſpäter weiter zu gebrauchen.

9.

Klopf an, klopf an!
Dein lieb wolgetan
Die dir in deinem herzen leit
Tag und nacht zue aller zeit
5 Und in deinem herzen leit gefangen,
Habe zu dir ſolichen verlangen
Und ſol zu dir komen ſchier
Und leben nach deins herzen begir,
Daß dein herz erfreut werd
10 Mit dem du ie von ir haſt begert,
Mit freuntlichen worten auß irm roten munt
Die do gen auß herzen grunt.
Und daß dich die lieb in freuden ſech,
Und das in kurz geſchech,
15 Sprich amen daß es dir war werd!

Hdſchr. der Großherz. Bibl. zu Weimar Q. 565. XV Jahrh. Bl. 64 v. 5. 6 ſind umgeſtellt. 6 Vnd habe. 8 deines hertzn. 9 were. 10 begert haſt. 15 war wer.

10

Klopfan, mein ſchöne ros!
Von dir hab ich alain troſt.
Du troſtes mich als der ſtern mit ſeinem ſchein.
Werſtu der ſtern den ich do main,
5 Den ich heut hab geſehen,
Ich wolt, daß er tauſent jar ſolt leben:
So het ich freuden alſo vil
Und alles das mein herz wil.
Vor großer lieb ich des nachts nit ſchlafen mag,
10 Wenn ich gedenk daß ich den ſtern nit geſehen hab.
Vor großer lieb ich des tags weder trinken noch eßen mag,
Wann ich des ſelben ſtern nit vergeßen mag.
Vor großer lieb mag ich nit frölich geſein,
Ich weſt denn daß der ſelbig ſtern mein ſolt ſein.
15 Ich hoff, ſo het ich freuden alſo vil,
Wenn mich der ſtern erfreuet warmit ich wil.
Er ist ſo helle mit ſeinem ſchein,
Er geleichet dem edeln karfunkelſtain,
Der ſtern gibt vor hohikait widerſchein.
20 Wann er mich erfreuet daß er mein ſolt ſein,
Nit mer wolt ich begern und haben,
Allezeit wolt ich mein kurzweil im herzen tragen.
Des ſternes wolt ich ſtet beleiben.
Und wolt kaines andern wechſel treiben.
25 Ich dem ſtern ſo vil guts gan,
Ich wolt nit liebers für in han.
Das ſag ich dir für war.
Got geb dir ein guts ſeligs neus jar!
Far frolich von dann
30 Und kum biß jar herwider an
Und klopf mit großen freuden wider an!

Pap. Hs. der Großherz. Bibl. zu Weimar Q. 565. XV Jahrh. Bl. 64 r. 2 geſehenn das biſtu. 11 weder eſſen noch trincken mag. 55 ich gan ich gönne. 29 vonn dannen d. Hs. 30 biß jar übers Jahr.

11

Klopfan, klopfan!
Ich waiß ein freulein wolgetan,

Die hat ainen roten munt
Und ain herz in lieb enzunt,
5 Zwai äuglein braun, darzue ein kurz kin,
Ain grüeblein darin,
Ain ſinwel ſtirn, ain weiße keln,
Zwai wenglein rot, ain lauters fel.
Ich wünſch dir auch die adeleichen,
10 Die macht dich allezeit freudenreiche.
Und wo dir wirt ir gebot,
So ſoltu es halten an allen ſpot:
Du ſolt iren dienſt nit vermeiden.
Ich wünſch dir auch das haimlich leiden
15 Von ſchöner frauen wegen.
Far hin! got müß dein pflegen!

Pap. Hs. der Großherz. Bibl. zu Weimar XV Jahrh. Q. 565. Bl. 66 v. 6 darein d. Hs. 1 ein fibella ſtirn Hs. ſinwel convex gerundet. kelen d. Hs. 8 fell Hs. 10 freüdenreich Hs. 15 ſchonner Hs. 16 muß Hs.

12

Klopf an, klopf an beſchaiden!
So mag dein klopfen niemant laiden.
Klopfſtu unbeſchaiden an,
So haißt man dich ain gockelman.
5 Biſtu edel von geſchlecht,
Oder bist ain dienſtknecht,
So gee beſchaiden auf der gaßen,
So mügen dich wenig haßen.
Man vindt vil der lappen
10 Die auf der gaßen here gnappen
Und unter den kremen treiben vil geſchwetz
Und die frauen eben beſchetz:
Die ain iſt enderiſch,
Die ander iſt ſo peueriſch,
15 Die drit zue ſchimpflich,
Die viert ſo ungelimpflich,
Die fünft iſt ſüſt, die ſechſt iſt ſo
Und ſagt von altem haberſtro.

Biſtu der ainer, ſo thue dich des ab,
20 Daß ich dich aber lieber hab!

Hdſchr. der Großherz. Bibl. zu Weimar Q. 565. XV Jahrh. Bl. 67 r. Überſchrift klopffan klopffan. 1. klopf an nur einmal in der Hs. 4 göckels man Hs. Die gogken Narrenspoſſen. Aber der gogkel der Hahn, gogkeln (vom Hahne) die Henne treten, der gogkeler Mädchenjäger, Schmeller 2, 26. Wol mit letzterem gleichbedeutend iſt gockelman. 9 der lapp eigtl. blödſinnige taubſtumme Perſon, dann ſcherzhaft für Narr Schmeller 2, 485 fg. 10 gnappen, mit den Füßen, vacillare Schm. 2, 97. 374. 11 treüben die Hs. unter den kremen bei den Krambuden und Kramläden. 12 eben gleichmäßig d. h. eine wie die andere. beſchetzt die Hs. eigtl. beſchetzen d. i. ihren Werth taxieren, ihn nehmen. 13 enderiſch ungewöhnlich, nicht geheuer Schmeller 1, 77. 15 schimpflich scherzhaft, ſpöttiſch. 16 ungelimpflich ohne ſchickliches Benehmen, ohne Nachſicht. 17 füſt — ſo ſo — ſo. 18 ſchwatzt albernes Zeug, vgl. Schmeller 2, 136 fg. 20 aber wieder d. i. ein ander Mal, wenn du wieder kommſt.

Derſelbe Klopfan mit mehrfachen Varianten in einer Pap. Hs. des 16 Jhdts, bei Mone im Anzeiger 7, 555 fg. 2 pelayden; dasſelbe wie laiden Leidthun, Wehe thun, unangenehm ſein. 4 geckel mann 6 oder piſtu ſunſt ein d. 7 ſo piß beſch. 8 ſo kunnen dich w. leut gehaſſen. 9 dann man fint manchen groben lappen. 10 der die gaſſen umb lauft trappen. 11 und vor den leuten vil geſchwätzt. 12 und die frawen hinten und vorn beſezt. 13 eine ſey zw erbriſch undeutl. 14 a. ſey zw p. 15 d. dr. ſey nit ſchimpfig. 16 ſey zw. 17 ſey ſunſt d. ſ. ſey ſo. 18 und ſagt als von haberſtro. Von Z. 19 an lautet hier das Gedicht

piſtu der einer, ſo gee ſein ab.
wiltu daz man dich lieb hab
und piſtu darumb her kumen
dastu wilt ſuchen deinen frumen,
ſo wunſch ich dir ein gluckſeliges neus jar.
ſprich amen, ſo were dein wunſch war.

13

Klopfan, klopfan!
Tregſtu gern ſpitzig ſchuch an,
So gee nit vil für die tür,
Daß man dich nit bring für
5 Und mit der zungen trag auf das rathaus,
Du muſt füſt drei gulden geben herauß:
Des man dich nit vertrait,
Du ſchwerſt dann dafür ain ait.
Wann man hat vernumen,

10 Wie ein groß guß wöll kumen
Und wer ſtoßen die prucken weg
Unde auch die ſteg:
Do bedarf man groß gelts zu.
Das müßen zalen die ſpitzigen ſchuch.
15 Darumb laß ander leut die prucken bauen
Und verzere daſſelbig mit ſchönen frauen:
Das gibt dir freud an allen ſchmerzen.
So ainem das wee thut im herzen,
So er von aines par ſchuchs wegen
20 Drei gulden auf das rathaus ſol geben
Und darzu iſt der leut ſpot:
Darumb volg meinem rot,
Hût dich darvor!
Thuſtus nit, du biſt ein tor.

Pap. Hs. des Großherz. Bibl. Zu Weimar Q. 565. XV Jahrh. Bl. 651. 10 gueß. 22 rate. Nach Zeile 24 folgt unmittelbar in der Hs:
werſtu das lieb das ich verlorn han
nach dem ich lang hab gejagt
mit meinen ſchnellen winden
und kund ſein nindert vinden,
ſo wil ich noch jagen ſo oft und vil
mit winden und federſpil
als lang bis ich in in mein garn.
ſo wil ich im dann alſo mit farn
das er keiner andern begert.
was er wil das iſt er von mir gewert.

Zeile 5 auf dem Rathhause anzeige. 6 fû ſt ſonſt. 7 man verſchont dich nicht damit. 10 guß Waßerſchwall, Überſchwemmung. 17 an d. i. âne ohne. ſchmerze, ſmerze iſt in der alten Sprache ſchwaches Maſculinum.

14

Klopfan frölich und unverzagt!
Ain ſchöne frau hat mir geclagt
(Die iſt mein gute geſpil,
Der ſelben ich nit nennen wil),
5 Es habe ſich auf ainen abent begebn,
Sie ſei geweſen gar bei ainem frölichen lebn,
Do ſein geweſen mer ſchöner frauen.
Die ſelben wolten fürſten und herrn ſchauen
Und wolten mit in gar frölich ſein:

10 Do ſeet genner ſein ſamen darein.
Man het ſich aller freud mit in vermeßn.
Do hetten die koch der hefen in der hell vergeßn.
Do wurden mer federn im gras:
Daſſelb den fürſten gar lait was.
15 Do vieng das pöfel ain werfen an:
Das muſt an den ſchönen frauen außgan.
Man ſchonet noch fürſten weder herrn,
Wie wol ſein ains tails man nicht wolten gelaubn,
Man hab ins zu ainer ſchmacheit getan,
20 Und wollen ir frauen ains tails nimmer zu den fürſten lan
Und müßen die vasnacht do haimen ſein:
Alle freud ſol in verpunden ſein.
Wiewol ſie die federn auß dem har haben zwagen,
Noch wollen ſie in tag und nacht darvon ſagen.
25 Ain ſolchs hir muß haben ain end darumb,
Und laufen des nachts im hauſe umb,
So gar künnen ſie der vedern nit vergeßen
Und wollens in jehe zum ergſten außmeßen,
Und iſt doch der ſchad bei maßen,
30 Noch mügen ſie ir predig nicht laßen.
Doch dürft mans in nicht allen als gar verübel han:
Es ſein ains tails gar ungeniete man.
Ains vogel und junger manne weiber
Die müßen gar vil leiden.
35 Ich wolt, welcher man ſeiner frauen ſorg het,
Daß er das neu jar nicht erlebt.
Das wünſch ich den eiferern zu einem neuen jar.
Far hin! got geb dir tauſent gute jar!

Pap. Hs. XV. Jahrh. der Großherzogl. Bibl. zu Weimar Q. 565, Bl. 65 v. Zeile 5 haben Hs. 8 wolte Hs. 10 genner ſic d. Hs. 12 heffen Hs. 13 zwiſchen jm und gras iſt mit kleinerer Schrift übergeſchrieben daſſ. 15 pöffell Hs. das pöfel populus Schmeller 1, 179 17 vielleicht weder fürſten herrn noch fraun. 24 ſage Hs. 25 hir ſic die Hs. 26 moſſenn Hs. 30 müge Hs. loſſenn Hs. 31 mans jus Hs. 32 ungemeter Hs. ungenietet unerfahren Schmeller 2, 716. 43 hinter weiber ſteht noch in der Hs. auch poſſer hermane weiber.

15

Klopfan, klopfan!
Ain guts ſeligs neus jar gee dich an!

Und ob du nit lenger wolſt paiten
Und wolſt in rennhof reiten,
5 So ſoltu dir vor ain varb machen
Die dich an eren nit thut ſchwachen
Und deiner jugent gezem
Und deinem pulen ſei genem.
Zue dem erſten vindeſtu ſtan
10 Die nachtigal auf dem grünen aſt,
Da mit grün die paum fecht an,
Grün erzaigt manchen man.
Grün in allem meinem ſinn
Iſt der lieb ain angefing.
15 Grün ſoltu allezeit haben wert,
Ob dein herz der lieb begert.
Grün iſt gar ain frölichs klait,
Wer es nach ſeinen wirden trait.
Grün ſol niemant tragen
20 Der in lieb wil verzagen.
Wer grün mit freuden tragen wil,
Der ſol der lieb ſetzen kain zil.
Wer rechter lieb wil pflegen,
Der muß ſich des verwegen,
25 Daß er ſich darzue wend
Daß er den anfang gleich dem end
Und ſol in gleichem dienſt ſtan,
Ob er erſt hab gefangen an.
Alſo thun die nachtigallen
30 Mit manchen ſüßen hallen.
Wann ſie ſich vermehelt hat,
So ſücht ſie ir ain aigene ſtat,
Daß ſie in freuden donen wil
Durch lieb auf endes zil
35 Zue dienſt irem lieb ſein
Biß daß ſie kumpt in des todes pein.
Alſo ſoltu bringen den anfank
Zue dienſtes end auf liebes dank.
Haſtu den willen im herzen gar,
40 So magſtu frölich auf den rennhof farn
Und die grünen farb nit ſparn.
Darnach tracht an allen ſpot

Den fenix auf der rosen rot.
Rot ist ain zaichen prinnender lieb:
45 Das ist zue tragen mit gutem sit,
Welchs herz mit grün hat angefangen
Daß es mit lieb begert zu erlangen,
Daß man kain zil noch frist mag thon
Und kan im selbs nit wider ston,
50 Daß er in hitziger begir strebt
Und sich mert die weil er lebt
Und sich wendet alle sein fart
Nach des vogels fenix art.
Der ist ainig auf der erden
55 Und mag auch kainer mer werden:
Ine dem feuer er sich vernüt.
In trauern erkückt dein lieb mit
Nach des edelen fenix sit.
Wes lieb sich von tag zu tag nüt,
60 Der trag rot der lieb flammen:
So stet freud auf fredige stammen.
Nun vindestu mit züchtigem vleiß
Den samen auf der lilgen weiß.
Weiß ist der lieb ain edler tron:
65 Die soltu haben in wirden schon.
Wer im herzen lieb begert
Und mit weiß wirt gewert,
Der halt es schön biß in sein end:
So nimbt sein lieb ein frölichs end.
70 Mit weiß gewert bedeut keusch
Und züchtige lieb an alles geteusch.
Wer trost und freud von lieb begert,
Der halt zucht, so wirt er gewert.
Und bis an treu und lieb nit laß
75 Als der staub thut auf dem wasn!
Wenn du darauf legst dein vleiß,
So magstu frölich tragen weiß.
Wil sich aber dein freud machen,
So vindestu ein gürtelteublein auf plaw.
80 Plaw bedeut stet.
Der im recht thet,
So het er in aller weis

Vor aller varb den höchsten preis.
Wie wol doch grün der anfank,
85 Was doch rot der lieb zwank,
Was doch gewert mit zucht weiß,
Hastu auf stetigkeit dein vleiß,
Wann stetigkait alain beleibt,
So ist nichts nit das lieb von lieb treibt.
90 Pistu stet ine freuden,
So bistu auch stet zue leiden.
Bistu auch stet so es wol get,
So bis auch stet so es übel get.
Beleib stet an deinem pulen gut
95 Als das gürtelteublein thut:
Wenn es sein lieb verlüst,
Kain anders es im außerküst.
Wenn du wilt stet sein,
So nim ein plaus plümlein,
100 Mach dir darauß ein kranz
Und trag in frölich an dem renner tanz.
Wiltu der varb nit lenger darben,
Denn plau auf der schwarzen farben.
Schwarz bedeut verporgen:
105 Das soltu halten in sorgen.
Wer grün rot plau oder weiß,
Wer lieb wil tragen in sorgen vleiß
Und bedenkt nit wie er sich bewart
Vor der pösen klaffer art
110 Und wil seiner lieb gerümbt sein,
Dem wont selten treue bei.
Merk die pfewin hat die art,
Daß sie vor lieb die aier bewart
Daß sein der pfaw nit werd gewar:
115 Also thue deiner lieb. gedenk gar
Mit schwarz zue aller zeit
Vor der falschen klaffer neit!
Nun soltu kurzlich kumen
Von dem adler auf der wegwart plumen:
120 Wann graw bedeut hoher eren,
Wiltu dein lieb mit freuden meren:
Graw ist unvertroßen.

Die wegwartplum ist verschloßen
Biß sich erscheint der sunnen glanz:
125 So get sie auf mit freuden ganz
Und gibt freude über tag.
Dabei ein ieklichs wol merken mag
Also nach riterlichem sit:
Also soltu dein freud treiben mit.
130 Du solt auch miltiklich geparn
Geleich dem milden adelarn.
Der ist milt von rechter art,
Der treu in lieb nit spart,
Der ist milt wol geleich
135 Und tregt graw in freuden reich.
Wiltu aber nit entpern
Und wilt nach gelber farbe strebn
Die dich nit wol thut preisen,
So wil ich dich in ein kram weisen,
140 So kauf dir der gelben varb
E und du ir gar darbst.
Darmit wünsch ich dir gelük und hail
Und aller freuden ain übertail,
Zue disem hof nach eren streben
145 Und darzu das ewig leben.

Pap. Hs. der Großherz. Bibl. zu Weimar Q. 565. XV Jahrh. Bl. 61 fgg. Zeile 6 thut schmehen die Hs. 7 jugennt gezirt die Hs. gezem d. i. gezeme gezieme. 9 sten die Hs. Vielleicht fehlt dahinter das Reimwort auf ast. 10 gronen die Hs. 11 Damit grün die paum secht an Hs. 13 allem meinein sind Hs. 14 angefing sic die Hs. angebint? klaid die Hs. 26 er dem Hs. geleich Hs. 27 jngeleichem Hs. 29 nachtigalenn: halenn Hs. 33 Das sie jne freüden danen will die Hs. 45 mit guten syten die Hs. 48 thun die Hs. 49 stan Hs. 55 werdn Hs. 58 siten Hs. 61 fredige vgl. fredi Schmeller 1, 601. 64 edler tran Hs. 66 hertzu Hs. 75 wasenn Hs. 79 plab Hs. 80 Plab Hs. Diese und die folg. Zeile sind in der Hs. zusammen geschrieben. 84 der anfangk was Hs. 85 Was fehlt hier in d. Hs. 86 weis-vleis Hs. 88 allein todt bel. Hs. 89 treübt Hs. 96 verleüßt Hs. 97 aus erkyßt Hs. 99 plobs Hs. 101 an den r. Hs. 103 plab. varbn Hs. 111 wannt Hs. 112 pfebin Hs. 114 nit wer g. Hs. 120 Wan grob Hs. 123 verschlossn Hs. 128 sytenn Hs. 129 treuben Hs. 131 adler Hs. 125 grab Hs. 137 sterbn Hs. 141 darbest Hs. 144 hoff Hs.

Das letzte Stück hat ſo manigfache und eigentümliche Schwierigkeiten, daß ich mich hier einſtweilen nicht auf weitere Erklärung einlaßen kann, die zu viel Raum nehmen würde: ich will es nur mitgeteilt haben um ein ander Mal auf nähere Erörterungen desſelben eingehen zu können.

Die nächſten funfzehn Klopfan ſind aus einem alten nürnbergiſchen Drucke der Kunegund Hergotin genommen, deren Druckerthätigkeit zwiſchen die Jahre 1528 und 1537 fällt. Es iſt 1 Bogen (8 Blätter). Die vordere Seite des erſten Blattes hat oben den Titel

Faſt abentheürlich Klopff
an / Auff allerley art.
Hans Foltz.

Darunter iſt ein ganz reizender Holzſchnitt: in einer Straße vor einem Hauſe ſteht ein junger Menſch der den Thürklöpfel hält, aus dem Fenſter ſieht ein junges Weib auf ihn herab. Auf der Rückſeite beginnt der Text der bis zu Ende der vordern Seite des letzten Blattes geht. Darunter ſteht noch

¶ Gedruckt zů Nůrmberg durch
Kunegund Hergotin.

Die letzte Seite iſt leer. Die verſchiedenen Stücke vom zweiten an haben nur die Überſchrift Ein ander klopff an. Es ſind 16 an der Zahl und in folgender Ordnung überliefert:

1 Klopff an meines hertzen luſt vnd wunn
2 Klopff an mein troſt mein hertz mein hort
3 Klopff an meyns hertzen hôchſter ſchatz
4 Klopff an klopff an lieber ſchweins or
5 Klopff an Got geb dir ein gůt jar
6 Klopff an mein aller liebſter knab
7 Klopff an klopff an lieber troll
8 Klopfft an jr zarten jungen frawen
9 Klopff an biſtu ein Jůngling frey
10 Klopff an biſt du ein junge ſchnurr
11 Klopff an klopff an werder heldt
12 Wie haſt ein klopffen gynôffel
13 Klopff an meyn aller liebſte zart
14 Wie haſt ein klopffen vnd ein ſcharrn

15 Klopff an du fürwitz a . . . . . .
16 Klopff an lieber Fridel.

No 16 habe ich nicht mitgeteilt, weil es zu unflätig ist. Allerdings enthalten einige der andern auch etwas ziemlich derbe Ausdrücke, die mit unsern heutigen Begriffen nicht übereinstimmen, für ihre Zeit aber, weit entfernt etwas anstößiges zu haben, ganz in der Ordnung waren. Deshalb musten sie um die Zeit zu charakterisieren mitgeteilt werden: sie sind aber ans Ende verwiesen als die 6 letzten und wer zu zartfühlend ist, möge sie überschlagen, mir aber, der ich mein Eckartamt versehen, keine Vorwürfe machen, wenn ihn nachher dies wütende Heer incommodiert. Für die schmutzige Derbheit der letzteren entschädigt reichlich die Innigkeit der ersteren, die ohne Zweifel dem Zartesten beizusetzen sind was in deutscher Zunge gedichtet worden ist.

Der so eben näher beschriebene alte Druck befindet sich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar und ist jenem kostbaren Mischbande eingebunden der auch das einzige noch auf uns gekommene Exemplar des ältesten gedruckten deutschen Liederbuches enthält.*) Über andere Drucke der Klopfan s. Kellers Fasnachtspiele S. 1242 fgg.

So wol in dem uns vorliegenden vollständigsten, als auch in andern Drucken wird Hanz Folz ausdrücklich als Verfaßer dieser Stücke genannt und wir haben keinen Grund gegen die Wahrheit dieser Zeugnisse irgend welche Zweifel zu hegen. Hans Folzens dichterische Thätigkeit wird etwa ins dritte Viertel des 15. Jhdts zu setzen sein, vielleicht noch etwas früher, sicherer wol hat sie auch noch später gedauert, wahrscheinlich bis in die Mitte der achtziger Jahre. Er lebte noch mit dem älteren Rosenblut zusammen. Hans Folz soll aus Worms stammen, er siedelte sich in Nürnberg an und verblieb daselbst bis zu seinem Tode. Er war seines Gewerbes Barbier, wahrscheinlich besaß er zugleich eine eigene Druckerei. Wann er gestorben, ist unbekannt. Er war nach Rosenblut der bedeu-

---

*) In genauem Abdrucke nun veröffentlicht: Bergreien. Eine Liedersammlung des XVI. Jahrhunderts. Nach dem Exemplare der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Hermann Böhlau 1854.

tendste Fasnachtspieldichter. Seine Spiele sind neuerdings in Kellers Sammlung aufgenommen. Außerdem verfaßte er eine große Anzahl poetischer Erzählungen, Schwänke, Priameln und war auch als Meistersinger thätig, der Art daß ihn die Schule zum zwölften der zwölf alten nürnbergischen Meister machte. Eine Reihe von meistersingerischen Tönen tragen, als von ihm erfunden, seinen Namen. Die folgenden Klopfan laßen seine dichterische Befähigung in einem günstigen, wenn nicht im günstigsten Lichte erscheinen.

16.

Klopf an, meins herzen lust und wunn!
So hell geschin noch nie die sunn:
Die tugent zier und sitten dein
Schein klerer in dem herzen mein.
5. Wann solch zier schön und freuntlich gstalt
Wart nie von malers hant gemalt,
Gerad jung frei stolz und ein helt
Des wesen iederman gefelt.
Des bit ich got, er won dir bei
10 In all dem das dir dienstlich sei
An leib an sel an eer an gůt,
Und pflanz dir in dein sin und můt,
Wo du dein hant reckest nach eern,
Daß du sunst keiner thůst begern
15 Dann eine die dich wiß zů halten,
Daß euer lieb bleib ungespalten
Und bleibst bei deinem gůten namen.
Das wünsch ich dir von herzen. amen.

Der alte Druck Zeile 1 meines.

17.

Klopf an, mein aller liebste zart!
Wann mir kein klopfen lieber wart.
All engel in des himels tron
Die sein darumb dein solt und lon.
5 All patriarchen nnd propheten
Wölln dir dein leib und leben retten.

All zwölfbotn und evangeliſten
Wölln dich vor allem übel friſten.
All märterer und beichtiger
10 Bewaren dich vor aller ſchwer.
Der junkfraun und der witwen ſchar
Und aller heiligen ſamlung gar
Wölln dich allenthalben befriden
An leib ſel und allen geliden.
15 Maria ſelbs und auch ir ſun
Laßen dich nimmer anders tůn
Dann das dich hie und dort erner:
Das erwerb dir als himliſch her,
Und daß dir als das günſtig ſei
20 Das dir dein lebtag wone bei
Und hie eins ſelign ends erſterbſt
Und die ewigen kron erwerbſt
Dort in dem aller höchſten kor,
Wünſch ich dir zů eim neuen jor.

Zeile 7 zwǒlffpoten d. Dr., der zwölfbote der Apoſtel. 8 vbel. d. Dr. 10 Bewarn d. Dr. ſchwer mhd. ſwære Schmerz, Kummer. 11 Junckfrawen. 13 befriden umfriedigen, einſchließen und dadurch vor Angriffen ſchützen. 14 gliden d. Dr. gelit ſ. v. a. lit Glied. 15 ſon d. Dr. Vielleicht ſon : tôn. 17 Alles was dich in dieſer und jener Welt in leiblichem und geiſtigem Leben und Wolergehen erhalte. 18 als alles, und ſo 19. 21 ſeligen d. Dr. 24 newen jar der Druck.

18.

Klopf an, mein troſt, mein herz, mein hort
Und hör in gůt mein freuntlich wort
Die ich dir auß ſonder lieb mitteil!
Ich wünſch dir glück ſäld frid und heil
5 Mer dann ich ſelber denn gern het.
Ja wer wider dein eer icht thet,
Das brecht mir heimlich großen ſchmerzen,
Als ob es mir ſelbs leg am herzen:
Wann dein ſchön adelich perſon
10 Macht daß ich dir als gůten gan.
Dein gůtig und freuntlich geber,
Dein handel wandel zucht und eer,

Dein gůt geſtalt und al dein ſitten,
Dein günſtlichs und lieblichs erbieten
15 Macht an dir daß dir iederman
Glück ſäld und aller eren gan.
Des ich dir auch nit feint mag ſein,
Ob dus merkſt an den worten mein.
So wünſch ich dich ſo lang geſunt
10 Biß daß ein lins wigt hundert pfunt
Und biß ein mülſtein in lüften fleucht
Und ein floch ein fůder weins zeucht
Und biß ein krebs baumwolle ſpint
Und man mit ſchne ein feur anzünt.
25 Hiemit ein gůts ſeligs neus jar!
Und hau hin! daß dich got bewar!

Der a. Dr. 23 kreps baumwol. 26 hau hin ſo viel als far hin; hauen ſich ſchnell bewegen, laufen Schmeller 2, 130.

19.

Klopf an, meins herzen höchſter ſchaz!
Vergünn mir eins freuntlichen ſchwaz
Und laß mein red dir nit misfallen!
Ich ſprich, ſolt ich die welt auß wallen
5. Zů kieſen einen von perſon
Do ganz nicht wer vergeßen an,
An leib geſtalt weis und geber,
An zucht ſcham tugent und an er,
An ſchön und freuntlichkeit der wort,
10 So wart dein gleich doch nie gehort
Der meinem herzen baß gefiel:
Darbei ich nimmer laugnen wil.
Dann wer ich alſo ſchön und klar
Als Helena von Griechen war
15 Und het ein har als golt geſpunnen,
Des ſtraim erglenzten für die ſunnen,
Und möcht an reichtum und an witzen
Bei der küngin von Saba ſitzen,
Die küng Salmon groß ſchenkung bracht
20 Und im ſein tiefe frag auß ſlacht,
Und wer gborn von edelſtem blůt:

Dannoch mein herz gedank und mût
Dich außerkorn von aller welt,
Iedoch in ſtill gen dir gemelt.
25 Zeuch heim mit ganz frölichem mût!
Denk mein zum nechſten auch in gût!

Z. 2 der ſchwaz das Geſchwätz Schmeller 3, 552. 6 daran d. i. an dem ganz und gar nichts vergeßen wäre, der vollkommen wäre. 7 geper d. Dr. gepêr mhd. gebære Benehmen; das nhd. Geberde, mit unorganiſch eingeſchaltetem d, hat eine modificierte Bedtg erhalten. 11 baß Adverbium beßer. 14 von Griechen von Griechenland, wie hin ze Griechen nach Griechenl. heißt, ze Gr. in Griechenland. Griechen hätte können ebenſo gut Name des Landes werden wie Sachſen, Schwaben, Thüringen, alles urſprünglich Dative Pluralis der Volksnamen die von ze, zu, regiert ſind, ze den Sahſen bei den Sachſen, daȥ lant ze Sahſen das Land bei den Sachſen. 16 ſtraim, der und ſtraimen der Streifen, die Reihe, auch die Strieme; liechtſtraim radius; ſtraimen ſtreifen. Schmeller 3, 685. für die ſunnen mehr als die Sonne, heller als ſie. 18 Kůnigin d. Dr. 19 Salomō d. Dr. Die zuſammengezogene Form wie früher auch im 15 Jhdt. die gewöhnliche, ſo im Narrenſchiffe 112, 7. 171, 27. 20 flacht jetzt flocht von flechten, a. Spr. flihte flaht geflohten. Zeile 18 fgg. bezieht ſich auf die damals ungemein verbreitete Dichtung die unter dem Namen Sibillenbuch gewöhnlich geht. Vgl. Geiſtliche Gedichte des 14 und 15 Jhdts vom Niderrhein herausg. von Oskar Schade daſ. S. 291 fgg. und beſonders S. 303 fgg. Vers 207 fgg. 23 Dennoch erkören nur dich unter allen mein Herz und Sinne auß. 24 gen dir; in der alten Sprache wird gegen (zuſgez. gên) faſt nur mit dem Dativ verbunden, ſelten mit dem Accuſativ. melden eigtl. verraten; gemelt iſt hier Nomin. Plur. auf herz gedank und mût bezogen: obwol nur heimlich dir verraten. 26 in gût auf gute Weiſe, in Güte und Liebe.

20.

Klopf an, mein aller liebſter knab!
Biſt du der für den ich dich hab,
Getreu ſtät frum und verſchwigen
Und wardſt kein geudner nie gezigen,
5 Biſt warhaft unde lüzler wort,
Haſt nie nichts heimlichs offenbart
Und redeſt von frauen das beſt
Und dich niemant verweiſen leſt
Zû tûn wider junkfreulich er:
10 On zweifel ſo biſt du ie der
Den ich zû bûln mir hab gedacht.
Hau hin! got geb dir ein gût nacht!

Zeile 2 für den ich dich halte. 4 geudner Praler, Auffchneider, Großthuer : daraus hat fich erft fpäter der Begriff Verfchwender entwickelt und daher im Neuhochdeutfchen vergeuden nach Analogie von verfchwenden gebildet. gezigen geziehen, befchuldigend genannt; ich zîhe, zêch, gezigen nach der achten ftarken Conjug. Grimms Gramm. 1, 937. 5 vnd d. Dr. lüzel klein, wenig. 8 verweifen falfch weifen, verführen, welche Bedeutung durch den folg. Vers gefördert wird. An verweifen im Sinne von tadeln und ftrafen, für verweißen, mhd. verwîzen, ift hier nicht zu denken. 13 ie immer, zu aller Zeit : hier aber etwas abgefchwächt und mehr als Verftärkung. 11 bûlen d. Dr. 12 han hin fahr hin, lauf hin.

21

Klopf an, klopf an, du werder helt,
Wann es mir von dir wol gefelt!
Du klopfeft an in deinem fcherz,
Dannoch geet es mir an mein herz.
5 Des darfftu dich gen mir nit nennen,
Dann ich dich funft ie mein zů kennen.
Und wär ich bei dir (du weift wo),
Des wär wir beide nit unfro,
Wann wir wol heten auß zů tragen,
10 Darvon ich iez nicht vil wil fagen:
Dann morgen kum (du weift wol wenn),
Gee iez dein ftraß e man dich kenn.
Ein blechlein ift balt angefchlagen
Da man lang zeit hat an zů tragen.
15 Darumb weich ab! das ift mein rot.
Und bhůt dich got vor aller not!

Zeile 1 an werder d. Dr. 2 wann, mhd. wande, Bindewort, denn. 4 gehet. 5 des adverbialer Genit. Neutr. deshalb. darfftu brauchft du. 9 außtragen ausmachen, entfcheiden : wir hätten wol etwas mit einander auszumachen. 10 iez jetzt. 12 Gehe d. Dr. 13 ein blechlein anfchlagen oder anhenken wie jetzt allgemeiner einem etwas anhängen, anheften einen durch böfe Nachrede brandmarken. Im Fasnachspiele Elsli Tragdenknaben (Keller 896) heißt es

wenn iedermann fein lafter hett
fornen an der ftirnen gefchriben,
der wort wurdend nit vil triben,
und käm darzuo daß menger man
gar nienen für die lüt dörft gan

der iez gar nüt an ſin laſter denkt
und iederman **e i n b l e c h l i a n h e n k t.**

Die Redensart kann daher kommen, daß man Verbrechern, die an den Pranger geſtellt wurden, ein Täfelchen anhängte worauf ihr Verbrechen verzeichnet ſtand. So wird auch ſiechbläcklein, was Schmeller 1, 233 von Selhamer anführt, nicht Schönpfläſterchen bedeuten, ſondern ſichtbares Zeichen der Krankheit, des Siechtums, das einer am Leibe trägt, das ihm gleichſam auf der Stirne geſchrieben ſteht. 15 weich ab entweich. rat d. Dr. 16 behůt d. Dr.

22

Klopf an! biſtu ein jüngling frei,
Daß dir als glück wöll wonen bei
Und dir erwerbſt ein ſchönen bůln
Mit dem du tůſt dein herz erkůln!
5 Biſt aber du ein junge diern
Und haſt zwei brüſtlein als die birn,
So wünſch ich dir ein jungen gſelln
Dem du mügſt al dein not erzeln.
Biſt du aber ein jung eeman
10 Und klopfſt in züchten bei uns an
Daß du kein unfůr ſůchſt darbei,
So mach dich got als leides frei.
Biſt du aber ein jungs eeweib
Und haſt einen geraden leib,
15 So halt dich ſtät an deinem man!
Nit beßers ich dir raten kan.
Nun hau hin, laß dich iez genůgen!
Zum nechſten mag ſich aber fůgen
Daß ich noch minder an dir ſpar.
20 Zeuch iez heim! daß dich got bewar!

Zeile 4 erkuln d. Dr. 5 dirn d. Dr. 6 průſtlein d. Dr. 7 einen j. geſelln d. Dr. 8 erzeln erzählen. 11 unfůr, unfůre ſtark Femin. üble Lebensweiſe. ſuchſt d. Dr.

23

Klopft an, ir zarten jungen fraun!
Ir ſolt euch bei dem tag lan ſchaun.

Solt man ſich freuden mit euch nieten,
So künt man euch doch eer erbieten.
5 Ir wißt, die nacht iſt niemants freunt.
Doch ſo ir ie ſeit aufgeleunt,
So klopft an ſeuberlich und frölich
Und redet niemant heimlich hölich
Und ſeit geſchemig bei den mannen,
10 Treibt die ſchampern von euch dannen!
Und in der kirchen ſeit andechtig,
Daß euch nicht ſtrafe der almechtig!
Habt mit gelerten nit vil ſchwaz,
Daß man euch nit liederlich ſchaz!
15 Und auf der gaßen nit umbguzen,
Daß man euer nit werde ſchmuzen!
Seit arbeitſam daheim im haus
Und ſecht nit vil zum fenſter auß!
Seit ernſtlich mit dem hausgeſint
20 Und ziecht auf tugent eure kint!
Frölich ob tiſch, willig zů bet,
Und welche frau im anders tet,
Ob ſie biß jar herwider käm,
Wer weiß wie ich ſie dann aufnäm.
25 Ziecht heim und ſeit nit ungeſchlacht!
Got geb euch tauſent gůter nacht!

Zeile 1 frawen : ſchawen d. Dr. 3 ſich nieten eines dinges ſich eifrig befleißigen. 5 aufgeleunt; läuen läunen durch laue Temperatur erweicht werden, aufthauen; aufläunen ſchmelzen aufthauen; figürlich von einem Menſchen der anfängt nicht mehr wie vorher fremd oder ſchüchtern zu thun. Schmeller 2, 405. 8 hölich verholen. 9 geſchemig ſchamhaftig. 10 die ſchampern die unzüchtigen. 12 ſtraff d. Dr. 15 umbguzen umgucken, neugierig umſchaun. Schmeller 2, 89. 16 ſchmuzen lächeln. 22 im neutral dem d. h. in dieſer Sache, darin. 23 biß jar bis über jährige Zeit, nächſtes Jahr um dieſe Zeit. 25 ungeſchlacht übel geartet.

24

Klopf an, got geb dir ein gůt jar!
Haſt du anders ein krauſes har
Und ſpizig ſchůch und kanſt fein tanzen
Und tůſt den meiden nichts am ganzen,

5 Treibst mit frauen lieblichen scherz,
Schmückest sie freuntlich an dein herz
Und hast mit in manch gůt gespei,
So daß in drauß werd kein geschrei,
Und schonst ir darbei an irn ern
10 Nach dem ein iede thůt begern,
Und wo sie hosen han zů waschen
Daß du zůtregst mit vollen flaschen
Feiste braten und groß wecken
Und läst dich nit leichtsam abschrecken:
15 So laß ich dich iezunt verstan
Daß du in bist ein gůter man
Und můst in irem dienst ersterben.
Solst du ein jar umb eine werben,
Mit zůdütteln umb sie naschen,
20 Mit schüßel spůln und wintel waschen,
Ir betten kern und garn winden
Und in der küchen vor rauch erblinden:
So bist du ie einr auß den knaben
Da die weib irn narren an haben.

Zeile 18 leichtsam leicht. 19 zůdütteln schön thun, schmeicheln Schmeller 1, 405. 23 eyner d. Dr. 24 narrn d. Dr.

25

Klopf an! bist du ein junge schnurr
Und laufst des tages in der hurr
Und wilt nachtes die man verschneiden,
So solt man dich ein stund nit leiden,
5 Sonder ein weisen zů dem wirt
Do man sunst allweg trucken schirt.
Bist du aber ein junger lecker,
S...... für die tür große trecker,
So solt man dir dein maul drein pern
10 Und dann die gaßen mit dir kern.
Bist du aber ein starke schlücht
Und hast dich überal betrücht
Und geest davon und hast dein spür,
Ob du irgent fündst ein offne tür

15 Daß du etwas möchtſt ermauſen,
So ſolt man dir den balg erzauſen
Und dich annageln mit den orn,
Auf daß man dich erkennet morn.
Biſt du aber ein ſtarker knol
20 Und ſteckeſt aller bosheit vol
Und harſt, wo dir einr kem mit wein
Daß du die zungen ſchlůgeſt drein
Und trůgſt die kandl mit dir davon,
So geb dir got den rechten lon,
25 Der andern dein geleich iſt worden,
Dauß an der dürren brůder orden.
Biſt aber ein alt bärntreiberin
Und pflegeſt eins ſolchen gewin,
Ob dir bekem einr oder ein,
30 Daß du ſie füreſt mit dir heim
Und dann verkupelſt wo du möchteſt:
Darumb du nindert baß zů töchteſt
Denn daß man in ein ſack dich ſtrickt
Und in der nacht nach fiſchen ſchickt.
35 Biſt du aber ein alter geheier
Und ſunſt ganz ein unnüzer ſpeier
Und geeſt des nachts ſchlekmundi um,
Ob dir ein klemmerlein bekum
Darmit du ſchmechſt dein frumes weib:
40 Darumb ſolt man dir an deim leib
Den ſchwiz allen am . . . abhauen,
So ſchonteſt du der andern frauen.
Hau hin! du ſeieſt wer du welſt:
Denn ſo du dich lang daher ſtelſt,
45 Erzürneſt du mich leicht zů lezt,
Daß ich mein hündin an dich hezt.

Zeile 1 ſchnurr Perſon die herum ſchnurrt. 2 hurr. Schmeller gibt 2, 234 die hur, eine eigentümliche Art Rauchfang über dem Feuerherde. Hier überhaupt für Feuerherd? in der hur am Herde, in der Küche. Danach wäre eine Küchenmagd gemeint. 8 verſchneiden einen ihm etwas beſ. Geld abnehmen. 5 ein hinein. 8 Sch..ſt für d. Dr. 9 pern ſtoßen. 11 die ſchlücht auch ſchlucht, ſchlüchtin unreinliche faule Perſon. Schmeller 3, 431. 12 betrücht. Vgl. trochten läufig ſein, von Thieren und Menſchen; die truchtel achtungsloſe Benennung einer Weibsperſon, beſ. wenn ſie dick iſt. Schmeller 1, 473 fg.

13 geheſt d. Dr. 15 möchſt d. Dr. 18 morgn d. Dr. 19 knol (wie knalli Schmeller 2, 373) grober Bengel. 21 harſt harreſt. eyner d. Dr. 23 kandel Trinkgeſchirr. 26 dauß draußen. 27 der bär iſt das männliche Schwein, Eber, Zuchteber; bärntreiber der den Eber zum Behufe der Begattung zu den Schweinen treibt; bärntreiberin figürl. Kupplerin. 32 töchteſt Conjunctiv Praet. von taug bin nützlich, nindert d. i. niender nirgend, hier nur verſtärkte Negation: deshalb wärſt du zu nichts beßer nütze. 35 geheien und keien (gheien?) werfen, ſchmeißen, plagen; geheier ein Plager, auch wol Zänker. Schmeller 2, 132. 36 ſpeier Spötter. 37 ſchleckmundi ſic d. Dr. vmb d. Dr. 38 Schmeller führt 2, 356 die Redensart an einem ein klämperlein anhenken etwas Übles von ihm reden, oder auch ihn zu Schaden bringen. Im Wigalois heißt es 2376

ſo ſint die valſchen ſô gemuot,
daß ſi ſô ſtæte enmac geſîn,
ſi neſlahen ir ein klempelin
mit worten und mit vâre.

Es iſt übertragen von dem entehrenden Zeichen das einem angehängt wurde. 41 am a.s d. Dr. 43 ſeyſt d. Dr.

26.

Klopf an, klopf an, lieber ſchweinsor!
Wilt du nicht han ein böſes jor,
So gee von ſtat, laß dein pochen
E das nun an dir werd gerochen!
5 Wann die geſtalt die du dann haſt
Macht ie daß du nicht ſicher ſtaſt.
Des dein harſchober ungefär
Gar köſtlich zů a......... wär
Und dein kopf darmit zu kegeln,
10 Dein zen faſt gůt zů leirennegeln
Und dein nas gůt zů eim leſchhorn,
Dein zung ein dreck darmit zů born,
Dein oren zů eim henkers greis,
Dein augen zů einr raben ſpeis,
15 Dein maul wär zů eim prifet fein
Daß wir all ſamen — drein,
So hetteſtu ein weil zů ſchlecken.
Dein arm wärn gůt zů hirten ſtecken,
Dein körper zů einr ſchleier laden
20 Da man ein lert die — gaden,

Dein rück zů einem hackſtock,
Dein — zů einem ſeutrog,
Dein bein daß man mit ſchlůg der keuln,
Dein hend und fůß zů weſchpleuln.
25 Nun eil und heb dich hin dein ſtraß
E man dich ein anders hören laß!

Zeile 2 ein böſes jor einen böſen Neujahrwunſch. 3 gehe d. Dr. 4 Ee das man an d. Dr. Ehe das an dir beſtraft wird. Vielleicht e das mei,n an dir w. g. ehe die Unthat an dir gerächt wird. 7 harſchober verächtlich für dickes Haar das wie ein Schober auf dem Kopfe aufgeſchichtet iſt. ungefär wie âne gefær ohne Betrug d. h. in Wahrheit. 8 a..-wiſchen. 10 zen Zähne. faſt mhd. vaſte ſehr. leirennegel die Nägel an denen die Saiten der Laute oder Zither befeſtigt und aufgezogen werden? 11 leſchhorn? 13 orn d. Dr. greis, gereis Fall Abfall? henkers greis Abfall für den Henker? 14 eyner d. Dr. 16 ſch.ſſ.n d. Dr. 17 ſchlecken lecken. 19 ſchleierlade wol Dreckbehälter; der ſchlier Schlamm, vgl. Schmeller 3, 457. 20 ſch..ßgaden d. Dr. 21 hackſtock Stock oder Klotz worauf man hackt. 22 Deyn a.. zů d. Dr. ſeutrog Trog aus dem die Schweine freßen. 24 weſchpleul ein Klöpfel womit man die Wäſche ſchlägt in Ermangelung einer Rolle.

27.

Wie haſt ein klopfen, ginöffel?
Ich mein, du ſeiſt ein genslöffel.
Meinſt du daß klopfen ein kunſt ſei,
So ſchick ich dir zwen oder drei
5 Die dir durchberen all dein glider.
Liebt es dir, ſo kum morgen wider:
So ſol man ie nicht ſparn an dir
Und dich pleuen eins oder zwir
Daß dir der narrn weis werde gnůg.
10 Ich rat, trab ab, ſei es dein fůg,
E ich dir mit einr laug tů zwagen
Die ich ſchon hab herzů getragen,
Und iſt gemacht vor eim priſet
Da dicks und düns durch einander get.
15 Nun heb dich, du bůb du gelber!
Und wes du denkeſt, hab dir ſelber!

Zeile 1 ginöffel Schreihals, Schreimaul, auch ginlöffel Schmeller 2, 52. 2 genslöffel Schimpfwort; der leffel ineptus Schmeller 2, 445. 5

durchberen durchprügeln. 6 liebt es beliebt es. 8 zwir zweimal. 11 eyner d. Dr. zwagen wafchen. 14 gehet d. Dr.

28.

Klopf an, klopf an, lieber trol!
Mich dunkt zwar, du feift eben vol.
Hat dich der rebenhenslein bißen?
Ja folt es dein weib von dir wißen
5 Daß du dein gelt verfufen hetft,
Sie lert dich daß dus nimmer tetft.
Ich mein du geheft drumb do kriechen,
Ob dir der wein wolt baß verriechen,
Und fo du kumeft zů deim weib,
10 Daß fie dann minder gefpeis treib.
Sie tet dir aber in dein wangen.
Heb dich! du bift nit recht gangen.
So dir dein weib zurpleut den kopf,
Das hetft du wol verdient, du tropf.

Zeile 1 trol ein grober ftarker Kerl Schmeller 1, 489. 2 zwar d. i. ze wâre in Wahrheit, wahrlich. vol betrunken. 6 nimmer nie mehr, nicht wieder. 7 Ich glaube, du fchlenderft deshalb hier umher. 10 gefpei, das, Gefpötte Schmeller 3, 553. 559.

29.

Wie haft ein klopfen und ein fcharrn?
Meinftu, ich hört nie mer ein narrn?
Sag, wer hat dich da her geweift?
Ich mein zwar daß du der einr feift
5 Die ftätigs auf der gaß umb trifen
Und all a . . . . wölln erfchliefen
Und auf den alten lauten punkern
Und oft die ganzen nacht umb glunkern.
Juchzft und fchreift, fapft durch das kot,
10 Haft morgens ein geftalt von not
Als werftu auß einr ků gezogen,
Und bift den büteln kaum entflogen.
Darumb fo heb dich nun hinweg
E daß man dich ins loch fchier leg!

Zeile 4 eyner d. Dr. 5 trieffen d. Dr. Schmeller 1, 480 gibt trifeln drehen; auftrifeln etw. figürl. es durch Nachſpüren, Wenden, Betrachten nach allen Seiten auffinden; dann auch geifernd reden, ſpotten. 6 a..löcher d. Dr. erſchliefen etw. wohineinſchlüpfen, kriechen. 7 punkern pauken, ſtoßen, klopfen. Schmeller 1, 287 punken. 8 glunkern wol hier ſchlendern, ſchludern. 9 ſappen mit einem gewiſſen Laut im Schmutz herumtreten Schmeller 3, 275. 10 von not mit Aufgeben der eigentl. Bdtg. gewiſſer Maßen nur Folgerungsconjunction, daher, darum: vgl. Schmeller 2, 717 fg.

30.

Klopf an, du fürwiz a . . . . . .!
Wie laufſt du in der ſchnurr umb noch?
Lůg daß dir nicht zů kum dein gleich
Und dir wol balt ein fel ab ſtreich,
5 Darzů den bauch vol bůben mach.
Wer meinſtu der ſein denn nit lach?
Ich riet, du giengſt und legſt dich nider,
So möchtſt du morgen aufſten wider,
Deiner herſchaft heizen und kern,
10 E daß man dir den rück werd pern,
Darmit man dir den fürwiz bůßt,
Daß dich keins klopfens mer gelüſt.

Zeile 1 fürwiz Adjectivum vorwitzig Schmeller 4, 207. a..loch d. Dr. 2 die ſchnurr das Herumſchnurren, d. h. mit Singen, Muſicieren etc herumbetteln Schmeller 3, 494 fg. 3 lůg ſieh zu. 6 ſein neutral, deſſen, darüber. 8 möchſt. aufſtehen. 10 pern prügeln.

Dieſe Klopfan gehen, wie ſie ſelbſt angeben, auf die Neujahrszeit: ob gerade auf den Neujahrstag oder die ihm voraufgehende Nacht, möchte ich dahin geſtellt ſein laßen, denn das in mehreren derſelben als gleichzeitig erwähnte Geburtsfest Chriſti könnte ſie etwas früher ſetzen. Doch iſt es auch möglich, daß man die ganze Weihnachtszeit in Bauſch und Bogen, alſo die Zeit zwiſchen Weihnachten und Großneujahr gemeint hat. Wir erkennen in dieſen Klopfan manchen altüberlieferten, echt volksmäßigen Zug, im Ganzen aber ſind ſie keineswegs alte Sprüche, die etwa ſeit geraumer Zeit ſchon immer an dieſen Tagen wiederholt worden wären; ihre Form und Inhalt zeigt ſie als Producte der Kunſtpoeſie. Sind doch bei einigen die Verfaßer geradezu genannt, beziehen ſich doch

welche auf ganz ſpezielle Vorfälle, wie ſie das vergangene Jahr in Nürnberg (und dieſer Stadt werden wir wol alle zuzuweiſen haben) vorgekommen ſind und die nun ſatiriſch ausgebeutet werden. Eine andere Frage aber iſt, ob dieſe Sprüche blos niedergeſchrieben und geleſen worden ſind, oder ob ſie auf wirklichen Vortrag, vielleicht von dramatiſcher Handlung begleitet, berechnet waren, d. h. ob, wie zu anderer Zeit die Fasnachtſpiele durch herumziehende vermummte Perſonen in den Häuſern geſpielt wurden, ſo dieſe noch einfacheren Stücke vor den betreffenden Häuſern (vielleicht mit allerhand lärmendem Beiwerke) förmlich vorgetragen worden ſind. Ich vermute das letztere, kann es aber leider durch Zeugniſſe jetzt nicht belegen. Die Vermutung wird geſtützt durch ähnliche in dieſe Zeit fallende Bräuche aus anderer Gegend, die wir im Verlaufe der Unterſuchung beibringen werden. Gerade auf das den Klopfan eigene ſatiriſche Element wird hierbei beſonderes Gewicht zu legen ſein.

Woher aber der Name Klopfan? War es vielleicht üblich, in dieſer Jahreszeit herumzuziehen und an den Häuſern anzuklopfen und hat ſich dann an dieſe Sitte das in Frage ſtehende poetiſche Spiel angelehnt? Und wenn die Sitte beſtand, war ſie alt und worauf bezog ſie ſich? Lebt ſie vielleicht noch bis auf den heutigen Tag? In welchen Gegenden dann und in welcher Geſtalt? Das ſoll den Gegenſtand unſerer Unterſuchung ausmachen.

In Nürnberg war ein alter Gebrauch, daß junge Leute am 6. Januar 'ind der Oberſtnacht' mit Hämmern, Schlegeln und Prügeln den Leuten an die Hausthüren und Läden ungeſtüm ſchlugen und pochten und ſich dann eilig aus dem Staube machten. Man nannte dieſe Nacht davon die Klöpfelsnacht. Siebenkees Material. 3, 380.

Die Klöpfleinsnacht iſt noch heutzutage in Baiern bekannt und zwar iſt ſie der Abend des letzten Donnerstags vor Weihnachten, ja dieſer ganze Tag, und in weiterer Bedeutung jeder der letzten drei Donnerstage in der Adventzeit, an welchen arme Leute und Kinder, die ſonſt eben nicht betteln, vor den Häuſern auf dem Lande herumgehen und indem ſie mit hölzernen Hämmerchen oder ſonſt an die Thüren klopfen und einen gewiſſen Reimſpruch herſagen, ſich eine Gabe ausbitten, die gewöhnlich aus Eßwaaren, Brot, Küecheln,

Klötzen u. dergl. besteht. Der hierbei gewöhnlichste Reimspruch heißt:

Holla, holla, klopf a!
dfrau hat en schön ma.
geit me dfrau en küechel zlo,
das i en herrn globt ha,
en küechel und en zeltn
de Peda werds vegeltn.
de Peder is a halige ma,
der alle ding vegeltn ka.

oder:

Heit is kleplsnacht.
wer hats au bracht?
unses herrn Thame
rumpelt ei de kamme,
laft sstiagl auf und a,
bricht eem e füeßl a.
wer mueß s büeßn?
dfrau mitn küechlspitz,
dmagd mitn stückl brot.
sfeue hört me krache,
küechl werd me bache,
dschlüßl hört me klinge,
küechl werd me bringe.
küechl rauß, küechl rauß!
oder i schlag e loch is haus.

So Schmeller im bairischen Wörterbuche 2, 361 f. v. Klapf. Er führt ferner an, daß (nach Spieß, Archivar. Nebenarbeiten 2, 88) die Gebräuche des Anklopferleinstags oder der Klöpflisnacht auch an protestantischen Orten Baierns noch Statt haben. In Franken pflegen die Kinder bei ihrem Anklöpfeln zu sagen:

Klopfe, klopfe, hämmerle!
sbrot ligt inn kämmerle,
smeßer ligt dernebm:
solt mer eppes gebm,
gut tal, gut tal,
und mein gfelln a en tal.

oder:

Apfel rauß, birn rauß!
ge mer in en andersch haus.

oder:

Drauß inn tenne
lafm dfaftn henne.
drobm inn firft
hange di würft.
get mer di lange,
laßt di kurzn hange!

oder:

Klopf a, klopf a!
di bäurin hat en fchön ma,
di bäurin is e fchöne fra,
was fi hat des gibts mer a.

Vor einigen Thüren fprechen fie auch:

Die Rofen die Rofen die blühen auf dem Stengel,
Der Herr ift fchön, die Frau ift wie ein Engel.

Bei den Schneidern klopft man mit folgendem Reime an:

On klopfa heilge nocht!
dgas hat de fchneider gjogt,
hat 'n gjogt biß oba nauß,
fpringt der fchelm zum loda nauß.

Vgl. Journal von und für Franken 5 Band S. 408 fgg.

In München ift es üblich, daß in der Klöpflesnacht oder, wie man hier fagt, Kröpfelsnacht die Mägde bei den Krännern, Metzgern etc., wo fie das Jahr hindurch einkauften, und die Handwerkslehrjungen bei den Kunden ihrer Meifter eine kleine Gabe in Geld oder fonft erhalten, welche Gabe fie dann ebenfalls ihre Kröpfelsnacht nennen. Schmeller 2, 362.

In Baiern und Franken findet alfo noch heute diefer Brauch des Anklopfens und Gabeheifchens am letzten Donnerstage vor Weihnachten oder mitunter noch ausgedehnter überhaupt an den Adventsdonnerstagen Statt. In Kärnten herrfcht diefelbe Sitte, aber an den Dienstagen. Da ziehen Abends die Burfche von Haus zu Haus und klocken d. h. klopfen. Die Leute im Haufe rufen:

Bift a môn,
fchloag brav drôn!
bift a bue,
fchloag brav zue!

bift ä jungfrau mit roatn zöpfn,
kanft noch a moal zuecher klökn.

oder:

Der klökler ba der wand
heart fein aigne fchand.

oder:

Drunten âfn môs
ligt a toats rôs,
is hintn und vorn ofen:
is der klökler außer gfchlofen.

und die Klökler müßen dann in entfprechenden Reimen antworten. Weinholds Weihnachtfpiele S. 43.

Auch im Salzburgifchen befteht ein folcher Brauch: man nennt ihn dort anklöckeln. Schmeller 2, 362.

In Schwaben find die Klöpflinsnächte (dort auch verderbt Knöpflinsnächte genannt) die Nächte von Weihnachten bis Dreikönig. Auch da pflegen die jungen Leute an den Fenfterläden und Thüren zu klopfen und Gefchenke, Klopfet genannt, zu heifchen. Ein dabei gebräuchlicher Spruch lautet:

Holla, holla, knöpflinsnacht!
guts jaur, guts jaur, daß skorn wol grat!
kraut un zwibel
is au nit übel.
bhüt uns got vorm totengrübel! (Todtengräber)

Diefe Sitte hat fich noch immer in manchen Gegenden auf dem Lande erhalten. Vgl. Zaupfers bair. Id. 42. Zwei diefer Tage waren ehemals auch für die Armen im Hofpitale in Ulm Fefttage, an deren jedem jeder Dürftige zwei Krapfen d. i. mit Apfelfchnitzen gefüllte Wecken und zwei Pfannkuchen erhielt.*) Schmids fchwäbifches Wörterbuch 317.

*) Schmeller (bair. Wörterb. 2, 362) wirft die Frage auf, ob das Anklöpfeln (im Salzburgifchen Anglöckeln) nicht vielleicht gar von dem ehemaligen Gebrauche herftamme, nach welchem die Sunderfiechen zu gewiffen Zeiten, namentlich an den Quatembern (wovon der letzte in die Woche vor Weihnachten fällt) mit einer Klapper oder einem Glöcklein in den Ortfchaften herumgehen und Almofen einfammeln durften. Man nannte funderfiech in der ältern Sprache die mit einer anfteckenden, unheilbaren Krank-

Sonst heißen diese Nächte auch Bochselnächte (vergl. Deutsches Wörterb. der Brüder Grimm s. v.) von bochslen, lärmen, durch polterndes Gehen, Stoßen oder Werfen einen Lärm machen.

Wir bringen weiter unten älterere Zeugnisse für diese Sitte und die Zeit, in welcher sie Statt fand, bei und wenden uns vor der Hand zu einer ähnlichen, ihr ohne Frage verwanten, die aber an einem andern Tage gilt, nämlich dem unschuldigen Kindlein Tage, der auf den vierten Weihnachtsfeiertag (28. Dezember) fällt.

Noch immer herrscht an vielen Orten Deutschlands die Sitte, daß an diesem Tage die Kinder auf den Straßen umherziehen, mit Ruthen oder grünen Reisern die Vorübergehenden schlagen, auch wol in die Häuser kommen und bei lautem Anklopfen mit diesen Ruthen eine Gabe erbitten. In Thüringen ist das noch an vielen Orten gebräuchlich. Die Verwantschaft mit der vorigen Sitte springt in die Augen: auch der Name spricht dafür. Jene nannte man Klopfen, Glöckeln, diese heißt Klingeln und der vierte Weihnachtstag der Klingeltag. Wir begegnen diesem Namen noch in mehreren thüringischen

---

heit Behafteten, namentlich die Miselsüchtigen, die zu ihres gleichen in abgesonderte Häuser verwiesen waren. So heißt es in Rudolfs von Ems Reimchronik mit Bezug auf Numeri 5, 2

ouch hieȥ got sundern von der schar
die miselsühtigen gar,
als noch her an dise frist
der site wol behalten ist
daȥ man von den gesunden
si sundert zallen stunden.

Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts sah man zu München an den Quatembern die Sundersiechen in schwarzen Mänteln und spitzen Hüten Almosen sammeln, indem sie mit einem hölzernen Kläpperchen klapperten und in singendem Tone ihren gewöhnlichen Spruch sagten

Gebts, gebts,
weilts lebts!
wennts nimme lebts,
künnts nimme gebm.
gebts, gebts,
weilts lebts!

Waldorten z. B. in Hohenfelden bei Kranichfeld, 4 Stunden von Weimar: da schwärmen am benannten Tage trotz dem Verbote (weil es in die Kategorie Bettelei fällt) die Kinder auf den Gaßen und schlagen mit Birkenreisern (dort wachsen meist nur Birken) die Vorübergehenden um die Beine. Früher bekamen die Kinder allgemein dafür Aepfel, Nüße, Pfefferscheiben und Stücke Schittchen, jetzt spenden nur noch Einige. Früher hat man auch dabei gesungen: das ist in Folge der polizeilichen Verbote nun abgekommen. In Weida (auch im Weimarischen) gehen an diesem Tage die Kinder mit Tannenzweigen, oft sehr großen, umher und schlagen auf den Straßen damit, wer sich blicken läßt, dringen auch in die Häuser, prügeln die Dienstmädchen und heischen eine Gabe. Dazu haben sie einen Spruch. Dieselbe Sitte (und Sprüche dabei) ist auch in Großbrembach zwischen Weimar und Kölleda. Im Orlagau herrscht dieser Brauch auch noch, aber hat hier am zweiten und dritten Weihnachtfeiertage Statt. Er heißt dort das Peitschen mit frischem Grün. Am zweiten Feiertage peitschen die Mädchen, confirmierte und nicht confirmierte. Sie gehen zu den Eltern, Pathen u. s. w. vorzugsweise mit frischen Tannenreisern und schlagen damit. Dasselbe thun dann am 3. Feiertage die Knaben und jungen Bursche. Dienstleute bedienen sich gegen ihre Herrschaft eines Rosmarinstengels. Der Spruch dabei lautet:

Guten Morgen!
Frisches Grün!
Langes Leben!
Ihr sollt mir ein blanken Thaler (Nüße etc.) geben.

Die drei ersten Zeilen sind beim Peitschen immer dieselben für alle, nur die letzte wird nach Verschiedenheit der Personen und Verhältnisse verändert. So viel für jetzt von Thüringen.

In Schwaben, der Oberpfalz und einigen Gegenden Frankens pflegen am unschuldigen Kindleintage, der darnach der Pfeffertag, Pfefferleinstag heißt, die kleinen und wol auch großen Jungen bei den kleinen und großen Mädchen herum zu gehen und sie mit einem Rütchen von Wachholder u. dergl. auf die Finger oder um die Beine zu schlagen, wofür dann eine kleine Gabe zu reichen ist. In der Oberpfalz spricht man dabei den Spruch:

is de pfeffe rass,
weltsn leiſn a?

Am Neujahrstage iſt dann die Reihe zu pfeffern an den Mädchen. Das 'Pfeffern am unſchuldigen Kindleinstag' findet ſich verboten in einer ältern bayreutiſchen Polizeiordnung. Schmeller im bairiſchen Wörterbuche 1. Seite 306 fg. unter pfeffern. Derſelbe vermutet auch, jene kleine Gabe habe wol urſprünglich ein Pfefferzelten, Pfefferkuchen ſein müßen und fügt aus einer münchiſchen Handſchrift des Virgil (X.—XI. Jhdt) die Interlineargloſſe bei: liba pheforceltun. Noch heutzutage darf bei Weihnachtbeſcheerungen der Pfefferkuchen nicht fehlen: denn was im Katholicismus auf die verſchiedenen kleinen Feſttage um Weihnachten fällt, iſt im Proteſtantismus auf das eine Weihnachtfeſt vereinigt worden. Am Epiphaniastage hatte man früher in Franken noch einen ganz beſondern Brauch mit Pfefferkuchen, wie Joannes Boemus (Anfang des 16. Jhdts.) erzählt.*) Jede Hausmutter buk an dieſem Tage einen Pfefferkuchen und ließ unverſehens ein kleines Geldſtück in den Teig fallen. Wenn dann der Kuchen fertig gebacken war, zerſchnitt man ihn in ſo viele Teile als Glieder die Familie hatte. Wer in ſeinem Teile dann das Geldſtück fand, der ward von den übrigen unter Ceremonien als König begrüßt und muſte mit Kreide Kreuze an die Balken machen, die als ganz beſonders gegen Unheil ſchützend betrachtet wurden.

Auch im Bairiſchen bei Lichtenfels (wenige Stunden von Koburg) ziehen am unſchuldigen Kindleinstage die Jungen herum mit Rosmarinſtengeln u. dgl. und 'pfeffern' die Mädchen, d. h. ſchlagen ſie leicht damit an die Beine. Der Spruch iſt:

---

*) Joannes Boemus Omnium gentium leges et ritus unter Franconia: In Epiphania domini ſingulæ familiæ ex melle farina addito zinzibere et pipere libum conficiunt et regem ſibi legunt hoc modo: libum materfamilias facit, cui absque conſideratione inter ſubigendum denarium unum immittit, poſtea amoto igne ſupra calidum focum illud torret, toſtum in tot partes frangit quot homines familia habet: demum distribuit cuique partem unam tribuens. Adſignantur etiam Chriſto beatæque virgini et tribus magis ſuæ partes, quæ loco eleemoſynæ elargiuntur. In cujus autem portione denarius repertus fuerit, hic rex ab omnibus ſalutatus in ſedem locatur et ter in altum cum jubilo elevatur: ipſe in dextra cretam habet, qua toties ſignum crucis ſupra in triclinii laquearis delineat, quæ cruces, quod obſtare plur.mis malis credantur, in multa obſervatione habentur.

Da komme ich her getreten
mit meiner frifchen Gerten,
mit meinem frifchen Mut
Schmeckt der Pfeffertag gut?

Dafür erhalten fie Äpfel, Nüße, einen Pfennig, ganz Arme auch ein Stückchen Brot. Umgekehrt ziehen dann am Neujahrstage die Mädchen herum und pfeffern auf dieselbe Art die Knaben. Sie haben dazu den gleichen Spruch, der in der letzten Zeile nur lautet:

Schmeckt das neue Jahr gut?

Was in jenen genannten Gegenden pfeffern heißt von der Gabe alfo, die man erhält, derfelbe Brauch heißt im Baireutifchen fizeln von der Art, wie man dem Begehren Nachdruck verleiht: 'fizeln' ift 'öfters fitzen' d. i. mit der Ruthe fchlagen. Gefizelt wird hier mit grünen Rütchen oder mit Buchsbaum-, Rosmarin-, Lorbeer-, und andern grünen Zweigen, auch wie dort um eine Gabe an Geld oder Eßwaaren, den fogenannten Fizelslon, mit den Worten:

Schmeckt der Pfeffer gut?

oder:

Ift das Pfefferles Brot gut?
ifts gefalzen,
ifts gefchmalzen?

Der unfchuldige Kindleinstag heißt daher der Fizelstag. Der alte Brauch des perfönlichen Fizelns ift bereits fchon bei den Vornehmern verfeinert, indem man nur eine Fizelsruthe überfendet. Eine Verordnung von 1731 verbietet, 'daß die Kinder nicht mehr am Neujahrstage zum Betteln und fogenannten Fizeln herumlaufen follen.' Schmeller im bair. Wörterb. 1, 580 f. v. fitzen. *)

*) Da unfere Weihnachtgebräuche fich vielfach mit Frühlingsbräuchen berühren, (auch die dabei üblichen Lieder und Sprüche ftimmen häufig zufammen), fo wollen wir hier eines ungrifchen Brauches gedenken, der an den Oftertagen Statt hat und wobei fowol das Fitzen, als die Gegenfeitigkeit zu bemerken ift. Ich kenne diefen Brauch namentlich aus dem Presburger, Neutraer und Barser Comitate. Am Oftermontage werden die Mädchen von den Burfchen mit Waßer übergoßen, wo fie fich irgend

Ein anderer Name für denſelben Brauch am Tage der unſchuldigen Kindlein iſt **kindeln, aufkindeln.** Auch die noch Schlafenden pflegen dann von den früher Erwachten mit einer Ruthe **aufgekindelt** zu werden.

> Und an dem lieben **Kindlenstag**
> Geht heftig an der Jungfern Platz:
> **Dann um Lebzelten ſie zu hauen**
> Viel junge Purſch ſich laßen ſchauen.

heißt es im augsburgiſchen 'S Jahr ein Mal' von 1764. Schmeller im bair. Wörterb. 2, 310 f. v. kindeln. Dieſer Name der Brauchs iſt offenbar von dem Tage hergeleitet, an dem er Statt hat.

Betrachten wir nun die bisher beigebrachten Belege etwas näher. Faſt überall handelt es ſich hier um eine Gabe, die entweder geradezu geheiſcht wird, oder die doch nicht außen bleibt, auch wenn man ſie nicht verlangt. Dreierlei iſts was hier in Betracht kommt: zuerſt die das Heiſchen oder Spenden der Gabe begleitenden Umſtände, dann die Gabe ſelbſt und zuletzt zu welcher Zeit der Brauch Statt hat.

Die näheren Umſtände beim Heiſchen der Gabe anlangend, ſo wird in Baiern, Franken, Schwaben, im Salzburgiſchen und in Kärnten **angeklopft**, an die Thüren geſchlagen, und dabei kann das Inſtrument, mit dem dies geſchieht, nicht gleichgiltig ſein. Wenn es ein Hämmerchen von Holz oder etwas anders iſt, ſo iſt, früher wenigſtens, die Holzart ſicher beſtimmt

---

blicken laßen und zwar mit ganzen Eimern, ſo daß ſie meiſt bis aufs Hemd durchnäßt werden. Wo der Adel die Sitte noch mitmacht, iſt das Ausgießen aus Waßereimern zu Beſprengen aus Fläſchchen mit Roſenwaßer verfeinert. Dafür rächen ſich dann aber am Oſterdienſtage **die Mädchen mit Fitzelruthen.** Dieſe werden aus Weidengerten oft ſechs- bis achtfach geflochten und mit bunten Bändern oder Streifen von farbigem Zeuge umwunden und verziert. Solch eine Fitzelruthe heißt schibâk, von schibât fitzeln (im Slovakiſchen): ſie werden zu der Zeit in jeder Größe und Stärke feil geboten. Mit dieſem Schibâk nun prügeln die Mädchen auf die Burſche los, wo ſie ihrer habhaft werden, nicht gerade auf die ſanfteſte Art, ſo daß es ihnen durch die trallen ungriſchen Hoſen hindurch ziemlich fühlbar ſein muß. Selbſt die geiſtlichen Herren bleiben mitunter von den Streichen der rächenden Dorfſchönen nicht verſchont und ertragen ihr Schickſal je nach ihrem heiteren oder mürriſchen Naturell.

gewesen, aus der das Instrument gefertigt sein muste. In manchen Gegenden wird nicht an die Thüren geklopft, sondern man schlägt Andere mit Ruthen von Tannen, Wachholder oder Sträuchen, die zu dieser Zeit noch grün sind. Das dürfte wol das Hauptererfordernis dabei gewesen sein. Ich vermute, ursprünglich waren es nur Tannenreiser die man in der Hand trug. Der Tannenbaum spielte eine Rolle bei den heidnischen Festgebräuchen zur Zeit unserer jetzigen Weihnachten. Er, der trotz Schnee und Eis immer grüne, gab ja das beste Symbol ab für das unaufhörliche Walten in der scheinbar todten Natur, er versinnlichte das Verblühte und Abgewelkte und weckte die Hoffnung anf das junge Grün des kommenden Frühlings. In diesem Sinne ist auch die englische Sitte zu betrachten das Haus zu Weihnachten mit Grün zu schmücken. Uuser Tannenbaum, der zu Weihnachten den Kindern errichtet wird, ist heidnisches Ursprungs: er war eines der Symbole der heidnischen Gottheit.*)

---

*) Beweisend hierfür ist der Name Bechl- oder Weihnachtboschen, die in einer salzburgischen Waldordnung von 1755 verboteu werden (Schmeller 1, 195) d. i. Berchtlboschen, worin sich also der Name der heidnischen Göttin erhalten hat. Der Boschen ist ein einzelner Busch, besonders von Nadelholz Schmeller 1, 214. Der Ausfall des r in Bechl ist mundartlich, so auch in der Schweiz Bechteli Stalder 1, 150. — Die Sitte den Weihnachtbaum zu putzen und anzuzünden galt lange als eine spezifisch protestantische. Der Protestantismus hatte alle Mummereien und sonstige Bräuche, die in den Zwölften üblich waren, teils getilgt, teils sich ihnen feindlich erwiesen, weil sie zu sehr nach Paganismus schmeckten und um sich dadurch vom Katholicismus schärfer abzuscheiden. Unzählige Äußerungen der Leiter der reformatorischen Bewegung im 16 Jahrhundert ließen sich hierfür beibringen. Auch die Bräuche des Nicolasabends suchte man zu beseitigen: die zu dieser Zeit üblichen Geschenke aber übertrug man ausschließlich auf den Weihnachtabend um dadurch diesem grösten Feste auch in den Augen der Kinder eine höhere Weihe zu geben. Man ließ von allen sonstigen Bräuchen nur den Weihnachtbaum gelten, der zugleich eine symbolische Deutung zuließ. Er sollte den Kindern jeneu fruchtbringenden Zweig vom Stamme Isai versinnlischen, die brennenden Lichter auf das große Licht hinweisen, das den Völkern im Finstern aufgegangen war und die Geschenke dabei auf jenes gröste das an diesem Tage den Menschen geschenkt worden. Die Protestanten hielten an dieser Sitte eben so fest als die Katholiken aus Opposition sie mieden. Erst im Laufe dieses Jahrhuuderts hat sie aufgehört ein ausschließlich confessionelles Kennzeichen zu bilden. In Deutschland selber ist sie allgemein geworden, so z. B. entschieden in den Rheinlanden,

Die Sprüche, die gesprochen werden, sind meist bloße Bettelsprüche, doch dürfte vielleicht in den kärntischen noch etwas zu suchen sein. Da aufs Klopfen von innen heraus ein Spruch folgt und der Klökler in entsprechenden Reimen antworten muß, so liegt die Vermutung nahe, es könne dieser Brauch aus einer Art von (vielleicht halb improvisiertem) Spiel sich herschreiben, das uns hier in seinen letzten Bruchstücken vorliege. Es muß dies natürlich voll mythischer Züge gewesen sein

---

wo sie durch die größere Zahl Protestanten, die seit der preußischen Herrschaft daselbst sich befinden, an Ausbreitung gewonnen hat und jetzt auch bei den Katholiken je mehr und mehr Anklang findet. Auch über die deutschen Grenzen hinaus ist sie gegangen: nach Frankreich besonders unter Louis Philipp durch die protestantische Herzogin von Orleans. Auch im Osten unter den Slaven hat sie sich verbreitet, besonders in den östreichischen Kronländern. In Ungarn kannte man vor 30 Jahrsn noch keinen Weihnachtbaum, vor etwa 20 Jahren brannten die ersten, jetzt zündet man schon viele an, doch nur in den hohen Familien, nicht beim Volke. — Daß das Putzen und Anzünden solcher Bäume weit über den Protestantismus hinaufreicht, zeigt eine schweizerische Sitte (in den Vierwaldstätten, Zug, Zürich, Schaffhausen, Bünden, Glarus), wo am Nikolausabende eine vermummte Person kommt, Samiklaus genannt, d. i. Sant Niclaus mit einem Butzmann in fürchterlichem Aufzuge, Schmutzli (dem deutschen Knecht Ruprecht) und Geschenke bringt um die fleißigen Kinder aufzumuntern, die faulen aber zu schrecken. Diese Geschenke des Samiklaus werden öfters an ein dazu verfertigtes mit Flittergold ausgeziertes oder mit kleinen Wachslichtern versehenes Bäumchen gehängt Stalder 2, 299. Hier haben wir also die Sitte an einem reinkatholischen Festtage aus protestantischer Zeit. Die Legende jenes Heiligen entbehrt durchaus eines Zuges, von dem man das Baumschmücken herleiten könnte: es ist also ein älterer Brauch, der auf das Fest des Heiligen übertragen ist wie die Bescheerung. — Daß aber der Weihnachtbaum auch bei protestantischen Geistlichen Anstoß erregt hat, dafür hier nur eine Stelle. Dannhauer Lact. Catechet. V. p. 649 sagt: 'Unter andern Lappalien, damit man die alte Weihnachtzeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachtbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht: ist ein Kinderspiel, doch beßer als andere Phantasie, ja Abgötterei, so man mit dem Christkinde pflegt zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche baut, den Kindern eine solche Opinion einbringet, daß sie ihre innigliche Kindergebetlein für dem vermummten und vermeinten Christkindlein fast abgöttischer Weis ablegen. Viel beßer wäre es, man weisete sie auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum.'

und vielleicht ist die Bemerkung, der Klökler sei aus einem todten Rosse geschlossen, eine dunkle Erinnerung daran.

Die Gabe, die man reicht, besteht hauptsächlich aus dem für diese Zeit hergebrachten Backwerke, das meist in altvorgeschriebenen Formen und mit bestimmten bedeutungsvollen Zuthaten noch heute bereitet wird, um andere zu beschenken, einst aber zur Ehre der gefeierten Gottheit und für diese gebacken wurde. Es läßt sich an unzähligen Gebräuchen nachweisen, daß, wo heutzutage eine Gabe an Arme und Begehrende oder sonst als Geschenk an bestimmten Tagen gespendet wird, diese Gabe ursprünglich der Gottheit dargebracht ward, deren Fest auf diese Zeit fiel.

Die Zeit, in welcher der hier gemeldete Brauch Statt hat, schwankt je nach den verschiedenen Gegenden, eines Teils zwischen Weihnachten und Großneujahr, anderes Teils zwischen den Dienstagen und Donnerstagen im Advent. Es scheint fast, als habe man ihn erst später an manchen Orten in den Advent verlegt, um ihn der kirchlichen Symbolik dienstbar zu machen. Zu dieser Annahme führt die Bemerkung bei Hospinian: so wie die Adventzeit zur Vorbereitung auf die Feier der Geburt Christi eingesetzt sei, so sei auch die Sitte im Papsttum entstanden, daß an den drei Weihnachten voraufgehenden Donnerstagen Knaben und Mädchen Nachts umherlaufen und an die Thüren klopfen, um so das nahende Fest den Menschen ins Gedächtnis zu rufen.*) Indes führt Naogeorgus ausdrücklich an, daß diese drei Donnerstagsnächte für unheilschwanger gelten und in ihnen allerhand Hexenspuk getrieben werde: und das dürfte wol einen tieferen Grund vermuten laßen. Diese letztere Stelle steht im Regnum papisticum nach der Ausgabe von 1559 S. 130 und lautet ganz:

> Hebdomadas tris ante diem qua natus Iesus
> creditur atque die Jovis et pueri atque puellæ

---

*) Hospinianus de festis Christianorum S. 160: festum adventus domini institutum est ut præparentur Christianorum animi ad sobriam vitam piamque meditationem nativitatis Christi: unde etiam mos ortus est et consuetudo in papatu ut tribus diebus Jovis proxime natalem Christi præcedentibus pueri et puellæ noctu discurrant et ostia pulsent, sic nativitatem domini hominibus in memorium revocare volentes.

> discurrunt pulſantque palam oſtia cuncta domatim,
> adventum domini clamantes forſitan haud dum
> nati ac optantes felicem habitantibus annum.
> inde nuces capiunt pira nummos poma placentas.
> quisque lubens tribuit: tres illæ namque putantur
> noctes infauſtæ: ſatanæ nocumenta timentur
> ſagarumque artes odiumque immane papiſtis.

Man ſpendet gern, denn man fürchtet die rächende Gottheit: es hatte die Gabe hier alſo noch immer den Charakter eines Opfers. Daß in dieſem Brauche Heidentum ſtecke, findet ſich in einer beachtenswerten Stelle bei Keiſler ausgeſprochen, Antiquitates ſeptentrionales S. 307: In ſuperiore Germaniæ parte, ea præcipue quæ ad Almonam flumen vergit marchionatu Onolsbacenſi comprehenſa, cujus incolæ plurimas gentiliſmi reliquias retinent, tempore adventus Chriſti ſive media hieme (am Anklopferleinstag) vulgus per vias et pagos currit malleisque pulſat fores et feneſtras indeſinenter clamens 'Guthyl Guthyl!' quod quidem non ſalutem per Chriſti adventum partam indicat, quaſi diceres gut heil, bona ſalus; multo minus fictitiam ſanctam Günthildem, quam ruſtici illius tractus miris fabulis ac nugis celebrant: ſed nomen ipſum viſci eſt. Darin hat nun Keiſler Unrecht: ſein 'gut hyl' ſcheint nichts anderes zu ſein, als der Ruf 'gut tal', den wir oben in einem noch heute gebrauchten fränkiſchen Spruche gefunden haben:

> ſolt mer eppes gebm,
> gut tal, gut tal,
> und mein gſelln a en tal.

d. h. ihr ſollt mir etwas geben, ein gut Teil, gut Teil und meinen Geſellen auch ein Teil.

Über die Sitte des Anklopfens zu anderen Zeiten als um Weihnachten herum, ließe ſich noch manches beibringen. Das erkennen wir ſicher, das dieſes Anklopfen ein weſentliches Moment bei gewiſſen altüberlieferten, urſprünglich heidniſchen Ceremonien war, das nicht immer an altgehöriger Stelle mehr haftet, ſondern hier auf dieſe, dort auf jene Zeit vertragen ſcheint. So erzählt Prätorius (Blockes-Berges Verrichtung S. 117) eine Gewohnheit der Bauern im Stifte Münſter in Weſtphalen, die auf Petri Stuhlfeier den 22. Fe-

bruar Statt hatte, daß daselbst ein Freund dem andern frühe vor Sonnenaufgang an sein Haus schlug und zwar mit einer Axt zu jedem Worte des folgenden Spruches, der dabei herkömmlich war:

> Herut, herut, stullevogel u. s. w.

Auf hochdeutsch heiße das

> Heraus, heraus, du Schwellenvogel!
> Sanct Peters Stuhlfeier ist kommen,
> Verbaut dir Haus und Hof und Stall,
> Hausschoppen, Scheuern und anders all
> Biß auf diesen Tag übers Jahr,
> Daß hie kein Schade widerfahr.

Noch heutzutage ziehen zu Petri Stuhlfeier fast in ganz Westphalen Schaaren von Knaben durch die Straßen, klopfen mit Hämmern an die Thür jedes Hauses und singen dabei folgendes Liedchen

> Rint, riut, sunnenfuegel!
> Sünte Peiter is kumen,
> Sünte Tigges wel kumen.
> riut, riut, olle mius!
> riut, riut, junge mius!
> allet unglück iut disem hius!
> riut, riut!

Wir werden in einer andern Abhandlung diese und andere Lieder und Sitten der angeführten Zeit näher erörtern.

Wir können bis jetzt schon mit ziemlicher Gewisheit vermuten, daß jene Sitte des Anklopfens und die begleitenden Umstände dabei auf uralter Grundlage ruhen, daß sie wol Reste eines heidnischen auf diese Zeit fallenden Cultus sein müßen, dessen weitere Überbleibsel wir aufsuchen wollen, um wo möglich einen tieferen Blick in Wesen und Weise dieses Cultus zu thun.

In Schleswig und Holstein ziehen noch an vielen Orten um die Welhnachtzeit die Knaben mit einem sogenannten Rummelpott, Rummeltopf, herum. Das ist ein mit einer Ochsenblase überspannter Topf: in die Blase ist ein Stück Schilfrohr eingebunden, das aufrecht steht. Man macht die Hand inwendig naß, faßt das Rohe fest und läßt es so in der Hand

auf und nieder gleiten, wodurch ein brummendes Geräufch entfteht, das man Rummeln nennt und jenem der **Berliner** Waldteufel auf dem Weihnachtmarkte gleichkommt. Überhaupt fcheinen diefe beiden Inftrumente, Rumpeltopf und Waldteufel, nahe verwandt, wenn nicht gleich, und von gleichem uralten Brauche zu ftammen. Nun haben in Berlin die Lieder, die gewis früher dabei gefungen wurden, aufgehört: die zum Rummelpott gehören, leben noch. Sie lauten im Schleswigfchen:

Frukeu, mâk de dœr up
un lât de rummelpot in!
un wenn dat fchip van Holland kumt,
fo het dat moje win.
fchipper, wift du wiken?
bôsman, wift du ftriken?
fett de fegel up de top
un gif mi wat in de rummelpot!
hallo hallo hallo!

Un as de arme fêman
to hufe kam, to hufe kam,
fìn fru lêg up dat berde.
fe fchicken wol hin, fe fchicken wol dar,
fe fchickten na Jacob Hanfen:
de kunn op de lute fpelen
un da konnen fe na danzen.
hallo hallo hallo!

Wenn die Knaben dann eine kleine Gabe erhalten haben, fingen fi noch:

Hau de katt de fwanz af!
hau en nich to lang af!
lât en lütjen ftummel ftân,
dat de katt kan wider gân!
hallo hallo hallo!

In Eutin fingen die Kinder etwas kürzer fo:

Lischen, mâk de dœr apen!
lat n rummelpot herin!
wenn dat fchip van Holland kümt,
het n goden win.
fchipper, wult du wiken?
fpelman, wult du ftriken?
fett n fegel opn top
un gif mi wat inn rummelpot!

und dann, wenn ſie die kleine Gabe erhalten haben beim Abſchiede

Hau de katt den ſwanz af!
hau en nich to lang af!
lat n lütten ſtummel ſtân!
morgen wöll wi wider gân.

Firmenich 3, 38. 59. Alſo auch hier ein lärmendes Getöſe durch ein Inſtrument, das die Kinder tragen, die ohne weitere Verkleidung umherziehen und Gaben ſammeln.

Noch auffälliger iſt eine Gewohnheit in Schwaben, nach der in vielen dortigen Ortſchaften die Kinder an gewiſſen Tagen in der Weihnachtzeit Kuhſchellen, ſo viel ſie bekommen können, an eine Schnur hängen, dieſe um nehmen und ſo lärmend, Stäbe in der Hand, den ganzen Tag im Dorfe umherſpringen. Meiers Sagen S. 464.

Glocken und Schellen aber, dazu oft Ketten mit denen ſtark geraßelt wird. trägt auch der noch an vielen Orten Deutſchlands zur Weihnachtzeit umgehende Ruprecht, Clas, hêle Kriſt, wie er im Norden, Hans Muff, wie er am Niederrhein als Begleiter des Biſchofs Nicolas (am Vorabende von St. Niclas), Hans Trapp, wie er im Elſaß heißt.

Woher aber dies Kettengeraßel und dieſe Glocken und Schellen? Wie iſt dieſer Lärm in die den Chriſten ſo ſtille Weihnachtzeit gekommen?

Gehen wir einen Schritt weiter, um dies näher zu erkennen. Eine andere Sitte wird uns dazu helfen, die Weinhold in den Weihnachtſpielen S. 20 beibringt. Im Möllthale nemlich zieht die verkleidete Berchtel am Vorabende des Berchtentages (6. Januar) und am Nachmittage deſſelben nach dem Segen in den Häuſern herum. Sie hat gewöhnlich einen Pelz um, eine fürchterliche hölzerne Larve vorgebunden und trägt eine Kuhglocke oder große Schelle am Rücken. Mit wilden mutwilligen Geberden hüpft ſie im Hauſe herum, verfolgt die Leute, fragt nach dem Fleiße und der Artigkeit der Kinder und ſammelt Gaben ein. Ihr Spruch dabei, den ſie wild herausſtößt, lautet

Kinder oder Speck!
derweil geh ich nit weg.

Zuweilen treten zwei ſolcher Berchteln auf, nie aber mehr. Dieſer Umgang heißt das Berchteljagen. Hier haben wir alſo die Berchtel ſelber die die Gaben einſammelt, die Göttin Berchta, die ihre Opfer in eigener Perſon in Empfang nimmt. Gerade daß ſie in eiu ſo wildes Schreckbild umgewandelt iſt, hat ihr das Leben gefriſtet: wäre es noch die alte milde mütterliche Göttin, ſo würde ihr Umgang als zu heidniſch längſt von der Kirche verpönt und unterdrückt worden ſein. Als unſchuldige Vermummung zur Volksbeluſtigung und Kinderſcheuche wird ſie geduldet. Aber ihr Umgang iſt auch hier mit Lärm verbunden und dabei fehlt auch wol das Anklopfen nicht, wenigſtens mag es früher dabei geweſen ſein. Viel lärmender aber und allgemeiner ſind noch andere Umzüge, die gleiches Namens auf die gleiche Göttin gehen.

Im Pinzgau ziehen in den Rauchnächten*) bei hundert bis dreihundert Burſche bei hellem Tage in den poſſierlichſten Masken mit Kuhglocken und knallenden Peitſchen verſehen und mit allen Arten von Gewehren bewaffnet umher und dieſes nennen ſie das Berchten, das Berchtenlaufen oder den Berchtentanz, ſich ſelbſt aber die Berchten. (Schm. 1, 185). Im Gaſteinerthale geht der Zug, den Burſche bis zu dreihundert bilden, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, durch das ganze Thal hüpfend und ſpringend. Myth. 1 Ausg. S. 171. An die Stelle des Anklopfens an jedem Hauſe einzeln ſehen wir alſo hier einen Zug mit allgemeinerem Lärme, der in größerem Maßſtabe von Ort zu Ort ſich bewegt, an dem alſo nicht die Glieder einer einzigen Ortſchaft allein beteiligt ſind, ſondern der von mehreren Ortſchaften gebildet wird, und der, wie wild und regellos er jetzt auch ausgeführt wird, wo die inneren Zuſammenhänge vergeßen ſind, ſich doch noch immer aus der Verwilderrung heraus als ein Feſtzug zu Ehren der alten Göttin zu erkennen gibt, deren Namen daran noch haftet.

---

*) Die Rauchnächte ſind die zwölf Nächte oder überhaupt die Zeit zwiſchen Weihnaehten und heil. Dreikönige. Warum Rauchnächte? Wol vom Ausräuchen, das jährlich in dieſer Zeit Statt fand, wo in den Wohnſtuben, Ställen u. ſ. w. unter gewiſſen Gebeten und Ceremonien Weihrauch angezündet ward. Die Geiſtlichen ſchreiben dabei mit geweihter Kreide die Anfangsbuchſtaben der heiligen drei Könige C. M. B. an die Thüren.

Diesem Berchtenlaufen in den bairischen und salzburgischen Alpen vergleicht sich die sogenannte Posterlijagd der Entlebucher in der Schweiz, die nach alter Sitte Donnerstag in der vorletzten Woche vor Weihnachten vor sich geht. Auf den Abend sammeln sich die meisten Junggesellen und jungen Männer jeder Pfarre in ihren Dörfern und kommen mit einander überein, in welche Gemeinde sie hinziehen wollen. Gemeiniglich geht der Zug dahin, von woher im verfloßenen Jahre sie auch einen Besuch bekommen hatten. Nun ertönt ein Ohren betäubendes Durcheinanderlärmen von Kühetrücheln (einer Art Gabel, die man den Thieren an den Hals hängt, damit sie die Zäune nicht durchbrechen), von Ziegenschellen, von Keßeln und Pfannen, es knallen armsdicke und klafterlange Geiseln, messingene und eiserne Bleche werden an einander geschlagen, Alp- und Waldhörner machen das Getöse noch verworrener, — und so geht der Zug von mehr als hundert nervigen Jungen, deren jeder etwas zum Tumulte beiträgt, unter einem allgemeinen, Berg und Thal erschreckenden Gebrülle nach dem bestimmten Orte. Da steht schon voll froher Erwartung eine große Anzahl rüstiger Jünglinge im Dorfe. Nähert sich der wilde Zug, dann verdoppelt sich das Geräusch von allen Seiten. In einer langen Reihe ziehen die Gäste unter beständigem Jolen, Schreien, Klatschen, Schellen und Hornen ins Dorf. Einer aus dieser Truppe stellt das Posterli (ein Gespenst, eine Art Unhold) in Gestalt einer alten Hexe oder einer alten Ziege oder eines Esels vor, bisweilen aber schleppt man diese possierliche Figur auf einem Schlitten nach. In einer Ecke des Dorfs läßt man das Gespenst zurück und das

---

Ins Räuchen gehen heißt zu diesem Behufe in den Häusern herumgehen. Auch das Zeltenbrot (Klözenbrot) wird in den drei heiligsten Rauchnächten (Christabend, Neujahrs und Dreikönigsabend) eingeräucht, d. i. Brot welches mit gedörrten Birnen vermengt ist, das in Baiern zu Weihnachten gebacken wird wie in andern Gegenden die Schittchen, Stollen und wie man es sonst heißt. Die Mädchen im Pangau beschenken in der Rumpelnacht (Christnacht) ihre Liebhaber mit Klözenscherzen d. i. einem Stück dieses Klözenbrodes. Der Räuchwecken heißt in München eine Art Brot, das zur Zeit der Rauchnächte gebacken wird. Schmeller 3, 12 fgg. 2, 365. fg. Sonach wären Rauchnächte der Bedeutung nach fast ganz dasselbe (nur zeitlich erweitert) wie Weihnachten.

korybantifche Durcheinander hört auf. Stalders fchweizerifches Idiotikon f. v. Pofterli 1. S. 208 fg.

Es kann keinen Augenblick zweifelhaft fein, daß diefe aus uralter Zeit ftammende Sitte der Entlebucher wiederum den Umzug jener heidnifchen Göttin darftellt, der zu Ehren wir oben den geräufchvollen Berchtentanz aufführea fahen, alfo der Berchta, die hier zu einer alten Hexe eingefchrumpft ift, die man zuweilen auf einem Schlitten mitführt*). Daß der Zug hier vor Weihnachten, dort in die Zeit zwifchen Weihnachten und Großneujahr fällt, darf uns nicht Wunder nehmen, fehen wir doch die meiften alten Weihnachtbräuche zwifchen diefer Zeit wechfeln, fahen wir doch den gleichen Fall bei jener Sitte des Anklopfens, die nur noch als eine fchwache Erinnerung gegenüber diefem bedeutenderen Überbleibfel des Heidentums zu betrachten ift**).

Wie wir jenem Anklopfen auch außerhalb der Weihnachtzeit begegneten (wovon an einem andern Orte ausführlich gehandelt und der Grund angegeben werden foll), fo finden wir die letztere hier erwähnte Sitte noch zu anderer Zeit und zwar in der Schweiz wieder, nemlich am Hirßmontag d. i. der

*) Man führt fie mit fich uud läßt fie allein im andern Dorfe ftehen. Das fcheint nicht ohne Bedeutung. Muften früher vielleicht die Bewohner des Dorfes, in dem fie nun ftand, fie wiederum weiter führen? Man kann fich dabei des Gedankens an jene Meldung Rodulfs nicht entfchlagen über das Landfchiff, das in Ripuarien erbaut durch Limburg nach der Hesbanja geführt wurde, von Ort zu Ort unter dem Jubel des Volks, und das nirgend bleiben, fondern immer weiter gebracht werden mufte: quod locus ille et inhabitantes probrofo nomine amplius notarentur, apud quos remanfiffe inveniretur. Die Göttin, der zu Ehren dies Schiff umgeführt ward, ift diefelbe der das oben befchriebene Jagen gilt, die Berchta.

**) Intereffant und für tiefere Zufammenhänge von Bedeutung ift übrigens, daß der Ausdruck pofternächten oder pofternächteln in der Schweiz für eine zu andrer Zeit abgehaltene Feier gilt, nemlich auf den Berner Alpen, wenn man mit dem Vieh einen andern Stafel (d. i. Abteilung einer Alpweide) bezieht oder wenn man die Alp verläßt. Schon lange vorher fammeln die jungen Älper Holz, das fie oft Stunden weit vorn an den Rand eines hohen Felfens tragen, der das ganze unten liegende Thal beherrfcht, richten dafelbft einen mächtigen Holzftoß auf, zünden denfelben bei anbrechender Nacht an und endlich laßen fie die glühenden Klötze von der Höhe herunter rollen, was den Thalbewohnern ein fchönes Schaufpiel gewährt. Diefes Schüren von folchen Freudenfeuern nennt man im Berner Oberlande

letzte Montag in der Carnevalzeit. Da läuft eine vermummte Person, der sogenannte Hirßnarr herum. Von den Entlebuchern ward alljährlich an diesem Tage in allen Gemeinen der sogenannte Hirßmontagbrief abgesungen. Das war ein Stachelgedicht von Knittelriemen im Landesdialect und regellosem Versbau, welches aus einem Eingange, aus den Possen, dem Dorfrufe und endlich dem Beschluße bestand. Das Absingen geschah auf öffentlichem Platze. Danach folgte der Hirßmändigschwung oder Hirßmändigstoß. Es bildeten nemlich zwei benachbarte Gemeinden eine Schlachtordnung gegen einander. Öfters standen zwei bis dreihundert Jünglinge und Männer auf jeder Seite und in enggeschloßenen Gliedern rückten sie auf einander. Welche Partei die andere zurückgestoßen d. i. zum Weichen gebracht hatte, war Sieger und das Handgemenge hörte auf. Stalder 2, 45 s. v. Hirsmändig.

Es wäre nun interessant, wenn wir gerade in der Schweiz eine noch haftende Sitte beibringen könnten, in der diese satirischen Züge, die wir hier für die Fasten finden, auch in der Neujahrszeit sich zeigten. Wir hätten darin eine notwendige Ergänzung zu jenem geräuschvollen Umzuge, den die Entlebucher unter dem Namen Posterlijagd veranstalten und somit (wir dürfen es wol behaupten) eine in größerem Maßstabe ausgeführte, ältere und ursprünglichere Darstellung jener Klopfan und des damit verbundenen Treibens. Und in der That können wir solch eine Sitte beibringen: wir meinen das bis heute noch im schwyzerischen Bezirke March am Silvesterabende geübte Brœken und Zuschellen. Das hat folgenden Vorgang. Beim Zunachten (wenn es schon dunkel ist) kommen an einem be-

---

posternächten, Denselben Ausdruck kennen die Entlebucher, aber in der Bedeutung mit seinen Nachbarn eine frohe Nacht in Saus und Braus zubringen, ehe man vom Berge mit der Heerde wieder zu Thal fährt. Stalder 1, 209 fg. Also Freudenfeuer und Schmaus nach der Sommerzeit gleichsam als Erntedank: das Rollen der Klötze vergleicht sich dem Rollen der Räder von den Bergen in andern Gegenden (s. Jac. Grimms Mythol. 1 Ausg. S. 352 fgg.) und der Wepelrot im Saterlande (Kuhn nordd. Sagen S. 406 fg. mit Anm. S. 518) die zu Neujahr geworfen wird. Die Zusammenstimmung des Namens (Posterlijagd, posternächten) läßt dieselbe Gottheit vermuten, der zu Ehren beides geschah, wol jener Berchta: denn an Frô zu decken (Wolf Beitr. zur d. Myth. 1, 115) ist nicht ausdrücklich nötig. Vgl. Schade Ursulasage S. 92. 120. Darüber an einem andern Orte ausführlich.

ſtimmten nicht erhellten Platze zuerſt zwei oder drei junge Leute zuſammen, um das Zuſchellen anzublaſen. Sie haben dazu ein Blasinſtrument von ſchrillem Tone, z. B. einen Clarinettenſchnabel, ein Hörnchen, einen Büchel (d. i. ein uraltes ſchalmeienartiges Inſtrument, das auf dem See geblaſen wird). Auf dies Signal geſellen ſich nach und nach immer mehrere zu ihnen, oft bis achtzig Mann, verſehen mit verſchiedenartigen Blasinſtrumenten, aber auch mit Ketten, Kuchenblechen (an die mit eiſernen Stäbchen geſchlagen wird) und verſchiedenartigen Schellen, unter denen nie eine oder zwei Senteſchellen (das ſind die das Leitthier trägt) fehlen dürfen. Auch Trommeln nimmt man mit und Retſchen und ſonſtige Schlaginſtrumente, Triangeln u. dgl. Wenn alle beiſammen ſind, beginnt der Umzug. Man vermeidet ſorgfältig alle Straßen, in denen ein Todtkranker oder ein Geſtorbener liegt. Die Perſonen ſind vermummt, meiſt in Frauenkleider. Sie ziehen lärmend vor die Häuſer derer, die durch einen groben Verſtoß die öffentliche Meinung beleidigt haben, ſie ſeien Frauen oder Männer, die alſo durch Geiz, Prozessſucht, Hurerei, getrennte Ehe ohne rechtliche Scheidung und andere Laſter gegen den moraliſchen Sinn der Bevölkerung geſündigt haben, ohne deswegen von der Juſtiz belangt worden zu ſein. Auf dem ganzen Wege wird mit allen oben genannten Inſtrumenten ein fortwährendes, unauslöſchliches Getöſe gemacht, ein Lärm, als wenn das wilde Heer losgelaßen wäre. Vorwitzige, die durch das Getöſe neugierig gemacht, aus den Fenſtern ſehen, werden mit Lappen, die man in Gülle (Miſtjauche) getaucht und an Stangen befeſtigt hat, berieben oder ſie werden gar mit derſelben Ingredienz aus umgekehrten Schellen und Töpfen begoßen. So rücken ſie den Betreffenden vors Haus. Zuerſt wird da auf die angegebene Art muſiciert, dann ein Abſatz gemacht und Einer aus der Menge fängt an zu bröken, d. i. mit verſtellter Stimme zu ſprechen, entweder in Proſa, mitunter auch in Knittelverſen. In dieſer Rede werden mit derbem, körnigem Volkswitze die Vergehungen desjenigen, dem man brökt, dargelegt und durchgezogen. Wenn der Erſte geendet hat, tritt die Muſik wieder ein. Dann beginnt ein Anderer, darauf folgt wieder Muſik und ſo gehts fort bis der Gegenſtand erſchöpft iſt. Dabei wird noch anderer Unfug getrieben, an die Thüren und Fenſter geſchlagen, das Haus beſchmutzt u. ſ. f. Dann rückt man weiter zu einem Andern und derſelbe

Vorgang wiederholt ſich. Das geht in dieſer Weiſe bis Mitternacht und oft noch darüber hinaus. Kommt der Zug an eine Straße, die in die Mark ausmündet, ſo zieht man hinaus aufs Feld, am liebſten auf einen erhöhten Punct und lärmt, damit die Nachbargemeinde es höre. Die Sitte wird hauptſächlich am Silveſterabende und am Abende vor dem Dreikönigstage, aber auch an den drei großen Fasnachttagen (dem ſchmutzigen Donnerstag, Gügelimontag und Fasnachtdienstag) und am erſten Faſtenſonntage (Altfasnacht) geübt.

Bei dieſer Volksſitte iſt noch der Umſtand nicht außer Augen zu laßen, daß alle Stände ohne Ausnahme am Umzuge ſich beteiligen und daß ſelbſt die erſten obrigkeitlichen Perſonen des Ortes oder Bezirks ſich nicht ausſchließen. Es iſt eben ein altes Volksrecht, das ſich keiner nehmen läßt, das durch die Teilnahme der von Rechtswegen beſtellten Richter ſanctioniert wird. Die etwa dagegen ergehenden Verbote ſind nicht wörtlich zu nehmen und beziehen ſich mehr auf jene ſchmutzigen Extravaganzen als auf den Kern der Sitte ſelbſt. Freilich mögen jene häufig das Maß ſo überſchritten haben, daß deshalb an vielen andern Orten die ganze Sitte in Miscredit gekommen iſt und ſich endlich verloren hat.

Das Alter dieſes Umzugs belangend, ſo werden wir uns nicht täuſchen, wenn wir auch ſeine Anfänge in uralt heidniſchem Glauben und Leben ſuchen. Das Hinausziehen auf die Mark iſt ein höchſt bedeutſamer Zug, wenn er auch verſtümmelt ſein mag, zuſammen gehalten mit jener ſogenannten Poſterlijagd. Und ſtimmt der Lärm nicht zum Getöſe des um dieſelbe Zeit umfahrenden wütenden Heeres? Ja ſcheint es nicht, als ob er in dieſem ſein Vorbild hätte? Ob das ſatiriſche Element dabei eben ſo alt und eben ſo volkstümlich ſei, — die Beantwortung dieſer Frage bleiben wir für jetzt ſchuldig. Das aber iſt unläugbar, daß jene Klopfanſitte nur eine verfeinerte Abſchwächung des lauteren und allgemeineren Umzuges iſt, der den letzterwähnten Bräuchen zu Grunde liegt.

Zum Beſchluße noch ein paar ſprachliche Bemerkungen oder, wenn man will, nur Vermutungen.

Das ſchweizeriſche klapf bedeutet, ganz wie holl. klap und engl. clap einen Knall, Schall und dann einen ſchallenden Schlag mit der flachen Hand (Klaps); kläpfen heißt ſchlagen, daß es ſchallt, klapſen, mit der Peitſche knallen, natürlich auch

in der Forn klöpfen; die klepfe ift eine kupferne Schelle. Auch das Frequent. mit doppeltem confonantifchem Umlaute (ff für pf) kleffelen, klöffelen heißt einen klappernden Ton von fich geben; der kleffen ift klappernder Schlag, die kleffele, klöffele eine Klapper, bef. aber ein Bretchen, durch deffen Mitte eine Handhabe geht, woran ein doppelköpfiger Klöpfel angebracht ift, der von einer Seite des Bretchens auf die andere Seite übergeworfen werden kann und bei den Katholiken in der Charwoche ftatt einer Klingel gebräuchlich ift. Diefelbe Sache zu gleichem Gebrauche heißt in Baiern das kläpflein, klöpflein. Nun kommen aber beide Formen, die in pf und in ff in abgezogener Bedeutung vor: kläpfen und klöpfen fchwatzen, die klepf, klepfe Alltagsfchwätzerin, männlich klepfer, klepfi; klepfig, klepfhaft gefchwätzig, ausklepfen ausfchwatzen, verklepfen verfchwatzen, verleumden und davon verklepfer, verklepferin. Ebenfo heißt kleffelen plaudern und diefe Bedeutung hat kleffelig, kleffeler, kleffeli. Aber auch die nicht umgelautete Form mit dem Ablautvocale o hat diefe Bedeutung: klopfen niedrig wafchhaft fein, Tagesneuigkeiten herumtragen, klatfchen u. fo ausklopfen, verklopfen, klopfig, geklopf, die klopfe wafchhaftes Weib, klopfhaus ein Haus wo man die Stadtgerüchte durchfpricht und dann in vermehrter Auflage verfchleppt. In der Schweiz findet fich aber auch die unverfchobene Form in pp klappern im Sinne von plaudern, klapperer, klappertäfch, klapperig, klapperhaft. Unfer jetzt gebräuchliches hochdeutfches klatfchen, klatfche, klätfcher, klatfchig, klatfchhaft beruht auf demfelben Übergange der Bedeutung vom lautfchallenden Tone zur verläumderifchen Plauderei. Wenn man im Auge behält, daß die Wandlung der Wortbedeutungen vielfach wie mit dem Glauben, fo mit der Sitte des Volkes in Berührung fteht, fo ift es gar nicht unwahrfcheinlich, daß das hier in Rede ftehende Wort feine verfchiedene Bedeutung durch jene weitläufig befprochenen, in das Leben und den Glauben des Volks tief eingreifenden Sitten erhalten habe, alfo von den mit fatirifchen Schmähreden verbundenem Lärme, der fich zu gewiffen Zeiten wiederholte und in urfprünglich mythifchen Vorftellungen feinen Grund hatte. Wir fehen daraus zugleich, daß bei der Bezeichnung Klopfan nicht an ein bloßes Anklopfen in unferem heutigen Sinne zu denken ift,

ſondern an ein größeres, lauteres und allgemeineres Geräuſch, das wir im unzertrennlichen Zuſammenhange mit Bräuchen gefunden haben, die ins Heidentum ſich verlaufen, daß wir ferner für dieſe Klopfan die Bedeutung von Schmähreden feſthalten müßen und daß ihre Verbreitung viel weiter war, als wir auf den erſten Blick anzunehmen geneigt ſein mochten.

Wir hätten ſomit aus zerſprengten Reſten unſeres alten Glaubens, wie ſie ſich in Volksbräuchen noch immer lebendig, wenn auch unbewust, bis auf den heutigen Tag erhalten haben, jene eigentümliche und ſchöne Art von Neujahrswünſchen als eine in altheidniſchem Weſen wurzelnde und aus mythiſchem Boden entſproßene Sitte erkannt. Wir haben für diesmal nur dieſe eine Erſcheinung aus dem weiten und überreichen Neujahrscyclus ausheben und in ihren Verzweigungen verfolgen können. Möge der freundliche Leſer dieſe Darſtellung als Neujahrsgabe von uns annehmen und dazu in Worten Roſenbluts unſern herzlichſten Glückwunſch:

Als vil ſtern am himel ſtan,
als manig gůts jar ge dich an!
als vil tropfen im mer ſein,
als manig engel pflegen dein!

VI.

DIE MUSIK.

KURZE DARSTELLUNG IHRES WESENS

UND

IHRER GESCHICHTLICHEN ENTWICKELUNG.

VON

Dr. KARL EMIL SCHNEIDER.

Die menschliche Phantasie wird bei dem Streben, dem Schönen in den einzelnen Künsten eine ausdrucksvolle Verkörperung zu geben, immer mehr von außen nach innen, vom umfangreichen Stoffe zu dessen Verdünnung und Verklärung, vom festen, gleichzeitigen Bilde im Raume zur successiven Darstellung in der Zeit, von der sinnlichen Anschauung in das Reich der Empfindung und des Gedankens fortgeleitet. Die drei, der Musik vorangehenden Künste, Baukunst nebst Gartenkunst, Bildhauerei und Malerei, formen ihre Werke im rohen Stoffe, stellen sie, in sich geschlossen und unbeweglich, in den Raum und richten sich dabei, wenn jene genossen werden sollen, an das Auge des Betrachtenden. Deshalb nennt man diese Künste die bildenden. In der Musik nun wird dies ganze Gebiet des Stoffes, des Raumes verlassen: der Stoff wird nicht mehr in seiner Schwere und harten Festigkeit, nicht mehr in seinen raumerfüllenden Massen genommen, wie in der Architektur und Plastik, ja nicht einmal mehr in der Verdünnung zum farbigen Scheine, wie in der Malerei: sondern in seine Innerlichkeit, so zu sagen, wird er zurückgeführt, seine Seele soll er sprechen lassen, sein geheimstes Leben offenbaren; mit andern Worten:

man lässt den Stoff sich in sich selbst bewegen, in seinem harten Gefüge erzittern, d. h. tönen. Dies geschieht, indem man ihn entweder zu langen, fadendünnen Walzen, den sogenannten Saiten, auszieht, oder ihn zur umschließenden Wand cylinderförmiger Röhren rundet. Im ersten Falle setzt man den so geformten Körper selbst, im zweiten die von ihm eingeschlossene Luftsäule in Bewegung, die dann die einschließende Wand mit der umgebenden Luftschicht in Schwingung bringt und, sich in Wellen weiter und weiter ausbreitend, auch unser Ohr trifft. Dies ist alsdann der sogenannte Ton, der schöne Klang, das Darstellungsmittel der Musik. In solchen Tönen arbeitet diese Kunst, Töne giebt sie uns in ihren Werken zu hören.

Der Ton ist aber nicht etwas mit einem Mal fertig Vorräthiges, starr im Raume Befestigtes: er muss vielmehr immer erst hervorgebracht werden, bedarf mithin der Zeit um zu entstehen, um eine gewisse Weile zu dauern, und verschwebt auch wieder mit der Zeit, wie diese selbst vorübergeht. Daraus folgt sofort, dass eine Reihefolge von Tönen, also ein ganzes Musikwerk, gleichfalls eine bestimmte Zeitdauer nöthig hat, um sich vor den Zuhörern zu entfalten und zu vollenden, dass mithin die Musik überhaupt an das Nacheinander der Zeit gewiesen ist, während ein Werk der bildenden Kunst fertig und unveränderlich im Stoffe und Raume dasteht. Natürlich erfordert jede Wiederholung eines Musikstückes oder die Aufführung jedes neuen einen neuen Zeitabschnitt; und nur, indem sich der Zuhörer das ganze vorübergegangene Tongebilde durch das Erinnerungsvermögen noch ein Mal zusammenfassend vorführt, tritt es ähnlich wie ein plastisches Bildwerk, in seinem Totalumfange vor ihn und kann nur in dieser zusammengreifenden Vergegenwärtigung nach seinem Kunstwerthe geschätzt, wie als vergeistigter Eindruck nachempfunden werden.

Aber auch jeder einzelne Ton in der Musik ist von ganz bestimmter Zeitdauer, also scharfgemessen und begrenzt: denn nur so wird er, im Unterschiede von dem rohen Naturlaute, zum kunstschönen Darstellungsorgane. Ebenso sind sämmtliche musikalische Töne unter sich in genaue Zeitgrenzen gefasst und nach mathematisch strengen Gesetzen zusammengestellt. Solch eine Zusammenstellung zusammengehöriger, wohlklingender Töne heißt ein Akkord, eine Harmonie, während eine

fortlaufende gemessene Reihe einfacher Töne Melodie genannt wird. Aber auch der gesammte, aus Melodie und Harmonie gebildete Fluss der Musik, die vielstimmige Verschlingung eines Tonwerkes, bewegt sich in gemessenem Gange und ist nach bestimmten Gesetzen eingetheilt, was den Takt, den Rhythmus und das Zeitmaß oder Tempo ergiebt. Gerade deshalb nun, weil das künstlerische Schaffen in der Musik ein gesetzmäßiges Zusammenstellen von Tönen ist, nennt man es Komponiren, das fertige Werk eine Komposition und den producirenden Künstler selbst einen Komponisten. Der Inbegriff der Regeln aber, wonach die musikalische Komposition zu verfahren hat, heißt Kompositionslehre, Harmonielehre oder Generalbass, oder auch, wenn man ihr die Praxis der tönenden Musikaufführungen entgegenstellt, Theorie der Musik.

Trotzdem nun, dass der musikalische Ton auf künstliche Weise hervorgebracht wird und streng gemessen ist, bleibt er doch immer etwas Dunkles, geheimnissvoll Vieldeutiges. Der Ton sagt nichts aus, giebt unserem innern Anschauungsvermögen keine Vorstellung, führt unserm Gedanken keinen Begriff zu: er ist bloß ein mechanisches Erzittern des Stoffes und, durch die mitschwingende Luft fortgepflanzt, ein sinnlich wohlthuendes Erregungsmittel unserer Gehörnerven. Klarheit und verständlichen Inhalt bringt erst das Wort, dies Darstellungsmittel der letzten und höchsten Kunst, der Poesie: denn mit dem Worte haben wir auch sogleich einen Begriff, ein Bild dessen, was es bezeichnet. Auf diese Weise steht der musikalische Ton gerade in der Mitte zwischen dem schweren Stoffe der bildenden Künste und dem klaren, geistdurchhauchten Worte der Dichtkunst. Und diese Stellung des Tones ist ganz entsprechend demjenigen Gebiete der schönen Kunstdarstellung, worin gerade das Wesen und die Aufgabe der Musik beruht, nämlich der Empfindung. Die bildenden Künste zeigen uns feingeformte Massen, schöngebildete Menschengestalten, charakteristische Gruppen und Scenen: in allen dreien ist noch der Stoff oder die stoffliche Formgebung die Hauptsache. Die beiden tonischen Künste dagegen, Musik und Poesie, dringen von der bloßen Gestalt oder der stofflichen Außenwelt in des Menschen Inneres, und zwar so, dass der Musik die Vorstufe dieser Innerlichkeit, die Empfindung, das Gemüthsleben, der Poesie dagegen die reife, entschleierte Innerlichkeit in ihrem

klar ausgesprochenen Gepräge anheimfällt, d. h. der geistgeborene Gedanke, die gottgezeugte Idee.

In dieser aufsteigenden Entwickelungsreihe der einzelnen Künste entspricht das Gebiet einer jeden genau dem Darstellungsmittel, wodurch sie ihre Aufgabe im Kunstwerk verwirklicht. Ist die Aufgabe der bildenden Künste ein Bauwerk, eine Statue, ein Gemälde — Alles noch stoffliche Gegenstände — so bietet sich der schwere Stoff diesen Künsten selbst als Darstellungsmittel an. Ist auf der andern Seite das Reich der Dichtkunst die geistbelebte Innerlichkeit des Menschen, die in Handlungen und Kämpfen sich durchführende Idee, so kommt dieser Aufgabe das geistige Wort als Ausdrucksorgan wie von selbst entgegen. Ebenso die Musik. Ihr Bereich ist die Empfindung, die Gemüthserregung, die es Angesichts der bewegten Außenwelt noch nicht zu klaren Gedanken, zu bestimmten Entschlüssen, zu festen Thaten bringt, sondern sich nur zu Ahnungen, zu dunkeln Vorstellungen anregen lässt und so gleichsam in der Nacht, in der Dämmerung vor der aufgehenden Tageshelle stehen bleibt, zu welcher der selbstbewusste Geist mit dem klaren Gedanken, mit der freien Idee erwacht. Diese erste, elementare Seite des menschlichen Innern, diese Naturstufe des Geistes, die sich nur erst in der sinnlich webenden Empfindung äußert, die als bloßes Gefühl schon im Namen (von fühlen) ihr sinnlich dunkles Reich andeutet, sie ist die eigentliche Provinz, die specifische Aufgabe der Musik. Wer erkennt nicht, dass gerade der in sich erzitternde, ertönende Körper das entsprechende Gegenbild dieses Gebietes ist? Der rohe Stoff der bildenden Künste ist in seiner massiven Schwere und Härte überwunden: das Reich der bloßen Formgestaltung hat die Musik bereits im Rücken. Andrerseits aber ist das geistige Wort, zu welchem sich die organische Stoffwelt als zu ihrem höchsten Aeußerungsmittel erhebt (das Wort entsteht aus der Bewegung der körperlichen Sprachwerkzeuge und aus der dieselben leitenden geistigen Beseelung) noch nicht erreicht: die Poesie, als die höchste Kunstform, liegt über die Musik noch hinaus, die Musik hat diese Stufe noch vor sich. Da gerade kommt der Musik mit ihrer dunkeln Empfindungswelt der ebenso dunkle Ton des schwingenden Körpers entgegen, spricht mit seiner tönenden Innerlichkeit die beseelte Innerlichkeit des menschlichen Gemüthslebens aus und giebt sich

in der klingenden Menschenstimme, dieser Mischung von organischem Stoff und gemüthvollem Innenleben, seinen reinsten Ausdruck.

Aus dem Reichthum der menschlichen Empfindung nun, zu der das Gemüth sich Angesichts jeder Erscheinung der Wirklichkeit, bei jedem äußern Eindruck, bei jedem eignen Erlebniss, angeregt fühlt, ist sowohl die Menge musikalischer Tonmittel, als auch die große Mannigfaltigkeit der Gattungen der Musik zu erklären. Von beiden hier in der Kürze das Nöthige.

1. Die musikalischen Tonmittel. Das älteste und naturgemäßeste derselben ist offenbar die menschliche Stimme, die Singstimme, die sich zunächst wieder in zwei weibliche spaltet, mit vorherrschender Innerlichkeit oder Weichheit, den Sopran oder Diskant, für erregte, mehr nach außen gehende Stimmungen, und den Alt, für gehaltene, ernstere Gegenstände; sodann in zwei männliche, Ausdrucksorgane männlicher Stärke und That: den Tenor, dessen Charakter jugendlich, ritterlich, schwärmerisch sentimental ist, und den Bass, diesen Repräsentanten der Würde, der Kraft, der Macht. Der Bariton, eine sehr häufige, besonders in der neuern Musik zur Geltung gekommene Männerstimme, liegt zwischen dem Tenor und dem Bass und verschmelzt die extremen Stimmungen beider in seinem sonoren Wohlklang. Die Vereinigung der vier erstgenannten, stehend gewordenen Stimmen zur zusammenwirkenden Masse bildet den Chor; den Gesang einer einzelnen Singstimme aber nennt man, der Gesammtheit gegenüber, Solo-Gesang.

Unter den musikalischen Instrumenten, deren Inbegriff Orchester heißt, wie wir es im Koncert, im Theater hören, stehen an der äußersten Grenze kunstschöner Tonbildung: Leyer, Zither, Guitarre, Harfe und ähnliche, und andrerseits Trommel, Pauke, Triangel, Becken u. s. w., die sämmtlich nur zur Begleitung oder Verstärkung der Kunstmusik dienen und eine selbstständige Musik nur bei den unkünstlerischen Wilden ausmachen. Von den Blaseinstrumenten aus Holz hat die Flöte einen gehauchten, säuselnden, schwindsüchtigen Ton, die kleine, hohe Pikkoloflöte einen schrill pfeifenden. Der Klang der Oboe ist quäkend, halb naseweis, der der Klarinette dick und plump: man hört ihm an, dass er aus vollen

Backen kommt. Das tiefere Fagott hat etwas Dumpfes, Wolliges im Tone. Blaseinstrumente aus Blech sind das ebenso elegisch weiche als gellende und dröhnende Horn; mit hellschmetterndem Metallklange, gleichsam siegreich und triumphirend, ertönt die Trompete, während der Charakter der Posaune Feierlichkeit ist mit dem metallischen Beiklange der Kraft. Der Zusammentritt sämmtlicher Blaseinstrumente bildet die sogenannte Horn- oder Militärmusik. — Der Ton der Saiten-, Streich- oder Bogeninstrumente ist fließender und schwebender, auch modulationsfähiger und seelenvoller als der der Blaseinstrumente. Die Violine oder Geige, das technisch ausgebildetste Instrument und die Primadonna im Orchester, tritt mit einer Art von Glanz, von Selbstbewusstsein auf und steht gern melodieführend über der Instrumentalmasse, um dieselbe zu leiten und vorwärts zu treiben. Die Bratsche, von der mittleren Tonlage des Alt und Tenor, ist polternd und altfränkisch und hat etwas von der Unbeholfenheit und Geschwätzigkeit alter Weiber; dabei ist sie aber gutmüthig und unschädlich: Grazie und Leidenschaft der Jugend sind längst verflogen. Schön männlich dagegen, geistreich, fast nobel ist das Auftreten des Cellos oder Violoncells, während der hohe, mächtige Kontrabass, scherzweise Brummbass genannt, sich als grundfesten, unverrückbar sichern Führer des ganzen Orchesterschwarmes hervorthut.

Weit umfangreicher als die eben angeführten Instrumente sind Klavier und Orgel, jenes ein Saiteninstrument mit Tasten, diese, die Orgel, nach der Theorie der Blaseinstrumente gebaut und ebenfalls mit Tastatur versehen. Das Klavier oder Pianoforte, das ziemlich den ganzen Umfang der Blase- und Streichinstrumente in sich vereinigt, macht durch diesen Tonreichthum das gleichzeitige Spiel von Melodie und Harmonie und mithin die Ausführung vollstimmiger Musikwerke möglich. Daher kommt ihm sein allgemeiner häuslicher Gebrauch, die liebevolle Privatpflege, die vielseitige Anwendbarkeit, so dass es selbst — man denke an die sogenannten Klavierauszüge — als Ersatzmittel für umfassende Gesang- und Orchesterkompositionen dient; daher kommt ihm endlich seine reichhaltige Literatur mit ihrer unerschöpflichen Produktivität und dem unübersehbaren Wachsthum. Am dankbarsten jedoch erweist es sich zur Einübung und Begleitung des Gesanges, wobei aber

seine Rolle nicht die eines gleichgültigen Nebenläufers, sondern die eines vervollständigenden Tonmalers ist, der die lyrische Situation, im innigsten Einklange mit der Singstimme, zum plastischen Seelengemälde herauszugestalten hat. Trotzdem aber ist dies Instrument von einer gewissen Armuth an Modulation, von seelenloser Monotonie, die nur durch ein sehr gefühlvolles Spiel und eine besondere Kunst des Anschlags gemildert werden kann, nicht freizusprechen. Die Orgel endlich ist das umfangreichste, kunstvollste Instrument. Aus einer Menge von Pfeifen, Registern mit verschiedener Klangfarbe, aus mehreren Klaviaturen und einem Pedal bestehend, rauscht ihre vollstimmige Tonmasse wie ein Hymnus aus höherer Welt durch die weiten Hallen unserer Dome — ein würdiger, großartiger Leiter des feierlichen Gemeindegesanges zum Lobe des Höchsten.

2. Hinsichtlich der Gattungen zerfällt die Musik zuvörderst in die beiden Hauptunterschiede der Vokal- und Instrumentalmusik. Von den Unterarten der Vokal- oder Gesangmusik (mit oder ohne Begleitung) ist die ursprünglichste das Lied, diese einfache, ansprechende Melodie, von mäßigem, bestimmtem Umfange und von naiver, rührend treuherziger Einfalt und warmer Empfindung. So besonders das Volkslied, worin ein noch naturwüchsiges Geschlecht — man denke an Slaven und Schotten, Schweizer und Tyroler — seine geheimsten Herzensregungen, seine innige Naturliebe, seine ruhmvolle Geschichte ausspricht. Deshalb ist das einfache Lied auch die Grundform und der Einheitspunkt für die beiden auseinandergehenden Zweige der geistlichen und weltlichen Musik, sowie für die ganze Instrumentalmusik geworden. Nach weltlicher Seite hat es sich durch größere, harmonische Füllung und kunstvollere Behandlung zur Arie, in allen größeren Tonwerken, ferner, wo es mehrstimmig auftritt, zum Duett, zum Terzett, zum Quartett, theils dem gemischten aus Sopran, Alt, Tenor und Bass, (Reichardt, Mendelssohn), theils dem männerstimmigen aus zwei Tenören und zwei Bässen (Kreutzer, Silcher, Zöllner) fortgebildet. Der geistlichen oder kirchlichen Musik hat das Lied den Choral geschaffen, d. h. den einstimmigen, in langsamem Gleichmaß fortschreitenden Gemeindegesang (Speratus: es ist das Heil uns kommen her. Spangenberg: allein Gott in der Höh sei Ehr! Schindermann: wie schön leucht't

uns der Morgenstern! Ringhardt: nun danket alle Gott! Neumark: wer nur den lieben Gott lässt walten. Gastorius: was Gott thut, das ist wohlgethan. Luther: ein feste Burg ist unser Gott; vom Himmel hoch da komm ich her; o Gott, du frommer Gott!) Motette nennt man den vierstimmigen religiösen Chorgesang ohne Begleitung, auf der einfachen Grundlage des Chorals und mit freier Behandlung desselben (Seb. Bach). In der Hymne erhebt sich der religiöse Chorgesang mit gesteigertem Affekt, zum Lobe Gottes und göttlicher Kräfte (das Hallelujah der Schöpfung von Kuntze, das Tedeum, der Psalm, z. B. die von Friedrich Schneider, von Mendelssohn: Psalm 42: wie der Hirsch schreit u. s. w.) Messe heißt die Musik zur katholischen Abendmahlsfeier, wozu auch das Requiem für die Verstorbenen gehört (die h-moll-Messe von Seb. Bach; das Requiem von Mozart). Die Kantate ist eine lyrisch freie, nicht streng kirchliche Verherrlichung geistlicher und weltlicher Gegenstände (der Ostermorgen von Neukomm, die Bergmannstreue von Anacker, gewöhnlich Bergmannsgruß genannt, die vier Weltalter von Franz Lachner).

Die Instrumentalmusik ihrerseits ist vielseitiger, technisch gewandter, volltönender und von der einfachen Urform des Volksliedes noch weiter abgekommen, als die Gesangmusik. Dieser am nächsten stehen noch, rein musikalisch genommen, der Tanz und der Marsch, diese gefälligen, frei dahinschwebenden Melodien mit noch dürftiger Harmoniefüllung, in der Begrenzung einer bestimmten Taktzahl und mit der Wiederkehr vieler Theile, als Begleitung der Tanzbewegungen und des soldatischen Gleichschrittes (Lanner, Strauß, Gungl). Die Sonate, zunächst für Klavier, ist eine freiere, kunstreichere Behandlung des melodischen Motivs zu einem selbstständigen, harmonisch durchgearbeiteten Ganzen mit mehreren Sätzen, gewöhnlich einem Allegro, einem Andante oder Adagio, dem Scherzo nebst dem Trio und dem Rondo oder Finale (Mozart, Beethoven). Zum Duo erweitert sich die Sonate, wenn sie für zwei Instrumente, am liebsten Klavier mit Violine oder Cello, zum Trio, wenn sie für drei, Klavier, Violine und Cello, geschrieben ist. Das sogenannte Streichquartett entsteht aus dem Zusammenspiel von zwei Violinen, Bratsche und Cello, (Haydn, Mozart, Beethoven). Weiter giebt es noch Quintette, Sextette, Septette u. s. f. In ihrer Grundform nicht mehr er-

kennbar ist die Sonate als Etüde, Capriccio, Phantasie, wie überhaupt als sogenannte Bravour- oder Koncertmusik, entweder für Klavier oder für sonst ein Instrument, meistens mit Hinzutritt des Orchesters. Musikstücke dieser Art sind eine totale Auflösung der einfachen Melodie zu technischen Künsteleien voll der herausgesuchtesten, schwindelndsten Schwierigkeiten, stellenweis geistreich und pikant, aber im Ganzen inhaltlos und unschön, eine Übertreibung der Technik im Dienste des eiteln Virtuosenthums, und ein Gift für den gesunden Geschmack des Publikums, wie diese Produkte selbst aus der vergifteten Unnatur überreifer Kunstansprüche Seitens der modernen Aristokratie hervorgegangen und von Künstlern, wie Berlioz, Chopin, Liszt u. A. mit verschwendeter Genialität gepflegt worden sind. Die Ouvertüre ist ein einziger großer Instrumentalsatz für volles Orchester, entweder der Eröffnungssatz für eine Oper oder ein Drama (Beethoven's Koriolan und Egmont, Mendelssohn's Sommernachtstraum), oder ein selbstständiges Ganzes mit eigenem innern Zweck und Abschluss. Die Symphonie endlich ist das umfangreichste Instrumentalgemälde, gewöhnlich, nach dem Vorgange der Sonate, aus drei bis vier Sätzen bestehend, mit einer Art dramatischen Verlaufs, Schürzung und Lösung von Konflikten (außer Haydn's und Mozart's besonders Beethoven's unsterbliche Symphonien). Mischgattungen der zusammenwirkenden Vokal- und Instrumentalmusik sind das Oratorium nach kirchlicher, die Oper nach weltlicher Seite. Das Oratorium ist ein musikalisches Drama, aber nicht in der Bewegtheit der Handlung wie das Bühnendrama der Dichtkunst, sondern nur in dem beruhigten Niederschlage der Empfindung, in der breiten Entfaltung lyrischer Stimmungen, die sich zu den Solo- und Chorgesängen verkörpern. Geistliche Oratorien sind die von Händel, die beiden Passionsmusiken von Seb. Bach, der Tod Jesu von Graun, der Paulus und der Elias von Mendelssohn; weltliche sind Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten, Schumann's Paradies und die Peri. Die Oper dagegen, aus den dramatischen Kirchenstücken und den musikalischen Fastnachtsspielen im Mittelalter hervorgegangen, ist ein wirkliches Drama auf der Bühne, nur ein mimisch musikalisches, d. h. es lehnt sich zwar an eine geschichtliche Thatsache an und wird auch wirklich mit lebendiger Aktion gespielt, hebt aber weniger die Momente der Handlung,

als die Ruhepunkte der lyrischen Empfindung, der musikalischen Situation hervor. In dem Wechsel von Solo-, Ensemble- und Chorgesang und in der Folge mehrerer Theile und Akte entwickelt das Oratorium, wie die Oper, die einzelnen Momente der Handlung zu bestimmten Gesangstücken und Scenen.

3. Die Geschichte der Musik. Das klassische Alterthum, in der Kunst nur auf sinnliche Anschauung und Formgebung beschränkt, aber der erst mit dem Christenthum aufgegangenen Innenwelt des Gemüthes, der Empfindung, noch fremd, hatte auch noch keine selbstständige Musik. Dürftige Anfänge von Melodie und Harmonie dienten, in bescheidener Unterordnung, nur zur Begleitung der rhythmischen Chorgesänge auf der Bühne oder des recitirenden Vortrags der Rhapsoden, die dem versammelten Volke die alten Götter- und Heldenthaten zu den Klängen der Lyra priesen. Auch was uns von den Gesängen der Griechen bei Tanz und Spiel, von feierlichen Hymnen bei Götterfesten und Opfern erzählt wird, hat sich über die Stufe anspruchsloser Vorversuche nicht erhoben, wie sich schon aus der einzigen Angabe schließen lässt, dass man nur die Konsonanzen der Quarte, Quinte und Oktave kannte. Von unserm ausgebildeten Tonsystem, von dem harmonischen Vollklange der modernen Musik sind jene Anfänge himmelweit entfernt. Mag also immerhin die bildende Kunſt der Alten mit ihren vollendeten Werken Grundlage und Vorbild für alle nachfolgende Kunstthätigkeit im bildenden Fache geworden sein: die antike Musik ist für uns so gut wie nicht vorhanden. Vielmehr hat sich dasjenige, was wir gegenwärtig von Musik haben, erst im Mittelalter, unter den beseelenden Einflüssen des Christenthums, rein aus sich selbst, aus der primitivsten Rohheit, auf mühevollen Umwegen und in langen Zeiträumen hervorgebildet.

So wurde das Mittelalter dasselbe für die Musik, was die alte Zeit für die bildenden Künste war: die Schöpfungsepoche, die Bildungsperiode der musikalischen Technik und Komposition. Und wie die antike Kunst im Bunde mit der Religion entsprungen und groß geworden war, so vernehmen wir auch im Mittelalter aus der Kirche die frühesten musikalischen Klänge. In den frommen Versammlungen der ersten Christen war es, wo sich zuerst ein höchst einfacher, kunst-

und regelloser Naturgesang bildete, der sich alsdann in den Gemeinden festsetzte und von einer auf die andere fortpflanzte. Zwischen 300 und 400 versuchten bereits einige fromme und gelehrte Bischöfe des Morgen- und Abendlandes, mit Benutzung einer altgriechischen Tonleiter und eben solcher Intervalle und Akkorde, den Kirchengesang zu ordnen und zu bestimmten Sangweisen festzustellen. So schon Ambrosius, Bischof von Mailand (390), der vier alte Tonleitern auswählte und dem öffentlichen Gemeindegesange die erste bestimmte Fassung gab; so besonders Papst Gregor der Große (590—604). Dieser hat nicht bloß ein neues System von Tonleitern, neue Benennungen für die sieben stehend gewordenen Töne und eine einfachere Notenschrift aufgestellt, sondern auch die vorhandenen Kirchenweisen verbessert, neue hinzugefügt und die von ihm besorgte Sammlung für alle christliche Kirchen verordnet. Von ihm rühren auch die Anfänge des mehrstimmigen, harmonischen Gemeindegesanges her. Alles Übrige in der Musik, was wir heutzutage fertig und wohltönend allerorten zu hören bekommen können, war damals noch nicht vorhanden; und es hat Jahrhunderte gedauert, ehe unsere Intervalle, konsonirenden Akkorde, aufgelöste Dissonanzen, Tonleitern, unsere Instrumente eins nach dem andern erfunden wurden, ehe die Orgel, die man Anfangs mit dem Ellenbogen und mit Fäusten schlug, eine menschlichere Behandlung und kunstgemäße Vervollkommnung erhielt, ehe das Orchester sich seiner jetzigen Zusammensetzung ählich bilden lernte, ehe die einzelnen Gattungen der Musik sich von einander abschieden und aus dem massenhaften Chorgesange der ersten Jahrhunderte sich der Einzelgesang im Liede, im Recitativ und der Arie loszulösen anfing. Das Meiste hierfür geschah in den Niederlanden und Italien.

Erst mit der neuen Zeit nimmt die Musik einen glänzenden und schnellen Aufschwung, erst sie ist die Periode der Blüthe und Reife. Im geistlichen Fache treten, gleichzeitig mit dem letzten und hervorragendsten Niederländer, Orlando Lasso (Orlandus de Lassus, gestorben in München 1594) die Italiener epochemachend auf. Vor allen Palestrina (1524—1594), Kapellmeister an St. Peter im Vatikan, mit seinen Motetten, Litaneien, Hymnen, Magnificats, Messen u. s. w., besonders der Missa Papae Marcelli, sämmtlich im großartig erhabenen, strengen Styl. Sodann Scarlatti (1658

bis 1725), Königl. Oberkapellmeister in Neapel, ein wahrer Reformator der Musik nach allen Richtungen, der seiner Zeit mächtig vorauseilte, von dem wir ebensowohl Opern als Kirchensachen haben, und der besonders das Recitativ zu hoher Vollkommenheit des Ausdrucks steigerte. Ferner Scarlatti's Zeitgenossen: Lotti, Kapellmeister an St. Marco in Venedig, mit seinen Kirchenkompositionen, Marcello, der uns „die funfzig Psalmen Davids" hinterlassen hat, und Caldara. Endlich die Neapolitaner Leonardo Leo (um 1725), der die freie, schöne Anmuth selbstständiger Melodien in den Kirchenstyl einführte, und Durante, beide wichtig, indem sie die Arie verlängerten und ihr mehr Wechsel, mehr Gewandtheit gaben und den fast ausschließlich herrschenden Streichinstrumenten eine größere Anzahl Blaseinstrumente hinzufügten, mit dieser ganzen Thätigkeit aber schon in die weltliche Musik hinüberweisen.

Spärlicher zwar, aber auch mächtiger erstehen in Deutschland die Meister der Kirchenmusik, an der Spitze der bürgerliche, bescheidene Thomaskantor in Leipzig, Sebastian Bach (1685—1750), durchaus kein naiver, populärer Komponist, ohne melodischen Fluss und schmeichlerischen Wohlklang, aber kühn und unerbittlich streng in seinen harmonischen Kombinationen und von einer genialen, kaum nachzufühlenden Tiefe der musikalischen Empfindung: ein wahrer Hoherpriester des Kirchenstyls. Sein wohltemperirtes Klavier, seine Fugen, Choräle und Motetten, seine h-moll-Messe und die beiden Passionsmusiken nach Matthäus und Johannes sind unsterbliche Schöpfungen der protestantischen Kirchentonkunst. Der zweite Heros derselben ist Händel (1684—1759), melodiöser, fließender, weltlicher als Bach, wie er denn auch vor seinen Oratorien, dem Messias, Samson, Judas Makkabäus u. a., nur Opern schrieb und sich dem Volksliede durch dessen Verarbeitung in seinen Werken sehr geneigt zeigte. Dabei ist er aber immer noch tief und innig, großartig und majestätisch; ein gewaltiger Ernst, eine hohe Glorie geht durch alle seine Schöpfungen: Kleinliches und Schwaches hat er nirgends gegeben. Einige Stufen tiefer als die Genannten steht Graun, dessen Tod Jesu noch heute eine würdige Charfreitagsmusik bildet und in den Recitativen und Chören ein klassisches Werk für immer bleiben wird, während die etwas unkirchlichen Arien schon stark

in das sinnliche Tonkolorit der weltlichen Musik hinüberstreifen. Gleichzeitig brachte Deutschland (was hier der Vollständigkeit halber zu erwähnen ist) auch große Theoretiker und Organisten hervor, z. B. Mattheson, Phil. Em. Bach, Marpurg, Kirnberger, wie man denn in Deutschland schon seit der Reformation angefangen hatte, das eigentliche Kirchenlied, unsern Choral, zur Geltung zu bringen und mit der Orgel harmonisch zu begleiten.

Auch die weltliche Musik ist ein Kind der neuen Zeit, indem die Reformation, die allerdings nur auf religiösem Gebiete praktisch durchgeführt und als Protestantismus, der katholischen Kirche gegenüber, festgehalten wurde, die befangenen Geister aus diesem einseitigen Kirchenbanne erlöste und sie auf alle Gebiete und für jedes Geistesstreben frei ließ. Ihrem Umschwunge verdanken wir es, dass das Leben in seiner gesunden Heiterkeit sich dem geöffneten Blicke wiederaufschloss, dass das Volk in seinem natürlichen Frohgefühle, das Individuum in seiner sittlichen Berechtigung wieder zur Anerkennung kam — eine Emancipation des Geistes- und Gemüthslebens, die als neuerwachter Reichthum von Lebenslust, von Empfindungsfrische sich auch in der Musik zu Tage kämpfte und sich als Oper, als weltliche Musik überhaupt, eine kunstmäßige Gestalt gab. Die ersten zerstreuten Spuren des dramatischen Opernstyls tauchen um 1600, also schon im Zeitalter Palestrina's, bei den Italienern auf, und schon der wenig spätere Scarlatti, um 1700, schreibt neben seinen Kirchensachen selbstständige Opern. Aber die erste in's Große gehende Thätigkeit auf diesem Gebiete entwickelte die Neapolitanische Schule mit ihrem graziösen Styl und ihren ausgebildeten Arien; sie war es zugleich, die den Kunst- und Sologesang zu kultiviren anfing, nachdem man bisher nur immer im Chor zu singen gewohnt gewesen war. Solche Pfleger der jungen Oper aus der Neapolitanischen Schule sind: Piccini, der Schöpfer der italienischen Opera buffa oder komischen Oper, ferner Cimarosa, Paesiello, Zingarelli. In Frankreich war damals Lully wegen seiner tragédies und ballets der gefeiertste Opernkomponist, weil er volksthümliche Tänze und Chöre in die Oper einführte und die leichte Recitation des Dialogs durch kurze Arien und Ritornells unterbrach. Der spätere Rameau nahm von diesem Anfangspunkte aus die Richtung auf das Ernste

und ward der Gründer der sogenannten großen Oper bei den Franzosen, während ihre kleine komische Oper, die Operette, besonders von Grètry, um 1750, mit Glück angebaut wurde. Alle die Genannten hatten weniger einen ernsten und großartigen, als einen zierlichen und lebendigen Opernstyl, der sich dann, wenigstens in Italien, als weltliche Grazie, als irreligiöse Sinnlichkeit, leider auch in der geistlichen Musik festgesetzt hat und noch gegenwärtig in den Kirchen Italiens zu hören ist.

Auch im Fache der Oper war es wieder Deutschland, das die Mängel der Ausländer überwinden und die Vollendung auf dem eingeschlagenen Wege erreichen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus ist Gluck zu begreifen (1714—1787), der läuternde Reformator der Oper von den Unschönheiten der Neapolitaner: jenen vieltheiligen, langathmigen Bravourarien mit ihren inhaltlosen, entstellenden Schnörkeln, und jenem stereotypen, todten Schema, wonach sämmtliche Opern übereinstimmend gearbeitet wurden. Dagegen steht Gluck in allen seinen Opern, dem Orpheus, der Alceste, der Helena und Paris, der Iphigenia in Aulis, der Iphigenia auf Tauris, der Armide, wie ein Heiliger, ein Priester, in edler, großartiger Einfachheit da, und ist mit dieser ein weit treuerer Maler der stillen Tiefe des individuellen Seelenlebens, als alle jene Italiener und Franzosen mit ihren zauberischen Melodien und ihren schwirrenden Bravourstücken. Die sich an ihn unmittelbar anschließenden Wiener Klassiker, Haydn, Mozart und Beethoven, dehnen die bisherige Pflege der Oper auf sämmtliche Musikgattungen aus und führen einige derselben, z. B. die Instrumentalmusik, zu solcher Höhe der Vollendung, dass der Folgezeit nichts darin zu thun übrig blieb, als eine hinter den Vorbildern weit zurückstehende, rein formelle Nachahmung. Joseph Haydn (1732—1809) war durch und durch ein kindlich heiteres Gemüth: hat er doch noch in seinen letzten Jahren ein so naives, echt volksthümliches Lied geschrieben, wie das bekannte „Gott erhalte Franz den Kaiser“; und selbst bis zu der liebenswürdigen Spielerei konnte er sich herablassen, dass er eine kleine Kindersymphonie für die betreffenden kindlichen Instrumente setzte. Glücklich und fröhlich in sich selbst, herzlich und wohlwollend gegen Jedermann, vergnügt in seinem Gott wie in seiner Welt: so muthet uns Haydn in allen seinen Kompositionen an. Nur ein solches Gemüth konnte der Schöpfer des weltlichen Ora-

toriums werden, wie er es mit der Schöpfung und den Jahreszeiten geworden ist, und ebenso der Schöpfer des Streichquartetts und der Symphonie, in denen sich ein seliger, scherzhafter Kindessinn, selten von elegischen Tönen gedämpft, mit bloßen Instrumentalmitteln seine Sprache giebt. Stellenweis auch erhaben und gewaltig, wie in den großartigen Parthieen der Schöpfung, athmet doch seine ganze Musik ein glückseliges Behagen und ist in unserer unbefriedigten Zeit eine wahre Erquickung für die trübgestimmten Gemüther. — Mit dem tändelnden Humor und der durchsichtigen Klarheit der Haydnschen Kompositionsweise vereinigt Mozart, dieser genialste aller Tonkünstler (1756—1791), die größte Tiefe und Vielseitigkeit. Geistreich und gewandt in seinen Klaviersonaten, Quartetten, Symphonien, erscheint er in seinen Opern (Don Juan, Figaro's Hochzeit, Zauberflöte, Titus, Entführung aus dem Serail, Cosi fan Tutte, Idomeneus) als der unübertroffene Meister in der Plastik der dramatischen Charaktere, in der Malerei der lyrischen Situation, ja im Don Juan führt er uns in die grausigsten Tiefen des Geisterreichs hinab und schlägt hier bereits die ersten Grundakkorde der spätern romantischen Oper an, während bisher nur die heroische Heldenoper und die französische Konversationsoper geherrscht hatte. Am Wichtigsten aber für die nächstfolgende Musikpraxis sollte die neugeschaffene Instrumentalmusik, besonders das Streichquartett, dieser beiden Meister werden, indem es nämlich von unzähligen kleinen Geistern, z. B. von Pleyel, Gyrowetz, Wranitzky, Hoffmeister u. A. angebaut wurde und, bei seinen gemüthlich volksthümlichen Elementen, auch das Volk mit der Liebe zur Instrumentalmusik entzündete. Zuerst bildete sich der reiche Adel Privatkapellen und in ihnen Pflanzstätten der neuen Lieblingsgattung. Bald lernte aber auch der gebildete Bürger sein Streichquartett spielen — beiläufig das erste Auftreten des musikalischen Dilettantismus in der deutschen Musikgeschichte — und dies Streichquartett ist als Hausquartett, als früheste Form der Familienmusik, bis weit in unser Jahrhundert herein der Günstling der deutschen Kunstwelt geblieben. Erst mit den technischen Schwierigkeiten und der dem Laien unverständlichen Genialität der Beethoven'schen Muse fing es an zurückzutreten. — Über Mozart hinaus ist Beethoven, der dritte der Wiener Heroen (1772—1827), ein gewaltiger, ja ein epoche-

machender Fortschritt. Alle seine Werke (die Klaviersonaten, z. B. die pathétique, les adieux, die cis-moll, viele auch mit Violin- oder Cellobegleitung, seine Streichquartette, Ouvertüren, zumal seine neun Symphonien, seine Oper Fidelio) — alle diese Werke sind nicht bloß in der Form ausgedehnter, sondern von einem ganz neuen, bis dahin nicht gehörten Geiste durchzogen. Nicht naiv und fließend melodiös, wie die populären Meister Haydn und Mozart, war Beethoven vielmehr eine Natur wie Seb. Bach, ebenso tief nach innen reflektirt, ebenso hohepriesterlich erhaben. Durch Taubheit von der Welt abgeschlossen und gegen sie erbittert, dadurch aber sich in sich selbst vertiefend, erschloss sich ihm der ganze Reichthum der menschlichen Innerlichkeit, durchwühlten seine Brust alle Leiden und Freuden der menschlichen Natur. Diese eigenthümliche Organisation und dies für einen Tonkünstler doppelt tragische Schicksal arbeiteten in ihm, nach der ungebrochenen Empfindungsfrische und der klaren Formschönheit seiner Vorgänger, ein neues Princip heraus, kündigten in seinen Schöpfungen eine nur erst geahnte Zukunft an: die Empfindung des schönen Subjekts, die Verklärung des dunkeln Instrumentalklanges zur Freiheit des lyrischen Dichterwortes, zum seelenvollen Gesange. Er selbst steht freilich noch nicht auf dem Boden dieser neuen Welt, er streift dies Gebiet der romantischen Gesangmusik nur in seiner neunten Symphonie mit den Schiller'schen Chören an die Freude und in seinem Fidelio; er weissagt prophetisch nur diese kommende Epoche: seine eigene Schöpferkraft bleibt in der wortlos dunkeln Symbolsprache der Instrumentalmusik gefesselt. Unverkennbar aber geht durch alle seine Werke, unter wilden Zuckungen und titanenhaften Kämpfen, der Drang nach diesem neuen Geiste; geheimnissvoll mahnend klopft er aus der Tiefe herauf und weitet die Formen über ihre angestammten Grenzen zum Ausdrucke des Unendlichen und Ungeheuern, bis sie in seinen spätesten Werken ins Wüste und Unschöne ausschweifen.

Mit Beethoven trat, als Nachfolgerin der klassischen, die romantische Musik in's Dasein, die mit der vertieften Empfindung des schönen Subjekts einen Stoff in die musikalische Darstellung hereinnimmt, der, nur der Klarheit des lyrischen Wortes erreichbar, sich dem musikalischen Ausdrucke entzieht, und hinter dessen Unendlichkeit die musikalische Tonsprache,

wie eine nach oben deutende Hand ohnmächtig zurückbleibt. Wohl haucht das Gemüth seine Empfindungen in den Tönen des Gesanges aus; aber immer bleibt ihm ein Etwas, ein Rest von Gemüthsleben, den die bloße Tonsprache wiederzugeben unfähig ist. Daher nach jedem Gesangwerke, nach jedem tiefempfundenen Liede der Eindruck nicht, wie bei einem plastischen Bildwerke, in sich selbst befriedigt ist, sondern über sich hinausweist und im Zuhörer eine Ahnung der nur erstrebten Vollendung, eine Wehmuth über deren Unerreichbarkeit rege macht. Natürlich wirft sich der überschwängliche Inhalt auch in die Form, die, wie schon bei Beethoven, nicht mehr das schöne Ebenmaß, die plastische Rundung der klassischen Reife innehält, sondern ausgereckt, durchbrochen und bis zum verschwebenden Hauche verflüchtigt erscheint.

Von dieser romantischen Gesangmusik nun ergreift der sinnlich buhlerische Geist der Italiener diejenige Gattung, die von den deutschen Klassikern bereits ausgebildet war und sich für den Zweck volksthümlicher Ergötzung am Bequemsten zurichten ließ: die Oper, indem man die ernste Gediegenheit derselben, die vom deutschen Geiste nun einmal unzertrennlich ist, mit der leichten, koketten Grazie des südlichen Naturells versetzte. Rossini (um 1820) ist der gefeierte Großmeister dieser Richtung, der unübertroffene Matador dieser neuitalienischen Oper, mit der er, Jahrzehnte hindurch und bis in unsere Tage hinein, die Bühnen Europa's beherrscht hat. Frei von aller Tiefe oder Düsterkeit, aber desto reicher an reizvollen Melodien und bei aller Oberflächlichkeit von treffendem, pikantem Ausdruck, sind seine Opern höchst lebhaft und sinnlich ergreifend; aller Zauber der Instrumente und des Gesanges ist aufgeboten, um sie unwiderstehlich zu machen. Die meisten bis zum Jahre 1829, z. B. der Barbier von Sevilla, Semiramis, Tankred, sind von tändelnder Leichtigkeit, von der zierlichsten Grazie durchweht; großartig und revolutionär hingegen ist der Tell (1829), dieser Vorläufer der französischen Julirevolution, sowie der großen historischen Oper der Neuzeit. Bellini dagegen (um 1830), von dem wir die Norma, die Nachtwandlerin, die Puritaner u. a. haben, ist weich und elegisch bis zu kranker Sentimentalität. Donizetti endlich (gest. 1848), der uns den Liebestrank, Belisar, Lucie di Lammermoor, Lucrezia Borgia, die Favorite, die Regimentstochter, seine beste Lei-

stung, gegeben hat, ist oberflächlicher als seine Vorgänger, aber immer leicht und wohlklingend. Ein Nachahmer Donizetti's ist Verdi, gegenwärtig der beliebteste Opernkomponist Italiens.

In dem nämlichen Elemente des sinnlichen Wohlklanges wie die italienische, ist die französische Oper, doch charakteristischer, pikanter, effektvoller und hat in ihrer besten Zeit, treu dem eiteln Geiste der grande nation, immer ein Streben zum großen historischen Style gezeigt. So hat vornehmlich Spontini (geb. 1778), dieser Verherrlicher des Napoleonischen Kaiserreichs, die pomphafte Hof- und Heldenoper ausgebildet, der es nicht mehr auf liebevolle Detailmalerei des Seelenlebens, wie bei Gluck, nicht mehr auf plastisch anschauliche Zeichnung der Charaktere, wie bei Mozart, ankommen konnte, sondern nur auf Vorführung großer Massen, auf Darstellung der Leidenschaften in großen, allgemeinen Umrissen. So sein berühmter Erstling, die Vestalin, so seine folgenden Opern: Ferdinand Cortez, Olympia, Nurmahal, Agnes von Hohenstaufen. Die andere Seite des französischen Nationalgeistes vertritt die leichte, vaudeville-ähnliche Volksoper in Cherubini (der Wasserträger) und Mehul (Joseph in Ägypten). Unter den Neuern ist Boildieu in Johann von Paris, im Kalifen von Bagdad und der weißen Dame leicht und volksthümlich. Auber trat Anfangs gewaltig und revolutionär auf in der Stummen von Portici (1828), worin das Volk als dramatische Masse, der Chor als handelnder Held erscheint, die Arie aber zurücktritt und dagegen das volksthümliche Lied, die Barkerole, in den Vordergrund rückt; zugleich nehmen wir an Auber — eine besondere Stärke der neufranzösischen Musik — schon gewaltsame Effekte, betäubende Massenwirkungen wahr, auf die u. A. der noch lebende Berlioz seine genialen Instrumentalgemälde berechnet. Auber selbst aber vereinigt mit der Darstellung des Großartigen auch den leichten Styl der Konversationsoper, z. B. im Fra Diavolo. Adam ferner, der Komponist des Postillons von Longjumeau, ist frisch und gefällig, aber leichtfertig, Herold ein glücklicher Nachahmer Boildieu's, in der Zampa jedoch, mit Ausnahme schöner Einzelnheiten, monströs geworden, Halevy ein reflektirter, ernster Opernkomponist, aber ohne Naivetät und Fluss des Gesanges; am Bedeutendsten ist durch heroische Tragik seine Jüdin.

Aus der italienisch französischen Verflachung nimmt sich die moderne Oper in der deutschen Weiterentwickelung zurück und taucht mit Gemüthsinnigkeit und ernster Haltung zuerst wieder in K. M. v. Weber auf (1787—1826), diesem Sänger der deutschen Romantik nach den Freiheitskriegen. Er gab dem froherwachten Siegesgefühle der Nation in seinen Opern zuerst einen musikalischen Ausdruck; er machte uns durch den nationalen Stoff, wie im Freischütz, zuerst aufmerksam auf den Schatz unserer eigenen Sage und Geschichte und lehrte uns, auch für unsere Kunstbedürfnisse, in den eigenen Busen greifen; er entzündete endlich von Neuem die Liebe zur Oper, dieser in Deutschland seit Mozart nicht weiter angebauten Gattung. Weber verkannte diese seine national-deutsche Stellung, als er seine Stoffe, wie den zur Euryanthe, aus dem mittelalterlichen Ritterthum, oder, wie im Oberon, aus der Märchenpracht des Morgenlandes holte; nur, wo er deutsche Volksweisen in die Oper verflicht, wie im Freischütz, ist er populär geblieben; nur, wo er sich, wie hier, auf der mütterlichen Erde hält, ist er unwiderstehlich und unübertroffen. Seine minder begabten Nachahmer sind Marschner, jedoch ein glücklicher Humorist in Templer und Jüdin; Konradin Kreutzer (gest. 1849), ein sehr beliebter Lyriker in seinen männerstimmigen Quartetten und auch im Nachtlager von Granada durchaus lyrisch; ferner Löwe, fruchtbar in düstern Balladen und originell in dem rein männerstimmigen Oratorium: die Apostel von Philippi; Reissiger, vortrefflich im komischen Liede, wie in Vater Noah und Noah's Vermächtniss; Franz Lachner, dessen Katharina Cornaro keinen eigenthümlich charakteristischen Zug hervorkehrt; Flotow, der mit der Martha mehr Glück gemacht hat als mit Stradella, hauptsächlich durch das eingewebte Volkslied: des Sommers letzte Rose; endlich Lortzing, der uns mit Zaar und Zimmermann, den beiden Schützen, dem Waffenschmid, Undine u. a. beschenkt hat, volksthümlich komische Opern in Haydn-Mozart'scher Naivität und aus glücklich kombinirten und selbsterfundenen Melodien gemischt. Im Gegensatz zu den Genannten steht, als durchaus reflektirter Romantiker, der mit Weber gleichzeitig auftretende Spohr, der deshalb auch bei allem Reichthum an üppigen Modulationen, z. B. in seiner Jessonda, nicht volksthümlich hat werden können. Ein vereinzeltes Gegenbild zur

Romantik liefert Friedrich Schneider, ein Kirchenkomponist, etwa nach Händels Vorbilde, aber ohne Händels Geist und mit vorromantischer, nicht mehr zeitgemäßer Formensteifheit, die er nicht, wie Mendelssohn, mit moderner Beseelung zu durchwärmen wusste. Dafür zeugen z. B. sein Weltgericht, Pharao, verlorenes Paradies u. a., die nur noch genießbar sind, wenn man von der spätern Fortbildung des Kirchenstyls abstrahiren gelernt hat.

Die bisherige romantische Oper beruhete wesentlich auf einer innern Unwahrheit, insofern sie sich, mit Durchbrechung der Naturgesetze, nur auf der Täuschung des Wunders aufbaute und in sinnenbetäubender Pracht aufging; nicht die feste Natur, nicht das wirkliche Leben und die Geschichte war ihr Inhalt, sondern Uebernatürliches und Unbegreifliches. Meyerbeer war es, der diesen Mangel empfand und, mit dem frischerwachten historischen Sinne der Neuzeit, der sich auf Natur und Geschichte warf, auch für die Oper historische Stoffe ergriff und konkrete Gestalten der handelnden Welt auf die Bühne stellte — der Fortschritt von der romantischen zur historischen Oper. Nicht mehr eine inhaltlose Zaubergeschichte, nicht mehr unschuldiger Feenspuk ergötzt uns in seinen Hugenotten, im Propheten (Robert der Teufel, als sein erstes Debüt, steckt noch in der Romantik): sondern geschichtliche Thatsachen werden von den geschichtlich wirklichen Helden in historischer Lebenswahrheit vorgeführt. Ganze Massen handelnder Individuen erscheinen auf der Bühne, Kämpfe ganzer Völker, ewiger Ideen werden ausgefochten; die Musik weitet sich zu großartiger Massenwirkung aus und ist nicht mehr auf schönen Tonklang und Stimmenentfaltung, sondern auf scharfe Charakteristik der geschichtlichen Individuen, auf Malerei der historischen Situationen und der kämpfenden Gedanken gerichtet. Eine Ueberreizung der musikalischen Mittel zu ausgereckten Formen, zu berechneten Kontrasten und Effekten, die wählerische Vermengung unvereinbarer Style sind die Folge dieses unmusikalischen Strebens gewesen. Meyerbeer's Opern bieten geniale, urschöpferisch erfundene Einzelschönheiten, aber keine bringt es zu innerer Einheit, zum kunstschönen Ganzen. In jedem Satze nimmt der Komponist einen vielversprechenden Anlauf; aber der Fortgang täuscht, und das ganze Werk lässt einen sehr gemischten, sehr zweifelhaften Eindruck zurück.



Ueber Meyerbeer noch hinausgehend, hat sich in neuester Zeit Richard Wagner bis an die äußersten Grenzen einer möglichen Kunstdarstellung überhaupt vorgewagt. Wagner verleugnet die ganze bisherige Geschichte und Theorie der Musik und sucht letztere auf der Grundlage gewaltsamer Harmonien, unerhörter Intervalle und Fortschreitungen, mit genialer, energischer Kühnheit, neuzuschaffen. Zugleich versammelt er in dem musikalisch dekorativen Drama der Oper sämmtliche Künste und erblickt in diesem Gesammtorganismus das einzig berechtigte Kunstwerk der Zukunft — ein noch gewaltthätigeres, bedenklicheres Unterfangen, als Kaulbach's vielbesprochene Gedankenmalerei. Mehr in der Weise der bisherigen Musik waren die Wagner'schen Opern: Cola Rienzi und der fliegende Holländer; in dem neuern revolutionären Style sind: Tannhäuser, Lohengrin und Nibelungen (erster Theil: das Rheingold). Nicht ohne Besorgniss folgt die Kunstwelt den weitern Schritten und Schöpfungen dieses himmelstürmenden Genie's.

Den vollendeten Ausdruck der schönen Empfindung aber gab sich die romantische Musik erst im reinen Liede, dessen Pflege ihre Erklärung in der modernen Isolirung der Subjekte auf ihr eigenes Selbst und in dem Kultus ihrer schönen Innerlichkeit findet, wie sich dieser wiederum aus der Gleichgültigkeit des Volkes gegen seine öffentlichen Zustände, aus politischen Enttäuschungen und religiösen Beschränkungen von oben herab herleiten lässt. Der Wiener Franz Schubert, noch ein Zeitgenosse Beethoven's, hat das unbestreitbare Verdienst, dass er der Musik das Wort gewann und mit ihm zugleich von der Handlung des belebten Operndrama's zur reinen Empfindung des Einzelsubjektes fortschritt und der modernen Beseelung ihre entsprechende Verklärung und Zuspitzung im Liede gab — der jüngste Fortschritt der Musik von der dramatischen zur lyrischen Gattung. Für diese reflektirte Empfindungstiefe des modernen Bewusstseins genügte nicht mehr das naive Volkslied, da dieses nur die einfachsten Naturgefühle in den allgemeinsten Umrissen typischer Melodien umschreibt: vielmehr erfand Schubert dafür das sogenannte durchkomponirte Lied, dessen einzelne Strophen je nach dem Wechsel ihres Empfindungsgehaltes besonders gesetzt sind, so dass die musikalische Fassung sich zur treuesten Wiedergabe des Textes, zur Lebendigkeit des dramatischen Effektes steigert; der poe-

tische Text ist von der Komposition vollständig durchdrungen, die feinsten Nüançen und Details der Dichtung gehen in die Tonfülle des Liedes bis zur Erschöpfung auf. Schubert's Instrumentalkompositionen, z. B. seine Klaviersonaten und Symphonien, sind lyrisch zerflossen, eben ein Zeichen, welch eine durch und durch lyrische Natur er war. Aber als eine solche steht er auch unerreicht da: sein Schwanengesang, seine Winterreise, seine schöne Müllerin und noch viele unter seinen einzelnen Gesangwerken, sind in der Musik des Liedes das Vollendetste, was je geschaffen ist.

Die moderne Beseelung über die Einseitigkeit des subjektiven Liedes hinaus auf sämmtliche Gattungen der Tonkunst auszudehnen, war der Fortschritt und die künstlerische Mission Mendelssohn's (gest. 1849.) Und sie gelang ihm, weil er, ohne eigentlich Genie zu sein, das neue Gattungen in's Leben gerufen hätte, ein höchst vielseitiges, schmiegsames Talent war, das sich an alle Größen der Vergangenheit gefügig anschloss, die Vorzüge aller Schulen, die Eigenthümlichkeiten aller Style, wie ein echter Eklektiker, sich aneignete und die bedeutsamsten Musikformen aus modernem Geiste und für den modernen Geschmack neu erzeugte. Das ist das Hauptverdienst Mendelssohn's, dass er uns das Alte wieder auffrischte, ihm eine saubrere, anständigere Haltung gab und es uns so von Neuem lieb machte, dass er die starre Strenge des alten Kirchenstyls durchwärmte, wie im Paulus und Elias, ja dass er selbst solche Gestalten mit musikalischen Arabesken umschlang, bei denen man die Zuthat moderner Tonkunst für unmöglich hätte halten sollen, wie Sophokles' Antigone und Shakespeare's Sommernachtstraum. Auch seine Lieder bieten nichts Neues oder Bedeutendes. In der Auffassung etwas oberflächlich, aber in der Form außerordentlich schmuck und glatt sind sie da am schönsten, wo sie sich zur Innigkeit und Frische des einfachen Volksliedes zurückwenden, wie das Minnelied und das Lied vom Scheiden.

Die von Mendelssohn errungene Formvollendung sollte sich in der Fortentwickelung der Musik wieder auflösen, indem der einseitige Empfindungssubjektivismus sich noch mehr zur Innerlichkeit vertiefte, sich zu noch höherer Ueberschwänglichkeit steigerte und so über die nun mehr vernachlässigte und

zerbröckelnde Form hinauseilte. Bei Schumann und Franz, unstreitig den bedeutendsten Liederkomponisten der Neuzeit, greift der lyrische Gefühlsgehalt und die musikalische Fassung sich nicht mehr in Eins zusammen, geht nicht zu verzehrender Durchdringung in einander auf, was Schubert auch im tiefsten Weh, im höchsten Sturme der Leidenschaft noch gelingt: vielmehr erscheint die Empfindung bis zur form- und haltlosen Ueberseligkeit hinaufgespannt, und die Form zur gehauchten Andeutung, zum verschwebenden Seufzer verflüchtigt. Vollendet schöne Einzelnheiten in den Gesangschöpfungen beider Komponisten, bei Schumann auch in seinen Klavier- und Instrumentalwerken, nehmen wir aus; im Ganzen aber ist hier die Charakteristik der lyrischen Stimmung, das Streben nach frappanter Malerei des Ausdrucks, gegen die Natur der Musik wie der Kunstschönheit überhaupt, übertrieben. Bei Schumann, der in seiner Geistesdisposition wie in seinen spätern Werken leider verkommen und wirr geworden ist, dürfte ein Wunsch für seine Zukunft vergeblich ausgesprochen sein. Um so inniger wünschen wir die seelenvolle Muse Franz' zu dem Gleichgewicht von Empfindungstiefe und musikalischem Ausdruck, dieser unverrückbaren Grundbedingung aller Schönheit, zurückkehren zu sehen.

Nicht um ihres musikalischen Werthes willen, sondern wegen ihrer geselligen Bedeutung erwähnen wir schließlich noch einige mittlere Liederkomponisten, wie Curschmann und Banck, und einige kleine und kleinste, wie Kücken, Proch, Dames, Thießen u, s. w. Curschmann giebt in seinen Liedern durchaus nichts Neues, nichts, was bleibenden Werth hätte, aber auch nichts Verschrobenes und Unschönes. Er ist eins jener bescheidenen Talente, die nicht in die Tiefe dringen, aber ihren Gegenstand einfach und natürlich auffassen, und in leichter, ansprechender Weise wiedergeben. Der Text ist in seinen Liedern richtig deklamirt, die poetische Stimmung im Ganzen getroffen, die Singstimme glücklich geführt, die Begleitung nicht unpassend — das ist auf diesem so vielfach besudelten Gebiete schon sehr viel. Kücken, Proch und Konsorten stehen dem musikalischen Pranger schon weit näher. Das sind oberflächliche, kokett sinnliche Bänkelsänger, moderne Landstreicher der Kunst, die die raffinirte Sentimentalität der neuitalienischen Oper in das deutsche Lied eingeschmuggelt ha-

ben und mit dieser Kontrebande den leicht bestechlichen Geschmack der Halbgebildeten für ihre ohrenkitzelnden Machwerke zu gewinnen wissen. Denen kommt es nicht auf Tiefe der Auffassung, auf innere Wahrheit und Nothwendigkeit der Darstellung an, die aus dem lyrischen Texte wie von selbst hervorwachsen und sich aus ihm bis zur schlagenden Ueberzeugung nachweisen lassen muss: ja die fragen nicht einmal nach richtiger, naturgemäßer Deklamation. Die bringen den ersten besten Einfall, der ihnen durch den Kopf und am Klavier durch die Finger fährt, sofort zu Papiere und tragen solche Seifenblasen haufenweise zu Markte. Nur das Eine liegt ihnen dabei am Herzen, dass die Sachen angenehm klingen und in's Ohr fallen, um die plebejische Aristokratie des Salons zu entzücken.

Trotz diesen Mängeln haben die modernen Bänkelsänger dazu beigetragen und thun dies wider Willen fortgehend, dass der Sinn für die Liedermusik und ihre Pflege eine so allverbreitete geworden ist und das musikalische Publikum, auf die Schwächen dieser Nichtsnutzigkeiten almälig aufmerksam geworden, zu dem Bessern hinübergeführt wird: denn man muss erst das Schlechte kennen und verabscheuen gelernt haben, ehe sich die Empfänglichkeit für das Schöne einstellt. Unläugbar ist der Liedergesang auch durch diese musikalischen Handlanger allgemeiner und die Liebe zur Musik auch in den bürgerlichen Kreisen geweckt worden — um dieses socialen Gewinnes und Verdienstes willen gestattet die Kunstgeschichte auch diesen verirrten Söhnen großmüthig den Zutritt in ihre heiligen Hallen, wenn sie sich auch das Ehrenbürgerrecht der reinen Schönheit allerdings nicht erkauft haben.

Bei so allgemeiner Pflege ist denn das musikalische Lied eine ebensolche Macht in der Gegenwart, als es früher das Streichquartett und nachher das Pianoforte war: jenes in der Blüthezeit der Instrumentalmusik nach Haydn und Mozart, wie oben bereits erwähnt wurde; dieses, das Klavier, seit den zwanziger und dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts: noch in unsern Tagen sprechen die fast gleichzeitigen Namen Hummel's, Moscheles', Kalkbrenner's, Herz', Cherny's, Thalberg's, Henselt's, Liszt's, Klara Schumann's, Wilhelmine Clauß' die Meisterschaft wie die Vorliebe für das Pianoforte aus. Beides aber genügte nicht mehr, als man eine tiefere Beseelung, einen

sprechendern Ausdruck für das eigene Gemüthsleben suchte. Ein solcher war das Lied, in der Poesie so gut wie in der Musik. Darum hat es auch so schnell die Herzen erobert und in alle Schichten der heutigen Gesellschaft veredelnd und verbindend eingegriffen. Für die Familie wurde es die bildendste Liebhaberei und der klare Ausdruck für die unklaren gegenseitigen Herzensbeziehungen; in die hohle Geselligkeit brachte es den edelsten Unterhaltungsstoff, in das Konzert ein vertrauteres, menschlicheres Element, verglichen mit dem halb unverstandenen Instrumentalgetön; und das moderne Vereinsleben ist zum großen Theil seine Schöpfung. Besonders in der Form des vierstimmigen Männergesanges hat das Lied Sängerbünde und Liedertafeln gestiftet, die Massen begeistert und den schönen Kunstgenuss mitten in's Volk, bis in die niedrigsten Stände hinab, getragen, ja dem unbefriedigten Drange nach politischer Vereinigung wenigstens eine Verwirklichung en miniature gegeben. Und so wird es noch fernerhin segensreich walten und das Volk für die künstlerische Mündigkeit, auch für das noch bildungsfähige Musikdrama der Zukunft erziehen helfen.

VII.

DIE ÄLTESTEN DEUTSCHEN SPRICHWÖRTERSAMMLUNGEN.

VON

H. v. F.

---

1. Niederländisch.

Eine Sammlung von 803 niederländischen Sprichwörtern unter dem Titel:

> Incipiunt proverbia seriosa in theutonico prima, deinde in latino sibi invicem consonantia, iudicio colligentis pulcherrima ac in hominum colloquiis communia.

Ich habe sie vollständig mit den lateinischen leoninischen Hexametern mitgetheilt in meinen Horae belgicae, Pars IX. p. 3—49. Es ist von allen bisher bekannten Sammlungen die älteste und zugleich eine der reichhaltigsten.

Der Sammler, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts sein Werk drucken ließ, hat augenscheinlich mit Lust und Liebe gesammelt: er hat die Sprichwörter aus dem Munde des Volks, wie er sie seiner Zeit vorfand, aufgezeichnet und nach den Anfangsworten geordnet. Dass er sie für die schönsten hielt, wollen wir der Vorliebe für seinen Stoff und den damaligen Ansichten von Schönheit zu Gute halten, und so sind denn die Worte des Titels „nach dem Urtheil des Sammlers die allerschönsten und im Gespräche des Volkes gäng und geben“ gerechtfertigt. Eine kleine Auswahl der eigenthümlichsten wird auch heutiges Tages nicht unwillkommen sein.

Das Büchlein muss seiner Zeit sehr beliebt gewesen sein. Es lassen sich jetzt noch verschiedene Ausgaben nachweisen. Die von mir benutzte (26 Blätter 4°. in der Bibl. des kathol. Gymn. zu Köln) ist ohne Ort und Jahr; eine andere ebenfalls ohne Ort und Jahr verzeichnet Hain Repertorium bibliogr. Nr. 13,429. Die einzige datierte ist die: Buscoducae per Ger. Leempt de Novimagio 1487. 4°. s. Cat. Bibl. Thott. Vol. VII. p. 217. Eine Ausgabe: Delphis in Hellandia, wahrscheinlich von Henricus Eckert van Homberch, der von Antwerpen nach Delft zog und dort 1498. 99. druckte, befindet sich zu Haarlem, s. Supplem. Cat. Bibl. Harlemensis (autore Abr. de Vries) Harl. 1852. p. 105. Eine dieser Ausgaben hat P. J. Harrebomée benutzt zu seinem Spreekwoordenboek der Nederlandsche taal. 1. Aflevering. Uitrecht 1853.

Als de anxt meest is, so is godes hulpe aldernaest.
 Wenn die Angst ist am größten, so ist Gottes Hülf' am nächsten.
Als enen wast sijn goet, wast hem sinen moet.
 Wenn einem wächst sein Gut, so wächst ihm sein Muth.
Al liecht die mont, dat hert en liecht niet.
 Lügt auch der Mund, das Herz lügt nicht.
Also goet coop gaet men tot smeets als tot smekens huus.
 Eben so billig geht man zu Schmids als zu Schmidleins Haus.
Alleman wat: dat deelt schoon.
 Jedem etwas, das theilt schön.
Alder lude vrient is alder lude sot.
 Aller Leute Freund ist aller Leute Geck.
Al te vele en is niet ghenoech.
 Allzuviel ist nicht genug.
Aen meinen bint nieman peerde vast.
 An Meinen bindet niemand Pferde fest.
Arbeit wint dat vuur uten steen.
 Arbeit gewinnt das Feuer aus dem Steine.
Als de sac comt, worpt men den budel achter die kist.
 Wenn der Sack kommt, wirft man den Beutel hinter die Kiste.
Also wee wort den naghel als den gate.
 Ebenso weh wird dem Nagel als dem Loche.

Als ic doot bin, is alle die werelt doot.
Wenn ich todt bin ist die ganze Welt todt.
Beter doot dan vriendeloos.
Lieber todt als freundelos.
Blint man arm man, al had hi bonte cleider an.
Blinder Mann armer Mann, hätt' er auch bunte Kleider an.
Clein ghepac is groot ghemac.
Klein Gepäck ist groß Gemach.
Dat dat oghe niet en siet, dat en begheret herte niet.
Was das Auge nicht sieht, begehrt das Herz nicht.
Daer niet en is, en rijst niet.
Wo nichts ist, fällt nichts.
Daer een man is, daer en is mer half tale.
Wo Ein Mann ist, da ist nur halbe Sprache.
Den lieven kinde gheeft men menighen name.
Dem lieben Kinde gibt man manchen Namen.
Dat rechte hevet diewijl hulpe noot.
Das Recht hat oftmals Hülfe noth.
De woorde sijn goet, vervolghen hem die werken.
Die Worte sind gut, folgen ihnen die Werke.
Die spierinc doet den salm afslaen.
Der Stint macht den Salm billig.
Die van enen quade wijf scheit, doet een goede dachvaert.
Wer von einem bösen Weibe scheidet, macht eine gute Tagereise.
Die vorder wil dan sijn peert, sit af ende gae te voet.
Wer weiter will als sein Pferd, sitze ab und gehe zu Fuß.
Die hem selven ketelen can, lacht als hi wil.
Wer sich selbst kitzeln kann, lacht wenn er will.
Die mi lief doet, bereet mi een sorghe.
Wer mir Liebes thut, bereitet mir eine Sorge.
Die der ghemeinten dient, dient enen quaden heer.
Wer der Gemeinde dient, dient einem bösen Herrn.
De altoos te vroech meinet te comen, comt dic te laet.
Wer immer meint zu früh zu kommen, kommt oft zu spät.
De wael doet, en derf niet omsien.
Wer Gutes thut, darf nicht umsehn.*)

*) Um den Orden des Königs Ludwig von Holland stand: Doe wel, zie niet om.

Die men raden mach, den mach men helpen.
    Wem man rathen kann, dem kann man helfen.
Diet qualic gaet, stoot hem aen een stroo.
    Wem's übel geht, stößt sich an einen Strohalm.
Dat den been goet is, dat is der leersen quaet.
    Was dem Beine gut ist, das ist dem Stiefel schädlich.
Die cat is gheern daer mense clauwet.
    Die Katze ist gern wo man sie streichelt.
Die nae enen gulden waghen staet, crighet gheern enen naghel af.
    Wer nach einem güldenen Wagen trachtet, bekommt leicht einen Nagel ab.
Die gheringhe looft, is haest bedroghen.
    Wer schnell glaubt, ist bald betrogen.
Enen dach verlenet dat een heel jaer weighert.
    Ein Tag verleiht was ein ganzes Jahr verweigert.
Haddic was een arm man.
    Hatt-ich war ein armer Mann.
Hongher is een scharp sweert.
    Hunger ist ein scharfes Schwert.
Hi hindert wael, die niet ghehelpen en can.
    Der hindert leicht, der nicht helfen kann.
Hi is lanc doot diet jaer starf.
    Der ist lange todt der das Jahr starb.
Hi comt al vroech ghenoech, die quade bootschap brinct.
    Der kommt schon früh genug, der schlimme Botschaft bringt.
Jae ende neen is een langhe strijt.
    Ja und Nein ist ein langer Streit.
In allen landen vint men ghebroken potten.
    In allen Landen findet man zerbrochene Töpfe.
In eens arm mans hooft blijft vele wijsheit versmoort.
    In eines armen Mannes Haupt geht viele Weisheit zu Grunde.
Kindershant is haest ghevolt.
    Kinderhand ist bald gefüllt.
Lants sede is lants ere.
    Landessitte ist Landesehre.
Luttel te late is vele te late.
    Ein wenig zu spät ist viel zu spät.
Men vint menighen esel, die nie sac en droech.
    Man findet manchen Esel, der nie Säcke trug.

Men roept den esel niet tot hove dan als hi wat draghen moet.
Man ruft den Esel nicht zu Hofe, als wenn er was tragen soll.
Men voer een cat in Enghelant, si sal mauwen.
Man führe eine Katze nach England, sie wird miauen.
Men drift enen verre tot Mompelier; comt hi weder, hi blijft een stier.
Man treibt einen Farren nach Montpellier; kommt er wieder, er bleibt ein Stier.
Men set den vors op enen stoel, hi sprinct weder in sinen poel.
Man setze den Frosch auf einen (güldenen) Stuhl, er springt wieder in seinen Pfuhl.
Natuur gaet boven leer.
Natur geht über Lehre.
Stelet eens ende blijft ewelic een dief.
Stiehl Einmal und du bleibst ewig ein Dieb.
Siet wael toe! schuum en is gheen bier.
Seht wol zu! Schaum ist kein Bier.
Siet ment, so speel ic; siet ment niet, so steel ic.
Sieht man's, so spiel' ich, sieht man's nicht, so stehl' ich.
Ten wart nie meister gheboren.
Es ward nie Meister geboren.
Ten hincte nie man van eens anders seer.
Es hinkte nie jemand von eines anderen Weh.
Tis gheen sac so quaet, hi en is ener bede waert.
Es ist kein Sack so schlecht, er ist einer Bitte werth.
Tis quaet water, sprac die reigher, ende conde niet swemmen.
Es ist schlechtes Wasser, sprach der Reiher, und konnte nicht schwimmen.
Tis een quaet lant, daer niemant vordel en hevet.
Es ist ein schlechtes Land, wo niemand Nutzen hat.
Tis den enen hont leet, dat dander in die coken gheet.
Es ist dem einen Hunde leid, dass der andere in die Küche geht.
Tis al eens waer hi sit diet wael can.
Es ist ganz einerlei, wo einer sitzt der was kann.
Tis goet mit heler huut slapen gaen.
Es ist gut mit heiler Haut schlafen gehn.
Tonluc hoort nau.
Das Unglück hört scharf.

Tot gods hulpe hoort arbeit.
Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit.
Tkint seit, dat ment slaet, mer niet waer om.
Das Kind sagt, dass man's schlägt, aber nicht warum.
Tseint menich sinen hont, daer hi self niet comen en wil.
Es sendet mancher seinen Hund wohin er selbst nicht kommen mag.
Dat een jaer en leert dat ander niet.
Das eine Jahr lehrt das andere nicht.
Tgheruft doot den man.
Das Gerücht tödtet den Mann.
Waer spot quaet spot.
Wahrer Spott schlimmer Spott.
Wael ghedaen is vele ghedaen.
Wolgethan ist viel gethan.
Wijn drinct, wijn ghelt.
Trink Wein, bezahle Wein.
Voor olde schult neemt men haver.
Für alte Schuld nimmt man Hafer.
Wat schaet dat niet en schaet?
Was schadet was nicht schadet?
Self doen self hebben.
Selber thun selber haben.

2. Niederdeutsch.

1362 niedeutsche Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sittensprüche. Antonius Tunnicius sammelte und übersetzte dieselben in lateinische Hexameter in seinen Nebenstunden zu Münster im Sommer des Jahres 1513 und widmete sie dem jungen Canonicus Eberwein Drosten. *)

*) In der Zueignung spricht er sich über die Zeit der Abfassung seines Büchleins und den Zweck also aus: Ego igitur, studiose adolescens, calcaria (vt dicitur) addens sponte currenti, hoc licet incultum opusculum in germanorum paroemias a me tumultuario sub secundarijs (vt fertur) horis hac estate inter plurimas meas occupationes conscriptum et in capita diuisum tibi nuncupatim dedico, cui adhuc etas discendis literis est congrua et acutum ingenium et memoria tenacissima. Rogo itaque vt quedam horum monostichorum (proderunt enim vt spero non parum tue lingue) tempore iuuentutis memorie commendare non pigeat. — ex Monasterio quinto calendas Octobris Anno a natali christiano supra Millesimum quingentesimum decimo tertio.

Die meisten sind entlehnt aus den Proverbia communia, die dortigen leoninischen Hexameter sind jedoch in bessere verwandelt. Tunnicius hat die dort fehlenden theils aus Büchern, theils auch wol aus mündlicher Überlieferung hinzugefügt. Das Niederdeutsche ist das damals im Münsterlande übliche.

Über Tunnicius selbst habe ich nichts weiter erfahren können, als was Hamelmann sagt.*) Er war lange Zeit Lehrer an der Pauliner Schule zu Münster unter dem Rector Timann Camener und lebte noch im J. 1544 sehr bejahrt als Vicarius (tunc optimus) am Dom daselbst.

Von seinem Buche sind mehrere Ausgaben vorhanden. Ich benutzte die Kölner vom J. 1515, dasselbe Exemplar der Meusebachschen Bibliothek, woraus bereits Julius Zacher in seiner Schrift: Die deutschen Sprichwörtersammlungen (Leipzig 1852) S. 25—30 einige Proben mittheilt.

ANtonij Tunnicij Monaſterienſis. in prouerbia ſiue paroemias Germanorum Monoſtica — —

32 Blätter in 4°. Am Ende:

Liber hic adagiorum iam nouiter impreſſus Colonie in domo Quentel Anno domini. M. ccccc. xv. ad Aprilem

Die Ausgabe, die jener vorhergeht, schließt mit den Worten:

Jmpreſſum Coloniae per Martinum (de) Werdena. A. D. M. D. xiv.

s. Panzer Annal. VI. p. 374.

Eine dritte, ohne Ort und Jahr, setzt Scheller (Sassische Bücherkunde Nr. 464.) sehr irriger Weise ins J. 1495 und soll nach ihm in Wolfenbüttel sein, wo sie aber noch niemand hat finden können.

Al vorloren dat men den undankberen doet.

Alles verloren was man den Undankbaren thut.

Ein junk engelken wert wol ein olt duvel.

Ein junges Engelchen wird wol ein alter Teufel.

He vischet up dem drogen, de den vos bedrögen wil.

Der fischet auf dem Trockenen, der den Fuchs betrügen will.

We en is nicht klôk in synem sin?

Wer ist nicht klug in seinem Sinn?

De de kerne wil eten, de mot de not upbreken.

*) Herm. Hamelmanni opera geneal.-hist. (Lemgo viae 1711) p. 171.

Wer den Kern will essen, muss die Nuss aufbrechen.

Stotterbernt heft Stotterhenneken leif.

Stotterbernhard hat Stotterheinrichen lieb.

Dôt is beter dan leven sunder vrunde.

Tod ist besser als leben ohne Freunde.

Gedwungen leifde vorgeit balde.

Gezwungene Liebe vergeht bald.

Wat dat oge nicht en sicht, dat en quellet dat herte nicht.

Was das Auge nicht sieht, das quälet das Herz nicht.

Dem vromen lecht men ein kussen, dem schalke twe.

Dem Frommen legt man ein Küssen, dem Schalke zwei.

Den exteren wert ôk wol ein ei gestolen.

Den Elstern wird auch wol ein Ei gestohlen.

De bôm en drecht neine appel to syner bate.

Der Baum trägt keine Aepfel zu seinem Nutzen.

Der bede gân vele in einen sak.

Der Bitten gehen viele in einen Sack.

Beter geswegen dan ovel gesproken.

Besser geschwiegen als übel gesprochen.

We kan den âl by dem stêrte holden?

Wer kann den Aal beim Schwanze halten?

Van druwen stervet nummant.

Von Drohen stirbt niemand.

De vulle munt sprikt des herten grunt.

Der volle Mund spricht des Herzens Grund.

Dem gelucke entegen is, de brikt wol ein bein up slechter êrden.

Wem das Glück entgegen ist, der bricht wol ein Bein auf ebener Erde.

He doet ôk wat de de hôner vôrt.

Der thut auch was der die Hühner füttert.

Dâr drinken ere is, dâr is spyen neine schande.

Wo Trinken Ehre ist, da ist Speien keine Schande.

De einen to gaste bidt, de gae êrsten wol to vleischmarkt.

Wer einen zu Gaste bittet, der gehe erst wol zum Fleischmarkt.

Wan men nicht en mach als men wil, so mot men doen als men kan.

Wenn man nicht mag wie man will, so muss man thun wie man kann.

Ein ander kloppet up den busch, mer du krichst den vogel.
Ein anderer klopft auf den Busch, aber du bekommst den Vogel.

Wan de gecken to markede komen, so krygen de kremer gelt.
Wenn die Narren zu Markte gehen, so bekommen die Krämer Geld.

Men sal neine worste soken in des hundes stal.
Man soll keine Würste suchen im Hundestall.

Men hovet nicht de vlo in den pels to setten.
Man braucht nicht den Floh in den Pelz zu setzen.

Ik hebbe gesaiet, mer ein ander maiet.
Ich habe geſäet, aber ein anderer mähet.

Se hinderen wol vake, de nicht baten mogen.
Die hindern wol oft die nicht nützen können.

Gedeilt vûr bernt nicht lange.
Getheiltes Feuer brennt nicht lange.

In de hant gegeven is angeneme.
In die Hand gegeben ist angenehm.

Ein hastich man sal up einem essel ryden.
Ein hastiger Mann soll auf einem Esel reiten.

He kumt nicht to late, de quade bôtschap brenkt.
Der kommt nicht zu spät, der böse Botschaft bringt.

He steit by synem gesellen als de hase by dem hunde.
Er steht seinem Gesellen bei wie der Hase dem Hunde.

Ja unde nein scheidt de lude.
Ja und Nein scheidet die Leute.

He entfenkt de dem wêrdigen gift.
Der empfängt, der dem Würdigen gibt.

Hillige dinge en sal men nicht antasten mit unreinen handen.
Heilige Dinge soll man nicht antasten mit unreinen Händen.

Men kan mit neinen môrken grote dinger kopen.
Man kann mit keinem Heller große Dinge kaufen.

Natûr trekt mêr dan seven perde.
Natur zieht mehr als sieben Pferde.

Schade, sorge unde klage wassen alle dage.
Schade, Sorge und Klage wachsen alle Tage.

Wat batet rykdom, als men neine wysheit kopen kan?
Was nützt Reichthum, wenn man keine Weisheit kaufen kann?

Als men de pauwen lovet, so bredet se den stêrt.
Wenn man die Pfauen lobt, so breiten sie den Schwanz aus.

De wyn drinket, de mot ôk wyn betalen.
Wer Wein trinkt, der muss auch Wein bezahlen.

De vru wil hêr syn, de mot lange knecht syn.
Wer früh will Herr sein, der muss lange Knecht sein.

Dat men vorleisen mach, sal men nicht holden vor syn egen.
Was man verlieren kann, soll man nicht halten für sein eigen.

Dattu nummande wult geven, dat saltu ôk van nummande bidden.
Was du niemandem geben willst, das sollst du auch von niemandem bitten.

Mit den minschen sal men hebben vrede, mit den sunden stryt.
Mit den Menschen soll man haben Friede, mit den Sünden Streit.

Men sal des geldes hêr syn, nein knecht.
Man soll des Geldes Herr sein, kein Knecht.

Ryk is he de nicht mêr begert.
Reich ist wer nichts mehr begehrt.

Dattu wult allene wetten, dat segge nummande.
Was du willst allein wissen, das sag niemandem.

He heft einen vyent overwunnen, de synen toren bedwinget.
Der hat einen Feind überwunden, der seinen Zorn bezwingt.

Dat eine quât sleit vake to dem anderen.
Ein Übel kommt oft zum andern.

De ere is nicht dem se schût, mer dem de se doet.
Die Ehre ist nicht für den, welchem sie erwiesen wird, sondern für den, welcher sie erweist.

De dat schone brôt vôr it, de mot dat grove brôt naeten.
Wer das Weißbrot vorher ißt, muss das Grobbrot nachessen.
(Schônbrôt in Hamburg eine Art Weißbrot mit zwei Timpen.)

Swygen hindert selden.
Schweigen schadet selten.

3. Hochdeutsch.

Unser Sprichwörterschatz, dies schöne Erzeugniss und Gemeingut des ganzen deutschen Volkes, galt von je her für eine sprudelnde Quelle der Laune, des Scherzes, des Witzes und Spottes, für eine Fundgrube köstlicher Ergebnisse des Nachdenkens und Nachsinnens, für eine immer flüssige Rente der mannigfaltigsten Erfahrungen in allen Lebensverhältnissen und Beziehungen.

Schon die alten Dichter haben es nicht verschmäht, ihre Lehrsätze durch alte Sprichwörter zu belegen und zu bekräftigen [1]) und ihre Sittenlehre in das volksthümliche Gewand der Sprichwörter zu kleiden, wie Walther von der Vogelweide unter dem Namen Freidank es gethan.

Die große Bedeutung, welche das Sprichwort seit dem Mittelalter bei uns bis auf den heutigen Tag behalten hat, lehrt schon ein Blick auf seine Litteratur seit dem 16. Jahrhundert [2]).

Gewöhnlich gilt Heinrich Bebel für den ersten Sammler deutscher Sprichwörter. Seine Sammlung enthält aber wie auch der Titel besagt [3]) nur deutsche Sprichwörter in lateinischer Uebersetzung und Auslegung.

Der erste Sammler ist Johannes Fabri de Werdea:

„Prouerbia metrica et vulgariter rytmiſata Magiſtri Johannis Fabri de werdea Vtriuſque iuris baccalarii Collegii principis alme vniuerſitatis famoſiſſimi ſtudii Lipczenſis collegiati Necnon eiuſdem inſignis ſtudii ſecretarii Incipiunt [4]).“

24 Blätter in 4°. Am Ende das Druckerzeichen des Leipziger Buchdruckers Martinus Landsberg de Herbipoli, der sich gewöhnlich Baccalaureus Herbipolensis nennt und vom J. 1492—1522 zu Leipzig druckte. Das zweite Blatt beginnt mit ganz

---

1) Vrîdankes bescheidenheit von W. Grimm S. LXXXVIII—CVII Mone, Anzeiger 3, 29—31. Maßmann in den Heidelb. Jahrb. 1827. S. 242—246.

2) Julius Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen (Lpz. Weigel 1852).

3) Proverbia germanica collecta atque in latinum traducta (opuscula. Argent. 1508).

4) Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht in meiner Monatschrift von und für Schlesien 1829. S. 91—94.

denselben Worten wie das Titelblatt; dann folgen die lateinischen Distichen oder Tetrastichen und jedesmal darunter die deutschen Verse, die theils Fabri selbst gemacht theils aus dem Munde des Volks entlehnt hat. Einige dieser deutschen Sprüche und Sprichwörter, aber in jetziger Schreibung, mögen zur Kenntniss der ganzen Sammlung dienen.

Der nicht Hurn und Buben in seim Gschlecht hab,
Der lösch fröhlich diesen Reim ab.
Bisher hat ihn niemands ausgethan,
Darum, lieber Gesell, lass ihn auch stahn!

Alte Freund und alte Schwert
Sind in der Noth ihrs Geldes werth.

Ich hab oft gehort,
Dass ganz übel stat,
Reden schöne Wort
Und thun närrische That.

Ein stolzer Pfaff,
Ein kluger Aff,
Ein unverschämtes Kind
Sein des Teufels Hofgesind.

Wer da will buhlen mit schönen Frauen,
Der kann nicht wol hohe Häuser bauen;
Denn ein itzlicher Buhler muss mild[5]) sein,
Will er geliebt werden von den Fräuelen fein.

Den Topf erkennt man aus seinem Klang,
Und den Thorn und Narren aus seinem Gesang:
Also einen itzlichen Menschen auf Erden
Aus seinen Sitten und Gebehrden.

Wenn Thorn zu Markt kommen,
Des haben die Krämer großen Frommen.

Von dem Verfasser wissen wir nicht viel mehr als was er selbst von sich auf dem Titel sagt. Er verfasste auch andere lateinische Gedichte, s. Panzer Annal. Vol. 1. p. 503.

5) freigebig.

Armuth und Stolzheit
Ist ein Spott und Thorheit.

Wüchs Laub und Gras
Als Gewalt, Neid und Hass,
So äßen die Küh dester baß.

Zehr ich, so verderb ich,
Spar ich, so sterb ich;
Doch ist besser gezehrt und verdorben
Denn gespart und gestorben.

Einem itzlichen liebet[6]) sein Vaterland,
Darin er geborn ist und bekannt:
Zu dem zeucht ihn große Süßigkeit,
Dass er sich auch gibt in Weges Fährlichkeit.

Das schadet der christlichen Kirchen zu allen Stunden,
Dass besser Laien denn Priester werden erfunden.

Der karg Mensch in seinem Muth
Meint, er hab Geld und Gut;
Aber fürwahr, das Geld hat ihn,
Und nicht er das Geld, in meinem Sinn.

Ein gefleckter Hund ist begehren,
Dass alle Hund geflecket wären;
Also wollt, der mit Schanden ist umgeben,
Dass iedermann geschändet würd in seinem Leben.

Wer da nicht wol reden kann,
Der will mehr reden denn ein ander Mann.
Also der nicht wol singen kann,
Facht alle Zeit viel Gesanges an.

Jedermann gefällt sein Sinn wol,
Darum ist die Welt Narren voll.

Der hoffärtig Mensch auf Erden
Will alle Zeit geehrt und gelobt werden;
Denn die Tugend stehn ihm nicht bei,
Darum er rechtes Lobes wird frei.

---

6) ist lieb.

Willt du werden bekannt
In mancherlei Städt und Land,
So mach Gedicht und lern Kunst,
Darum wirst du gelobt mit Gunst.

Das Wort freien als ich finde,
Wird gesprochen mit Widersinne,
Denn der ist nicht frei in seim Leben,
Dem ein Weib wird zu der Eh gegeben.
(Dicta per antifrasim vox vulgi sit tibi freyen.
Liber enim minime est quem gravis uxor habet.)

Der Schluss lautet buchstäblich:
Hec metra cum rytmis finxit werdea magiſter
Quem deus a vicijs omnibus exoneret
Dise sprüche vnnd getieht
Hat iohannes werdea erdicht
Den wöll entpinden
Von allen lastern vnd sünden
Hoſtibus a cunctis deus hunc conſeruet, vt ipſe
Poſt mortem eterna pace fruatur Amen
Got wölle dem tichter vergünnen
Alle seyne feynde zcu vberwinden
Das ym nach diesem leben
Der ewige fride werd gegeben
AMEN

VIII.

LIEDERBUCH

DER

FRAU VON HOLLEBEN.

VON

H. v. F.

Frau Sophia Margareta von Holleben, geb. Normann war eine große Freundin der Poesie. Sie hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts sich ein Liederalbum angelegt, zu welchem auch ihre Freunde, Gönner und Verwandten beisteuerten. Die Aufzeichnungen stammen aus den Jahren 1745—1776, es sind die damals viel gesungenen, allgemein beliebten Lieder, die noch zum Theil dem Anfange des 18. Jahrh. angehören. Außer den deutschen enthält die Sammlung viele französische. Im Ganzen sind es weit über 200, wovon die größere Hälfte deutsche. Obschon die meisten von Edelleuten, einige sogar von Fürsten geschrieben sind, so ist doch die Schreibung eine höchst verwahrloste. Auch die Lieder selbst sind zum Theil dermaßen verdorben, dass es oft schwer hält, einen Sinn hineinzubringen; daran ist nun auch wol Schuld, dass sie aus dem Kopfe und nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet wurden. Dennoch ist die Sammlung ganz werthvoll: wir lernen daraus, welche Lieder damals beliebt waren und gern gesungen wurden. Sie geben zugleich ein treues Bild der Neigungen und Liebhabereien der höheren Stände: die damaligen nobles passions sind Liebe, Jagd und Soldatenthum, bei welchem letzteren denn

auch das Crambambuli - Lied (Ein Günther singt das Lob vom Knaster etc.) mit seinen 40 Strophen nicht fehlt. Einige dieser Lieder haben etwas Volksthümliches, so das Soldatenlied S. 85.

Ich will ein Soldat verbleiben,
Weil mein Herz noch Othem spürt,
Will mich auch nicht anders schreiben,
So lang mein Herz von Blut sich rührt.
Denn auf dieser weiten Erden
Mir nichts Liebers hier kann werden,
Hab' ich doch mein Stücklein Brot
Oder einen honetten Tod.

Einige gehören einer frühern Zeit an, dem poetischen Schäferthume:

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen.

Alle diese Lieder sind bis auf wenige vergessen worden, zwei aber leben, wiewol völlig verändert, noch jetzt im Munde des Volkes:

Ein Herz, das sich mit Sorgen plagt, und
Wahre Freundschaft muss nicht wanken.

Frau von Holleben hat ihrer Sammlung folgenden Titel gegeben:

Sammlung verschiedener Melodischer Lieder, die von den Händen hoher Gönner und Gönnerinnen, auch Freunde und Freundinnen in dieses Buch eingetragen worden und mir als dessen Besitzerin zum Zeugniss Dero resp. Gnade und Freundschaft dienen, die ich lebenslang mit unterthänigstem und gehorsamen Dank verehren werde.

Eine Abschrift ließ Se. Königl. Hoheit der verstorbene Großherzog Carl Friedrich anfertigen (seit einiger Zeit erst auf der Bibliothek zu Weimar). Die Abschrift bei aller ihrer Nettigkeit lässt viel zu wünschen übrig; der Schreiber hat besonders in den mundartlichen Liedern arge Verstöße gemacht.

L i e d.

1. Ein Herz, das sich mit Sorgen plagt,
Verzehrt sich selbst bei Zeiten.
Wer stetig über Unglück klagt,
Wird sich das Grab bereiten.

Es kann ja doch nicht anders sein:
Auf Regen folget Sonnenschein.

2. Die Zeiten sind veränderlich,
Es wechseln Tag' und Stunden.
Oft hat nach Blitz und Donner sich
Die Stille eingefunden.
Die Nacht kann nicht so finster sein,
Der Tag bricht wiederum herein.

3. Obgleich die dunkle Finsterniss
Des Tages Licht verborgen,
So glaub' ich gänzlich noch gewiss,
Dass es sich endet morgen.
Kömmt bei mir auch wol noch der Tag,
Dass ich mich glücklich nennen mag.

4. Liegt gleich mein Schiff vor Anker noch
Und hat conträre Winde,
So ist bei mir die Hoffnung doch,
Dass er sich endlich finde,
Der Hafen so mir ist beschert
Und den mein Herz schon längst begehrt.

5. Ein Schiff, das in der Wasserfluth
Mit Wind und Wellen streitet,
Verlieret nicht sogleich den Muth,
Weil es die Hoffnung leitet,
Es werde bald dem Sturm entgehn
Und in dem sichern Hafen stehn.

6. Wer weiß, wo mir mein Glück noch soll
In voller Blüthe stehen,
Und scheint es heute noch so toll,
Kann's morgen anders gehen,
Dass ich durch einen guten Weg
Erlange den erwünschten Zweck.

7. Das Glücke ist den Rädern gleich:
Was unten ist, kommt oben;
Wer heut' ist arm, wird morgen reich
Und kann sich herzlich loben.
Wie mancher ist im Augenblick
Gelangt zu einem großen Glück.

8. Drum, mein Gemüth, ermuntre dich
Und lass die Sorgen fahren!
Das Glücke geht so wunderlich,
Man zieht's nicht bei den Haaren.

Lass sorgen wer da sorgen will!
Ich hoff' und warte in der Still

Vgl. die neueren Texte bei Erk, Volkslieder 1. Bd. 4. Heft Nr. 30. Lieder-Lexikon Nr. 521. Trowitzsch Neuer Liederkranz 7. Th. Nr. 4.

Menuet.

1. Wahre Freundschaft muss nicht wanken,
Ob man gleich entfernet ist,
Da man doch in den Gedanken
Seine wahre Freunde küsst.
Dieses soll mich niemand hemmen,
Ihre Abschrift heißt Bestand,
Eh lasst mir das Leben nehmen,
Eh zerbrecht das Freundschaftsband.

2. Trennet uns gleich Berg und Hügel,
Lasst es sein, mir liegt nichts dran,
Denn die Liebe hat ja Flügel,
Die kein Mensch nicht binden kann.
Weit entfernet noch am Herzen!
Dieses Sprichwort gilt allzeit,
Denn die wahre Freundschaftskerzen
Löschet nicht Abwesenheit.

3. Dies sind die Versichrungsworte,
Die mein Herz zum Abschied giebt.
Lebe wohl an diesem Orte!
Glaub dass der so dich geliebt
Niemals keinen Wechsel kennet,
Niemals keine Ändrung glaubt,
Und dass auch die Liebe brennet,
Bis der Tod das Leben raubt.

Vgl. die neueren Texte: meine Schles. Volkslieder Nr. 108, Erk Volksl. 1. Bd. 6. Heft Nr. 25, Fink Hausschatz Nr. 903.

Arie.

1. Ich liebte nur Ismenen,
Ismene liebte mich.
Mit unverfälschten Thränen
Getreu verließ ich dich.
Noch fühl' ich gleiche Triebe,
Nur du fliehst mein Gesicht.
Beweg ihr Herz, o Liebe,
Nur straf Ismenen nicht!

2. Wie oft hast du geschworen,
Du liebtest mich allein,

Sonst sollt' dein Witz verloren,
Dein Anblick schrecklich sein.
Aus Liebe zu Narcissen
Vergisst du Schwur und Pflicht.
O rühre sie, Gewissen,
Nur straf Ismenen nicht!

3. Dort unter jener Buchen
Gabst du mir Blum' und Band.
Dort kamst du mich zu suchen,
Hier gabst du mir die Hand.
Dort gabst du mit Erröthen
Den Ring. Der Untreu bricht —
Gedanken, die mich tödten,
Straft nur Ismenen nicht!

4. Du grubst in diese Linde
Mit eignen Händen ein:
Wer untreu wird, der finde
Hier seinen Leichenstein.
Schont, Götter, schont Ismenen,
Die selbst ihr Urtheil spricht!
Mein Grab soll euch versöhnen,
Nur straft Ismenen nicht!

Liebeslied.

1. So küss' ich dich oft in Gedanken
Und bete deine Schönheit an.
Mein Herz verehrt dich ohne Wanken,
Ob ich dich gleich nicht sehen kann.
Mit dir vertreib' ich mir die Zeit
Wol in der stillen Einsamkeit.

2. Was ich nur rede oder denke,
Ist einzig und allein von dir.
Wohin ich meine Sinnen lenke,
Da stell' ich mir dein Bildniss für.
Ja, es geht keine Stunde hin,
Wo ich im Geist nicht bei dir bin.

3. Man wird auf meinem Grabstein lesen,
Dass der in diesem Sande ruht,
Bis an das End getreu gewesen,
Ja dass vor einer Liebesglut
Die Asche glimmt, ja selbst die Treu

Steht bereits aus mündlicher Überlieferung in meinen Schles. Volksliedern Nr. 161, 5 Strophen lang; die letzte, die hier unvollständig und verworren, lautet dort:

Und ob du gleich nicht willst erkennen
Die Treue meiner Redlichkeit,
So soll doch meine Liebe brennen
Bis an das Ende dieser Zeit,
Ja selbst auf meinem Leichenstein
Soll meine Treu zu lesen sein.

Gretchen und der Junker.

1. Höre, Gretchen, nur zwei Worte,
Stille meine Neubegier!
Gehörst du nicht an diesen Orte?
Wohnet nicht dein Vater hier?
Nur dein Blick macht mir bekannt,
Du verstellest deinen Stand,
Schönstes Kind, eil ja nicht fort!
Schönstes Kind, hör nur ein Wort,
hör nur ein Wort!

2. Ga he doch man syne strate!
brůd' he my nich al to vêl!
kâm ik den hernâst to spade,
kryg ik jo den bessenstêl.
sût he den nich wer ik ben?
in dit dorp da hôr ik hen.
ne, dat is man niks, ne, ne!
ik mut vôrt to hûs, adjê!
na hûs, adjê!

und so noch 13 Strophen, immer die eine hochdeutsch, die andere niederdeutsch.

IX.

SECHS UNGEDRUCKTE BRIEFE

VON

M A R T I N   O P I T Z.

VERÖFFENTLICHT

VON

FRIEDRICH W. EBELING.

Nachfolgende Briefe des Vaters der deutschen Kunstpoesie, deren Originale kürzlich im Anhaltinischen Gesammt-Hausarchiv aufgefunden, sind zweifelsohne schon ihres Verfassers wegen jedem Freunde deutscher Litteratur kostbare Reliquien, und sie der Öffentlichkeit länger vorzuenthalten, darf sicher einem Raube gleichen, begangen an Dem, was der deutschen Nation zur Stunde höchsten und alleinigen Stolz ausmacht.

Ihr an und für sich hohes Interesse gewinnt aber noch dadurch, dass sie Opitz in seiner Eigenschaft als Mitglied der „fruchtbringenden Gesellschaft“ an den Fürsten Ludwig von Anhalt schrieb, und gerade sein Verhältniss zu diesem in der Geschichte jenes für unsere Sprache gar wohl bedeutenden Vereins bis jetzt ziemlich ungewiss geblieben, durch die neueste Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft von F. W. Barthold indessen noch problematischer geworden ist. Seit langer Zeit ist mir kein Buch begegnet, das wie dieses mit burschikoser Keckheit völlige Werthlosigkeit verbindet und verbinden musste, wenn man sich dahin, wo die gewichtigsten Materialien von vornherein zu suchen, erst dann begiebt, nachdem das geschlossene Manuscript bereits unter die Presse gewandert.

Zwar hat Herr Barthold durch einen Anhang Manches gut zu machen gesucht; allein auch dieser Anhang zeugt dem, der die Originalactenstücke des ältesten Erzschreins jener Gesellschaft, allerdings nicht mehr im Zusammenhange vorhanden, kennt, von der Leichtfertigkeit, mit welcher das ganze Buch gearbeitet ist. Bald wird sich Gelegenheit bieten, diesen Vorwurf, die stellenweis beispiellose und unverzeihliche Salopperie thatsächlich und umständlich nachzuweisen.

Martin Opitz wurde aber durch Vermittelung des rühmlichst bekannten, an positivem Wissen ihm weit überlegenen Freundes August Buchner, „Professor Poëseos“ zu Wittenberg, wie Dietrichs von dem Werder, Übersetzer von Ariosts rasendem Roland, im Juli 1629 als der „Gekrönte, mit den breiten Blättern des Lorbeerbaums“ in die am 24. August 1617 hauptsächlich zum Zweck der Erhaltung, Ausbildung und Verbreitung der hochdeutschen Sprache und Litteratur gegenüber dem frech um sich greifenden Fremdwesen gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft aufgenommen, und hat seitdem, wie aus Mittheilungen anderer Gesellschafter hervorgeht, in ununterbrochen freundlichem Briefwechsel mit Ludwig von Anhalt gestanden, das will sagen während eines Decenniums. Aus dieser ganzen Zeit jedoch haben sich bloß acht Briefe erhalten. Durch die Wirren und Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs wie durch gewissenlose Verwaltung des Archivs mag Vieles vernichtet, Einiges wol, durch tausend Hände gewandert, endlich noch erhalten, doch da aufbewahrt sein, wo bloß ein selbstsüchtiges antiquarisches Interesse sich an ihm erfreut. Von diesen acht Briefen sind zwei an „Herrn von Schilling“ gerichtet, und bis auf eine Stelle, welche in den Anmerkungen citiert, unerheblich, eigentlich nur Zettel mit wenigen Zeilen. Deshalb hielt ich ihren Abdruck unnütz, obgleich jetzt Mode ist, alle Winkel der Häuser berühmter Dichter zu durchstöbern und jeden Papierschnitzel feierlichst in die Welt zu senden. Keineswegs überflüssig schien mir dagegen, das von Robertus Robertinus verfasste Schreiben, weil es über die letzten Tage des Altvaters deutscher Dichtkunst authentische Nachricht bringt.

Und so möge denn das äußerlich so Gerinfügige und doch wiederum Einzige mit der Liebe aufgenommen und gehegt werden, die es sattsamen Maßes verdient. Diese sechs Briefe sind Perlen, die man nicht jeden Tag aus der Verborgenheit fördert.

1.

Durchlauchter, Hochgeborner, Gnädiger Fürst vndt Herr, Herr,

Ew. Fürstl. Gn. seindt nebenst wundtschung gueter gesundtheidt, ruhigen Zuestandes vndt aller Fürstlichen wolfarth meine Vnterthänige dienste bevor, vndt habe von Deroselbigen annoch gnädiger Zueneigung gegen meiner wenigen person ich auß des von Schilling [1]) schreiben hiebevor mitt frewden vernommen, wündtsche nur daß ich einige wege erdencken könne, wordurch ich mich solcher hohen gnade ferner möge fähig machen. Anietzo vbersende ich meinen psalter: darff keine außführung darvon thun, weil E. F. G. vrtheil so herrlich, daß sie von einem vndt dem andern die entscheidung selbst am besten machen können. Ich hoffe der hiesige buchhändler wirdt nach Hamburg einen antheil der exemplarien richten, domit sie mögen Zertheilet vndt vntergebracht werden. Meine weltliche getichte erwarte ich verfertigt auff Ostern: Deren erster theil mitt E. F. G. hochlöblichen Namen, als vor auch geschehen, außgeZiehret; der andere dem edlen Vielgekörnten [2]) Zuegeschrieben ist. Auch habe ich des Herrn von Sidney Arcadie vbersehen, vndt alle getichte vndt lieder Darinnen nach der gehörigen Reimkunst gesetzet: wirdt erinentlich von Merian schon mitt seinen schönen kupferstücken heraußgegeben sein. Nunmehr bin ich vber dem Lateinischen wercke Dacia Antiqua, hoffe es vor dem Frülinge auß Zue arbeiten, doferrne nicht der leidige krieg sich nach diesen orten einsetzt, wie es wol ein sehr gefehrliches außsehen hatt. Doch der Höchste wirdt alles Zum besten schicken, deßen gnädiger obsicht Ew. Fürstl. Gn. ich Von Hertzen

---

1) Friedrich von Schilling, anhaltischer Geheimrath, 1586—1631, Mitglied der fr. G. unter dem Namen der „Langsame".

2) Dietrich von dem Werder, Hessen-Casselscher Geheimrath, Ober-Hofmarschall, von 1631—35 unter Gustav Adolf Oberst eines Regiments zu Fuß, dann Landschafts-Director in Anhalt, endlich Churbrandenburgscher Geheimrath und Amtshauptmann zu Alten-Gadersleben. Er starb 1657, und stiftete sich ein bleibendes Gedächtniss durch seine Übersetzung des befreiten Jerusalems, anderer poetischer Erzeugnisse hier nicht zu gedenken.

befehle mitt angehen. E. F. Gn. geruhe mir ferner mit Dero wolgewogenheidt gnädig beygethan Zue Verbleiben. Danzig den 27. tag des Wintermonats im 1637. Jhar.

E. Fürstl. Gnaden

Vnterthäniger trewer knecht
M. Opitz.

2.

Durchlauchter, Hochgeborner, gnädiger Fürst Vndt Herr, Herr,

Daß E. Fürstl. Gn. die stralen ihrer gütigkeit auch hirher in diesen Mitternächtischen seehafen strecken, vndt mich dero alten Diener ihres gnädigen handtbriefffleins würdigen wollen, hievor habe ich mich in aller demut Zue bedancken, werde auch mehrmals mitt meinen gehorsamben schreiben anbefohlener wege nach auff Zue warten ingedenck sein. Auch weiß ich nicht genugsamb mitt worten Zue sagen, wie trewlich ich erkenne die gnade, so E. Fürstl. Gn. mir hiebevor, als ich mich in heyrath Zue begeben gesonnen gewesen, erZeigen wollen, vndt daß sie solches auff solchen fall Zue thun noch ferner geneiget ist [3]). Der Höchste wirdt es hoffentlich ehist glückseliger als damals fügen, vndt ich werde vmb solche hohe gnade ferner mich vnterthänig an Zue geben wißen. Der blinde Cupido [4]) ist mitt sehenden augen geschrieben, vndt verdient nicht nur allein von meiner wenigkeit gelesen Zue werden. Des vorkommenden [5]) antwort habe ich allbereit vor 3. wochen von hier fortgefertigt; hoffe sie werde Zue recht anlangen. Ich vermeine diese Feyertage bey ihm ab Zue treten. Meine ver-

3) Wie sich diese Heirath zerschlagen, schreibt er selbst am 18. Oct. 1637 an Friedrich von Schilling also: „Ich schrieb vor 8 tagen von meyner heyrath; sehe aber daß es Gott nicht also schicken wil, angesehen ein Bürgerssohn alhier vermeinet einspruch Zue thun, weil er, seinem vorgeben vndt ihrer nicht großen verleugnung nach, Zuesage vndt ring vorhin ehe ich erlanget. Ohngeachtet ich nun die sache wol Zue erhalten verhoffte, bedencke ich doch, daß bei solcher ehe Gottes segen vndt gueter außgang nicht alzeit Zue seyn pflegt."

4) Von dem „Nährenden", dem Fürsten Ludwig von Anhalt.

5) Ein Herr von Börsin.

besserte Getichte, wann mich anders die Buchhändler nicht vnrecht berichten, solten E. Fürstl. Gn. diesen Ostermarkt Zue kommen. Die Arcadia des Ritters Sidney hatt Merian gewiß verfertigt. Mein Psalter wirdt glückselig sein durch E. F. Gn. vberlesung, vndt ich noch mehr, wann Dieselbte mir dero gnädiges vrtheil Dorvon ertheilen wirdt. Der Druck auff die kleinere art ist in etwas geendert, weil des werkes ....*) mich das erste mal nicht alles hatt vberlegen laßen. Doch wirdt auch darinnen noch in dem stoppel was nach Zue lesen sein; wie dann im 39. Psalm im 5. Satze, der schalcksnarren ferner sey, vndt im 7: Gewiß; der mensch ist eitelkeit Zue setzen ist. Der Höchste wolle E. F. Gn. gesundtheit, langes leben, friede, glückliche regierung Vndt allen Fürstlichen wolstandt verleihen; wie ich dann Ihn von hertzen darumb ersuche, E. Fürstl. Gn. aber, daß sie in der gnädigsten Zueneigung gegen mir also fortsetzen möge, als ich bin, Gnädigster Fürst Vndt Herr, E. Fürstl. Gn.

Danzig, den 2. Aprilstag, 1638.

trew gehorsambster knecht
Der Vnwürdige Gekrönte.

3.

Des Nehrenden gnädige Zwei schreiben sind dem Gekrönten nach seiner Zuerückkunfft von der Königlichen Polnischen hoffstat wol worden, vndt bedanckt sich dieser mitt gehöriger ehrerbietung sowol für das vnverschuldete lob als für die demütige errinnerung des einem vnd dem andern. Die Psalmen belangendt wirdt er nichdt allein Das jenige weßen der Nehrende allorts erwehnt in acht nemen; (wiewol dem hochteutschen beydes ein grimmer vndt ein grimmiger mensch etc. gemein ist, vndt vielcicht so wol ein harter Sonnenschein, als eine harte kälte kan gesagt werden,) sondern es ihm auch für eine sonderbare gnade Zue schätzen wißen, doferrn er das vrtheil von anderen mehr orten vndt dem gantzen wercke nach vndt nach erhalten wirdt. Das so in kleinerer gestalt dem Hocherlauchten Durchdringenden [6]) vndt dem edlen Vielge-

*) Völlig unleserlich.

6) Johann Casimir von Anhalt.

körnten vnlängst Zuekommen, möchte an vielen stellen gebeßert sein; ohn daß im 11. stollen des 44. Psalmens Zue lesen ist:

> Soll Gott es laßen vngespürt,
> Der sieht was man im schilde führt,
> Dem eigentlich bewußt vndt kundt
> Des Herzen bahn vndt tieffster grundt?

Doch sindt auch der Druckfehler, wie Zue geschehen pflegt, nicht wenig vorhanden. Die Arcadie ist auß meiner Durchsehung. Meine getichte aber hatt ein Lübecker buchhandler von den vorigen hinter meinem wißen nachgedruckt: vndt sollen die neweren, wie ich auß Franckfurt am Main vertröstet werde, auff den Michaelsmarkt hervorkommen. Des liedes von dem Leiden vnseres Erlösers wirdt Ihm dem Höchsten Zue danck vndt dem Nehrenden Zue gehorsamben willen der Gekrönte ehist nach vermögen im druck sein; welcher seine Zeit auch beßer nicht Zue besteten weiß, sintemal es ihm an fug vndt befreyung von anderen sorgen anietzo nicht mangelt. Der Vorkommende, mitt dem ich mich Zum offtern sehe, hatt wegen der begehrten wappen Zwar noch nichts erhalten: er verhofft sie aber ehist Zue erlangen vndt ein Zue schicken; befiehlt sich in deßen Zue beharrlicher gnädigster Zuneigung, als ich in demut auch thue, den Allmächtigen beynebenst hertzlich bittend, den Nährenden mitt gesundtheit, langem leben, vndt allem Fürstlichen wolstande reichlich Zue besegnen. Vndt ich verbleibe E. Fürstl. Gn.

Danzig, den 25. des Brachmonats,
im 1638. Jhar.

trewlich gehorsamber knecht
Der Vnwürdig Gekrönte

4.

Des Nehrenden gnädiges handtbriefflein, so den 28. Augstmonats gefertigt, ist Zwar schon allhier ankommen, hatt aber vom Gekrönten, der abwesendt sich befunden, nicht eher als ietzt in vnterthänigkeit können beantwortet werden. Dieser nimpt die errinnerungen des Psalters wegen, mitt gebührender ehrerbietung an; wil auch bey künfftiger heraußgebung eines

vndt anders in acht Zue nemen nicht vnterlaßen: wiewol er, doch ohn maßgeben, vermeinet, es können die in Latein genannten Dactili, wann sie nicht Zue hart lauffen, bißweilen wol standt haben; aber hergegen sich bedüncken leßt, daß die wörter augapfel – ⏑⏑, ohrdrummel – ⏑⏑, vndt dergleichen, welcher sich etzliche hochansehnliche herren Gesellschaffter Zue gebrauchen pflegen, so reine vndt helle Dactili sindt, daß sie genawen ohren baldt Zue mercken sindt.

Das liedt von dem Leiden vnseres Erlösers soll, do er selbst gnade dar Zue leihet, sich ehist einstellen. Indessen habe ich den Weihenacht Gesang: A Solis ortus cardine beygefuget, so guet er mir gerahten, vermeine ihn mitt meinen Lateinischen auffmerckungen gegen den feyertagen drucken Zue laßen. Anietzo ist ein buch Griechischer vndt Lateinischer Epigrammatum allhier vnter der presse, welche ich auß den besten alten vndt newen Scribenten Zuesammen gelesen, vndt, die glückseligkeit vnserer sprache durch gegenhalt desto beßer Zue erweisen, deutsch gegeben habe. Daß der höchste dem Nährenden in diesem seinem alter ein Fürstliches Söhnlein auß gnade beschert hatt, ist dem Gekrönten eine hertzliche frewde, der einig wundschet, daß der herr Vater an dem liebsten kinde eine stete frewde vndt augenlust, die vnterthanen vndt Diener, darunter sich der Gekrönte auch demütig Zehlet, an dem herren Vater lange Zeit schutz vndt trost haben mögen.

Des gnädig Nährenden

Danzig den $\frac{26}{16}$ Wintermonats,
im 1638. Jhar.

gehorsambst trewer knecht
Der Gekrönte.

1. Von Morgen da die Sonn' ansteht,
Biß wo der erden gräntze geht,
Singt Christum an durch süßen thon
Marien der jungfrawen Sohn.

2. Der stiffter dieser newen Zeit
Legt an ein sterblichs knechte-kleidt,
Wird fleisch an vnsers fleisches stat,
Befreyt die er geschaffen hatt.

3. Des himmels gnad' vndt reicher schein
Zeucht in die frome Muter ein:
Ihr leib tregt ein geheimbes pfandt
Das ihrem hertzen vnbekanndt.

4. Es wirdt das hauß der keuschen brust
Ein Gotteshauß, sie Gottes lust;
Nimpt seinen Sohn Zue ihrem an,
Auf Gottes wort, vndt sonder mann.

5. Sie bringet den die reine magdt
Der Gabriel ihr vorgesagt;
Vndt den Johannes frölich spürt
Eh ihn die muter noch gebiert.

6. Er leßt sich legen auff das hew,
Tregt für den krippen keine schew,
Wirdt mitt geringer milch ernährt,
Der allen vögeln kost beschert.

7. Darob frewt sich der himmel Ziehr,
Die Engel singen Gott darfür;
Er wirdt den hirten dargestellt
Der hirt vndt schöpffer aller welt.

8. Dir sey lob ehr vndt danck gesagt
Du kindt der vnbefleckten Magdt,
Der Vater vndt der heil'ge Geist
Auch ewiglich mitt dir gepreist.

5.

Daß auff des Nährenden schon vor etzlichen wochen eingeliefertes gnädiges Schreiben der Gekrönte nicht alsobaldt wie ihm gebühren wollen geantwortet, ist theils seiner abwesenheit, theils dem gehorsamben willen Zue Zue schreiben, daß er Zugleich dem leutseligen begehren wegen anschließung des geistlichen liedes auff diese Fasten Zeit ein genügen Zue thun vorhabens gewesen. Nunmehr er aber vber seinen fürsatz noch daran gehindert worden, auch morgendes tages auff ein par wochen verreisen muß, als hatt ihm obgelegen, dem Nährenden Zum wenigsten mitt vnterthänigem schreiben auff Zue war-

ten, biß er auch das vbrige mit Göttlicher Verleihung geleisten möge. Seine Epigrammata sollen mitt ehister abschiffung der Hamburger auß diesem hafen folgen; sampt einem schönen getieht so ein deutscher Poët von 500. jharen vndt drüber Zue gedechtniß des Cöllnischen Ertzbischoffs Anno auffgesetzt, bey welchem der Nährende viel wörter der alten Francken, Sachsen vndt in gemein gantz Deutschlands erkläret auß solchen schrifften vndt gedechtnissen, die in das gemein nicht bekandt, auch theils niemals noch an das liecht kommen sindt. Vndt wirdt hoffentlich der Nährende es sonderlich mitt gnädigen augen ansehen, alldieweil Ihm die art vndt lebhafftigkeidt welche in der Vorfahren büchern Zue finden, iedesmal gefallen vndt beliebet hatt. Des Geistreichen Buches von Job ist er der Gekrönte auch gewärtig, vndt wirdt solches mitt vmbsichtigkeit vndt ehrerbietung durchlesen; wie er dann hoffet, daß er allgemach beßere rhue allß bißhero durch die Göttliche Verleihung vndt Königliche gnade erlangen wirdt. Dem Nährenden wündtschet er auch vom Höchsten glück das seinem stande gleich sey vndt so langes geruhiges leben, als seine hohe erlauchte tugenden verdienen; wie er dann in des Nährenden beharrliche gnädige Zueneigung sich ingleichen hertzlich befiehlet als

Deßelben

Das buch der fruchtbringenden Gesellschafft hatt der Gekrönte nur biß auff sein eigenes werck vndt ſpruch: daferne es weiter gefertigt ist, bittet er vmb den vbrigen theil; ingleichen auch vmb die eigenen Namen aller gesellschaffter, wann der Nährende solche bey seiner Cantzelley oder sonst ab Zue schreiben gnädig befehlen wil.

Danzig den 10. Mertzenstag
des 1639. Jhars.

trew gehorsambster knecht
Der Vnwürdig Gekrönte.

6.

Des Nährenden leutseliges schreiben vom 4. Maytage ist mir ehegestern, wie auch ohngefehr vor 5. oder 6. wochen das so dem Hiob beygefugt gewesen, Zue handen gebracht worden. Auff voriges hatte ich lengst gehorsambe antwort, wie auch das begehrte guetachten einschicken wollen: wann ich nicht durch eine reise an die Schlesische gräntze, daselbst ich meinen lieben Vatern besucht, verhindert worden. Wolle es also der Nährende in gnaden Vermercken, vndt des wolgemeinten vrtheils auff erwehntes buch, auch ietzt vbersendete nützliche Sprachlehre, (für welche ich, als auch wegen der h. Gesellschaffter Tauschnamen, demütig dancke) ehist gewertig sein. Vndt damitt jch bey öffterer gelegenheit mich des glückes Zue schreiben gebrauchen könne, als ersuche den Nährenden jch vnterthänig, mir iemanden namhafft Zue machen, an den ich solches in Hamburg alle mal vbersenden könne; weil ietziger beschaffenheit nach des weges vber Breßlaw vndt Leipzig sich nicht wol Zue gebrauchen. Vom Sallust des h. Lohaufens[7]) hatt ich ieder Zeit eben dergleichen vrtheil gehabt: hoffe der Nährende werde sein neweres buch, den verfolgten David, so er außm Welschen[8]) deutsch gegeben, ingleichen gesehen haben, darbey er gar feine auffmerckungen gefuget vndt sich in gebung vieler schweren wörter gar wol gebeßert hatt. Die Epigrammata so viel deren noch Zur Zeit gedruckt (wie es dann auch vermutlich darbey verbleiben wirdt) sindt allhier beygefugt, ingleichen der Reim von Ertzbischoff Annen; bey dem der Nährende ihm die Außlegung hoffentlich darumb wirdt gnädiglich gefallen laßen, daß viel wörter der alten muterſprache auß schrifften herfürgesucht worden, so entweder vnbekandt, oder auch noch vngedruckt sindt. In Holland vndt Britannien sindt etzliche gelehrte leute, von denen ich die hoffnung geschöpfft, daß sie noch ältere vndt

7) Der Titel dieses Buches ist: „Von Cattilinarischer Rottirung vnd Jugurthischem Kriege. Bremen 1629.“ Der Vf. oder vielmehr Übersetzer ist Wilhelm von Kalchum, genannt Lohausen, Generalkriegscommissar, in der fr. Ges. unter dem Namen der „Feste“ bekannt.

8) Nach dem italienischen il Davide perseguitato von Virgilio Malvezzi. Die 2. verbesserte Auflage erschien zu Cöthen 1643.

mehr wichtige bücher an das tageliecht bringen werden. In stifften vndt libereyen ist hin vndt wieder viel dergleichen Zue finden, vndt Zweiffele ich nicht, der Nährende köndte bey den h. Gesellschafftern, die sich allerseits in Deutschland befinden, durch sein ansehen vndt begehren hierinnen alles thun, wann es seine höhere sorgen Zuelieſsen. Der Vorkommende giebt einen gueten wirth, ist mitt der erndte geschäfftig; ich wil ihn aber dieser tage auffm lande besuchen, vndt nebenst vermeldung des gnedigen gruſses der wappen halber errinnern.

Im vbrigen sey der Nährende dem Allerhöchsten Zue solchem glück vndt wolfarth, wie es sein hoher standt vndt noch höhere tugenden verdienen hertzlich befohlen. In Danzig den 7. Augstmonats, im 1639. Jhar.

Des Nährenden

gehorsambst trewer Diener
Der Gekrönte.

Dies ist der letzte Brief, den Martin Opitz an Fürst Ludwig von Anhalt geschrieben. Wenige Tage darauf sollte er als Opfer jener Seuche fallen, die damals ganz Deutschland verheerte. Sein hoher Gönner selbst erhielt erst am 31. September authentische Nachricht von dem am 20. August erfolgten Ableben des Dichters, sammt nachstehendem, bisher noch ungedrucktem Schreiben an „Christian Herdesianus von Hardersheimb, Churfürstlichen Brandenburgischen wolbestallten Secretarius", das dieser dem Fürsten übermittelte.

Hochgünstiger herr Herdesian vndt wehrter Freundt, beyliegend hatt der herr Zu empfahen waſs mir annoch Zur Zeit h. Opitzen sel. parentation betreffend Zu handen kommen, Wil der herr ein exemplar deſs jenigen waſs herr Dach auf herrn Weyers neuliche hochzeit geschrieben, darinner Er mit guter art gedacht wirdt, Jr. Fürstl. Gn. Zuschicken, stehet in Deſselben belieben. Opitius sel. gedenckt sonst in seinem letzlich an tag gegebenen Rhythmus de S. Annone einer Fürstlichen person die etwas in seinem Pfalter erinnert, welches Ihr Fürstl. Gn. Fürst Ludwig seyn, dem er mir vber ander matery mündlich gedacht, sonst habe ich von Andreas Hünefeldt deſs buchführers dieses; den 15. Augusti ist Er (herr Opitz sel.) noch vber 2 stun-

den gegen Abend bey meiner haußfrawen in der bude gesеßen etc. den folgenden Dienstag Zu Abend ist Er beym herrn Nigrino Zu gast gewesen, aber wenig genossen, den Mitwoch hat Er an Vnser Königl. Mayt. noch briefe geschrieben, den Donnerstag hatt er sich gelegt, vnd weil selben tag die Hamburger Post reiset hatt ihme D. Olhafius ein schreiben gebracht, welches Er ihme ſolte mit fortsenden, der siehet vnd befindet daß eß Pest ist vnd den folgenden Freytag erfuhren wir erst, (weil wir vngewohnt daß Er in so viel tagen nicht bey vnß wahr,) wie eß mit ihm beschaffen, bald ist meine haußfraw Zu ihm gegangen, findet ihn allein Zu bette liegend vnd von allen menschen verlaßen, hatt geklaget er hätte eß vnß nicht dürfen ansagen laßen, wir haben aber alßbaldt alles was müglich auch nötig gewesen vorsehen, auch denselben tag noch Communiciret, welches herr Nidassius verrichtet, welchem er auch seines Lebens Lauf erzehlet, vnter andern gesagt er sehe vnd mercke wol daß Er diese welt ietzo verlaßen müßte, hoffete aber noch biß künftigen Montag Zuleben, aber den Montag lag er albereit in der Erde. Den folgenden Sonnabendt hatt ihm meine haußfraw noch ein Hechtlein Zurichten laßen, wovon Er lust Zu eßen gehabt, aber Mittag hora 1. ist Er im Herrn entschlafen. Alß wir ihn den Montag Zur Erde bestateten, hatt das gesindlein welches sonst dazu deputirt daß sie die Sterbheußer versiegeln sollen, alle seine Kisten vnd Kasten geöffnet, mit gewalt entzwey geschlagen vnd spoliiret[9]). Es hatt aber ein gut Freundt den Abend dem Oeconomi zu Marienburg Zu wißen getahn, der solches der Obrigkeit hochvermeldet, worauf gedachter Kerl mit seinem Weibe eingesteckt, sein Hauß mit Musquetierern besezt, auch alles waß drinnen versiegelt. Biß hieher Hünefeldt. Herr Agricola gedachte mir sonst nähermalß noch etwas weitern verlaufs seiner Sache halber. hatt mir auch Zugesagt sein curriculum vitae wie solches obbesagter herr Nidassius verfaßet Zu communiciren. Vnser herr Dach

9) Sollte auf diese Weise das Manuscript der Dacia Antiqua verloren gegangen sein?

ist auch willens gewesen ihme mit mehreren Zu parentiren, ich hoffe er werde eß auch tuhn, wo nicht in andere wege iedoch bey seiner antretenden profession in Oracione inaugurali.

Befehle mich Zu meines günstigen Herrn diensten alß deßelben

stets geflißenste
Aufwärter vnd Freundt

Robertus Robertinus JC.
Secret. Reg. Pol.

X.

DIE
DEUTSCHEN SPRACHVERDERBER.

NACHTRAG

ZUM JAHRBUCH I. Bd. S. 296.

VON

LUDWIG ERK.

Die kön. Bibliothek zu Berlin besitzt zwei Klagelieder des deutschen Michels über die Sprachverderberei, wie sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in allen Ständen im Schwange war.

1. Das erste, Fl. Bl. in 8°., 4 Blätter, hat den Titel: „Ein new Klaglied, Teutsche Michel genannt, wider alle Sprachverderber, welche die alte Teutsche Muttersprach, mit allerley frembden Wörtern vermischen, daß solche kaum halber kan erkant werden. Im Thon: Wo kompt es here, daß zeitlich Ehre, u. s. w. (folgt Holzschnitt: ein Wappen, worin der Name Hans Heinrich von Ostein) Zu Augspurg, bey Johann Schultes."

Es ist 51 Strophen lang. Da Str. 6 und alle übrigen nur die damals üblichen fremden Wörter enthalten, so scheint mir nur der Anfang mittheilenswerth.

Ich teutscher Michel versteh schier *nichil*
In meinem Vaterland, es ist ein Schand!
Man thut jetzt reden als wie die Schweden
In meinem Vaterland, pfui dich der Schand!

Fast jeder Schneider will jetzund leider
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Welsch und Französisch, halb Japonesisch,
Wann er ist voll, der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies spricht ***bona dies,***
Wenn er gut Morgen sagt und grüßt die Magd.
Sie wendt den Kragen, thut ihm danksagen,
Spricht ***Deo gratias,*** Herr ***Hippocras!***

Ihr fromme Teutschen, man sollt euch beutschen,
Dass ihr die Muttersprach so wenig acht!
Ihr liebe Herren, das heißt nicht mehren,
Die Sprach verkehren und zerstören.

Ihr thut Alls mischen mit faulen Fischen
Und macht ein Mischgemäsch*), ein wüste Wäsch,
Ein faulen Hafenkäs, ein wunderseltsams Gfräß,
Ein ganzes ABC ich nicht versteh.

2. Das zweite Lied, 4 Blätter in 4⁰., ist mit Musiknoten begleitet. Es hat den Titel:

„Wehe-Klag, Deß alten Teutschen Michels, Vber die Allamodische Sprachverderber, à 3. Voci : Senza Violino. Doi Tenori, ô Soprani, è Basso. Con-Basso Continuo. Componirt, Durch Michael Teutschen-Hold, Musices Cultorem. Tenore Primo. (die übrigen Stimmen fehlen) Gedruckt zu Franckfurt, bey Matth. Kämpffern, In Verlegung Johann Hüttners, Buchhändlers. M. DC. XLVIII.“

Nur die 12 ersten Strophen, welche den „Vortrab des Teutschen Michels“ bilden, mögen hier eine Stelle finden.

Ein gutes Jahr, die alte Sprach
Dem Teutschen ich verehre.
Mein lieber Landsmann nicht verschmach,
Die Muttersprach begehre.

O Teutsches Gschlecht, bedenk dich recht,
Wer deine Eltern gwesen,

*) Gemäsch, Gemeusch, Gemengsel, vgl. Schmeller baier. Wb. 2, 641.

Wie sie geredt als sie gelebt,
Die jetzt im Grab verwesen.

Ihr seid Schabab und liegt im Grab
Mit Sprach und Teutschen Sitten,
Von eurem Gschlecht habt ihr unrecht
Ein solche Schand erlitten.

Die Jungen wollen gscheiter sein,
Ich darf's nicht Löffel nennen:
Das Ei der Mutter redet ein,
Ist gatzger als die Hennen.

Wann's zwei, drei Wort hie oder dort
Französisch gatzen mögen,
Du schwürest beid bei einem Eid,
Sie würden Eier legen.

Ein jeder dicht, die Sprach vernicht,
Viel Fremdes hört man pladern,
Viel Gmisch und Gmäsch, viel seltsams Gwäsch
In allen Gassen schnadern.

Noch Fleisch noch Fisch, noch gsund noch frisch
Ist jetzt die Sprach der Teutschen,
Noch kalt noch warm ist der Zwiedarm,
Man sollt ihn hinaus peitschen.

Gleich wie ein armer Lumpenmann
Alls in den Sack einschiebet:
Also der Teutsch fein stückleinsweis
Die fremden Wörter übet.

Dass Mäuskoth will im Pfeffer sein,
Wem dieser Pfeffer füget,
Der weiß sich drum recht grad und krumm,
Der Krämer ihn betrüget.

Aus Roth und Grün, aus Gelb und Weiß
Bekleiden sich die Lappen,

Aus aller Sprach mit allem Fleiß
Macht ihm einr ein Narrenkappen.

Mit Spieglgefecht und fadenrecht
Fährst fort die Sprachen z'mischen.
Geh heim, Schnauzhahn, du Brillenmann,
Mit deinen faulen Fischen!

Dieses mit Schmerz, mein teutsches Herz,
Thu ich dir sagn und singen.
Wann's das nicht thut, muss aus Unmuth
Mit Füßen darein springen.

XI.

FINDLINGE.

von

H. v. F.

Findlinge nennt der Bienenzüchter diejenigen Schwärme, welche Jemandem abhanden gekommen sind und im Walde von einem Anderen gefunden und als herrenloses Gut eingefangen werden.

Die deutsche Litteratur ist ein großer Wald, in dessen Unterholze und Gestrüppe — den Zeitungen und Zeitschriften — mancher Schwarm verloren geht. Nicht eben den ganzen Schwarm, aber Etwas von ihm, was ein bleibenderes Interesse hat, in litterarischer Beziehung belehrend, berichtigend, ergänzend ist, wieder zu finden und ans Tageslicht zu ziehen, darf in einer Zeit nicht unverdienstlich erscheinen, welche sich bestrebt, über den Entwickelungsgang unserer Litteratur zu größerer Klarheit zu gelangen und es wagt, sich über die überlieferten Einseitigkeiten, welche unsere Litterarhistoriker oft eher vermehren als zu beseitigen suchen, zu erheben.

Nicht allein aber aus selten gewordenen oder sehr umfangreichen Zeitschriften sollen dergleichen Findlinge hier ein Unterkommen finden, sondern auch aus Handschriften und gedruckten Seltenheiten, so wie aus Briefsammlungen öffentlicher Bibliotheken und im Privatbesitze.

Beiträge der Art werden uns sehr willkommen sein.

1. Dietrich von dem Werder
(geb. 1584 † 1657), einer der ersten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, der erste Übersetzer von Tasso's befreitem Jerusalem (1626) und Aristo's rasendem Roland (1632), verlor im J. 1625 seine Frau, Dorothea Catharina, geb. von Waldau. Das gab ihm Anlass zu einem Gedichte: „Selbst eigene Gottselige Thränen Dietrichs von dem Werder, Die Er — Zü Ihrem Lobe von Hertzen nachgesandt hat" (Halle 1625. 4°. 7 Blätter). Obschon der Schmerz fast überall die Poesie bewältigt und sich allerlei Härten erlaubt hat, so finden sich doch folgende Zeilen darin:

Wie that Ihr doch so viel der Müh und Fleiß anlegen,
Dass oft mir unbewusst Ihr mein wol möchtet pflegen?
Wie habt mein Willen Ihr, mein Nutzen, meine Lust
Und mein Begnügung doch zu suchen so gewusst!
Ihr nannt mich Euer Herz, Eur Häupt, und Eure Sonne,
Eur Liebe, Euern Trost, Eur Freude, Kron und Wonne.
Ach, wie betrübt Ihr Euch, wann ich verreisen sollt!
Wie bat ihr, dass ich doch die Reis einstellen wollt!
Wann ich dann Eurer Bitt nit folgen konnt ohn Schaden,
So fiengt Eur Backen Ihr mit Thränen an zu baden,
Mit Seufzen, mit Gebet, mit Küss, mit Weinen heiß
That Ihr dann segnen mich mit Gott auf meine Reis.
Wann ich dann wiederkam, so sprangt Ihr unterwegen
Entzündet im Gesicht für Freuden mir entgegen.
Wo ich mich nur hinwandt, ich las, stund oder gieng
Im Hause, Garten, Feld, und was ich nur anfieng,
Da waret allezeit Ihr bei mir an der Seiten,
Ihr konnt nicht lassen mich an alle Ort zu gleiten.
Wie ofte sagt Ihr mir: ach liebster Engel mein,
Geht doch nicht ohne mich, ach lasst mich bei Euch sein!
Wer weiß, wie lang Ihr mich noch bei Euch habt auf Erden!
Wer weiß, wie lang wir noch beisammen bleiben werden!
Wie ofte bat Ihr Gott, wann unser ehlich Band
Zerrissen werden sollt einst durch des Todes Hand,
Dass er mich dann so lang ja lebend wollt bewahren,
Bis Ihr aus dieser Welt zuerst wärt abgefahren!
(Ach leider, leider mir zu gar früh wahre Wort!
Wort, die ich tausendmal aus Eurem Mund gehort.)

Dann folgt nun freilich wieder:

In Summa, Niemand kann die Treu lan recht erschallen;
Ja mitten im Gesang würd ihm die Stimm entfallen.
Kein Zitter, Orgel, Geig, kein Flöt, kein Instrument
Kann Eure Tugend all herspielen auf ein End.

14*



Kein Bass und kein Discant so tief und hoch kann streichen,
Der Eures Ruhmes Höh und Tiefe könnt erreichen.
Hier würd nichts richten aus Marons Poeterei,
Orphëus fehlte hier in seiner Melodei.

2. Friedrich von Logau.
Er schrieb einem seiner Verwandten ins Stammbuch (jetzt in der kön. Bibl. zu Berlin):

'Deus ducit ut conducit.
Nachdem es Gott schicket,
Nachdem es gelücket.

Ich weiß jetzt, wie mir's geht; wie mir's noch gehen werde,
Weiß der, der mich gewusst, eh Himmel war und Erde.
Nach seinem geht mein Weg und nicht nach meinen Sinnen,
Mir gnüget redlich hier, dort selig leben können.

Spero meliora.
Melius cras forsan habebit.

Herrscht der Teufel heut auf Erden,
Morgen wird Gott Meister werden.

Als ein Zeichen u. s. w. Herrn Ludwig v. Logau
F. v. Logau mppia. 11. Oct. 1639.'

3. Ein Jahr vor diesen Stammbuchversen gab Logau unter dem Namen Salomon von Golau seine ersten Sinngedichte heraus. Lessing hatte ein Exemplar davon in der Magdalenen-Bibliothek zu Breslau gefunden und Ramler'n mitgetheilt. Dies Exemplar ging bei der Zurücksendung verloren, s. Lessings Leben von seinem Bruder 1. Th. S. 242. Das verloren gegangene Exemplar galt lange Zeit für das einzige in der Welt. In neuerer Zeit sind jedoch mir allein 3 Exemplare bekannt geworden, eins in der kön. und Univ.-Bibliothek zu Breslau: „Erstes (und Anderes) Hundert Teutscher Reimen-Sprüche Salomons von Golaw. In verlegung David Müllers Buchhendl: seel: Erben in Breßlaw. M. DC. XXXVIII.“ 57 Blätter in 12°.

4. Logau besuchte vom J. 1614—1625, also bis zu seinem 21. Jahre das Brieger Gymnasium. Weinschenk, Brieger Gym-

nasium S. 33. bemerkt darüber Folgendes: „Er wurde hier den 13. Oct. 1614 eingeschrieben, 1623 zum Judice erwählet und verließ das Gymnasium 1625. Wie wohl und rühmlich er diese Zeit allhier zugebracht, solches erhellet aus dem Wunsche, womit ihn der Rector Laubanus in der Matricul bei seinem Abschiede begleitet hat, woselbst es heißet: die 26. Iunii publice valedixit ill. Gymnasio Fr. a Logau, optimae notae multorum annorum discipulus, cujus studiis merito fausta et salutaria precamur omnes Gymnasii Professores."

5. Elisabeth, Markgräfin von Baden.
Elisabeth, Tochter des Markgrafen Georg Friedrich von Baden - Durlach, geb. 1620, unvermählt gestorben 1692. Über sie und ihre Schwester Anna (geb. 1617. † 1672.) sagt Karl Zell Folgendes, s. Die Fürstentöchter des Hauses Baden (Karlsruhe 1843. 4°.) S. 47—49.

„Von den drei Töchtern des Markgrafen Georg Friedrich aus seiner zweiten Ehe starb die älteste als Kind; die beiden andern, Anna und Elisabeth, waren sehr ausgezeichnete Prinzessinnen und sowol durch ähnliche geistige Vorzüge als Lebensschicksale ein sehr interessantes Schwesternpaar. Der größere Theil ihres Lebens fiel in die Stürme des dreißigjährigen Krieges. Sie verloren in der frühesten Kindheit ihre Mutter; ihr Vater war während derselben Zeit mitten in den Stürmen dieses Krieges, so dass er Jahre lang seine Kinder nicht sah, und später aus seinem Lande vertrieben. Auch diese Töchter wurden durch die Bedrängnisse der Zeit aus der Heimath vertrieben und wohnten viele Jahre zu Basel. Beide blieben unvermählt. Ihre Talente und geistige Beschäftigungen und in späterer Zeit auch die Theilnahme an den jüngern Sprösslingen der fürstlichen Familie trösteten und verschönten ihr Leben in dieser traurigen und unruhvollen Zeit."

„Die älteste Schwester Anna war wohlbewandert in Sprachen, auch des Lateinischen kundig; sie liebte die Lectüre und war besonders Freundin und Kennerin der Poesie. Noch ist ein Heft eigenhändig von der fürstlichen Verfasserin geschriebener Gedichte vorhanden, welche, wie auch der Geschmack und die Formen der deutschen Poesie sich seitdem geändert haben mögen, doch unverkennbar das Talent, den edeln Geist und das gefühlvolle Herz der Prinzessin beweisen."

„Ihre jüngere Schwester Elisabeth hatte erst in ihrem achten Jahre ihren Vater kennen gelernt; so verhängnissvoll war jene Zeit. Sie liebte nicht bloß die Poesie, sondern sie übte sie auch bis in ihr spätestes Alter. Sie gehört auf diesem Gebiete zu der Zahl der fürstlichen Schriftstellerinnen. Sie brachte nämlich eine Auswahl der gehaltvollsten, für das sittliche und religiöse Leben besonders anregenden Denksprüche, welche sie aus der heiligen und profanen Litteratur gesammelt hatte, in deutsche Verse, welche zu Durlach (1685) gedruckt erschien. Sie berücksichtigte dabei, wie sie in dem Vorworte bemerkt, besonders die geistigen Bedürfnisse und die Verhältnisse ihres Geschlechtes. Man muss anerkennen, dass nicht bloß die Auswahl der Sentenzen der Gesinnung und dem Verstande der fürstlichen Dichterin Ehre macht, sondern dass auch die Form der meisten derselben durch gedankenreiche Kürze und kräftige Haltung anzieht. So haben also die Sprüche für uns ein vaterländisches, wie ein litterarisches Interesse, und es war daher in doppelter Beziehung preiswürdig und dankenswerth, als Ihre Kön. Hoheit die Frau Großherzogin Sophie vor einigen Jahren einen neuen Abdruck des seltenen Buches zu befehlen und den Ertrag einem wohlthätigen Zwecke mit fürstlicher Huld zuzuwenden geruhten. Überdies aber hat sich von der Prinzessin Elisabeth noch eine kleine handschriftliche Sammlung von Gedichten erhalten. Diese Gedichte bestehen aus poetischen Umschreibungen von Psalmen, aus einigen Sinngedichten und andern kleinern Gedichten, zum größten Theile aber aus Gelegenheitsgedichten. Unter den letztern ist ein allegorisch-dramatisches Gedicht, nach der damals üblichen Bezeichnung ein Ballet, zur Feier des westphälischen Friedens. Es treten darin auf Mercurius, Mars, Concordia, dann Repräsentanten der bisher unter sich kriegführenden Nationen, von welchen Personen jede nach ihrer Weise über das wichtige und erfreuliche Ereigniss sich ausspricht. Aber auch lustige Heiterkeit fehlt nicht in dem Festspiel: es treten nämlich nacheinander noch auf ein Jurist, ein Liebender, ein Trinker und ein Bauer, von welchen jeder die wohlthätigen Folgen des Friedens anschaulich machen soll. Die übrigen Gelegenheitsgedichte beziehen sich alle auf Veranlassungen aus dem Familienleben, Geburtsfeste, Namenstage und Todesfälle; darunter ein Gedicht auf den Tod der geliebten Schwester, und ein Gedicht auf den

Namenstag des regierenden Markgrafen Friedrich Magnus, dessen Großtante die Prinzessin Elisabeth war, geschrieben in dem zwei und siebzigsten Lebensjahre der Prinzessin. Diese poetischen Erzeugnisse zeigen wie natürlich den Geschmack jener Zeit unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege, welche bekanntlich eine der ungünstigsten Perioden der deutschen Poesie ist. Aber auch durch diese veraltete Form nimmt man die Spuren edler Gesinnungen und eines empfindungsvollen Herzens wahr. Elisabetha überlebte ihre fürstliche Schwester zwanzig Jahre, und war in ihrem höhern Alter bei dem mordbrennerischen Einfalle der Heere Ludwigs XIV. auf's neue genöthigt, an ihren frühern Zufluchtsort nach Basel zurückzukehren (1685). Dort blieb sie bis zu ihrem Tode (1692), geliebt und gepflegt von ihren jüngern fürstlichen Verwandten, namentlich von der vortrefflichen Prinzessin Katharina Barbara, der Tochter ihres Neffen, des Markgrafen Friedrich VI. Sie überlebte ihre Eltern, siebenzehn Geschwister, so viele andere Verwandte, und sah in ihrem Hause eine zahlreiche Jugend bis in die vierte Generation heranblühen."

„Dies war das Leben Elisabetha's von Baden, welches uns mitten in den Drangsalen und Stürmen jener kriegerfüllten Zeit als ein freundliches Bild der Frömmigkeit, Milde und eines durch nützliche und schöne Thätigkeit veredelten und verschönten Daseins so wohlthuend anspricht. Ein französischer Schriftsteller jener Zeit, welchem es vergönnt war, die beiden fürstlichen Schwestern persönlich kennen zu lernen, giebt uns von ihrem Charakter und Leben folgende Schilderung *): „Diese beiden Prinzessinnen sind würdige Erben der Frömmigkeit und der Tugenden Georg Friedrichs. Sie sind sehr unterrichtet und sprechen das Französische wie man es im Louvre spricht, mit vollkommener Richtigkeit und Feinheit, was mich anfangs überraschte, als sie mich ihrer Unterhaltung würdigten. Sie sind gütig, freundlich und wirken mit aller Sorgfalt für die gute Erziehung ihrer jungen Nichten, welche sie auf das zärtlichste lieben. Sie erzeigten mir die Ehre, mich in ihrem Apartement zu empfangen, wo sie mir wunderschöne Arbeiten der jüngern Prinzessinnen zeigten, so wohl erfunden und so schön

*) Chappuzeau, Allemagne Protestante p. 90.

ausgeführt, dass man nichts Schöneres sehen kann. Die beiden Prinzessinnen selbst verbinden mit ihren Kenntnissen und geistigen Talenten zugleich eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten."

Von dem seltenen Buche der Denksprüche der Markgräfin Elisabeth ist noch ein Originaldruck in der Hofbibliothek zu Carlsruhe vorhanden. Es war mir vergönnt, denselben einzusehen. Einige Auszüge *) daraus scheinen mir des Mittheilens wol werth. Das Buch hat den Titel:

„Tausendt Merckwürdige GEdenck - SPrüch Auß Vnterschiedlichen Authoren zusammen gezogen Und In Teutsche Verse übersetzt. Durlach, Druckts Martin Müller, 1685." 4°.

104 SS. und 3 Bl. Vorst. Die Vorrede ist unterzeichnet: E. M. z. B. (Elisabeth, Markgräfin zu Baden).

Die Tugend hat die Art des Palmbaums angenommen:
Je mehr sie wird gedruckt, je höher wird sie kommen.

Wer niemals leiden will, kann auch nicht überwinden,
Weil anders nicht der Sieg als nach dem Kampf zu finden.

Verflucht ist der die Blüth der Jahr dem Teufel schenket,
Des Alters Hefen Gott zu geben erst gedenket.

Bei manchem hat gar oft der Adel des Geblüts
Verändert und verderbt den Adel des Gemüths.

Die Seele lässet sich zu keinem Glauben zwingen;
Der Grund der Wahrheit muss nur dies zuwegen bringen.

Die grausame Gewalt kann nicht gar lang bestehen,
Wie eine trübe Wolk pflegt sie vorbei zu gehen.

So viel dir möglich ist, halt Fried mit allen Leuten,
Hingegen sei beherzt, die Laster zu bestreiten.

Was in der Sterblichkeit wir Menschen Leben nennen,
Ist mehr vor einen Tod als Leben zu erkennen.

---

*) Unabhängig von den Auszügen, die bereits Zell in seinem Buche S. 61 bis 67 gegeben hat.

Wer fromm und redlich lebt, der hat zu allen Zeiten
Mit Teufel, Sünd und Welt zu fechten und zu streiten.

O wie viel Eitelkeit findt sich in denen Sachen,
Darum die Menschen sich viel Müh und Arbeit machen!

Ein König oder Fürst, der Lande soll regieren,
Muss durch sein Beispiel selbst das Volk zur Tugend führen.

Wie in des Menschen Leib, also im Haus und Staat,
Die Krankheit von dem Haupt die meiste Ursach hat.

Das beste Gut der Welt wird einem nicht viel nützen,
Wenn er dasselbe sollt ohn einen Freund besitzen.

Die Ding, so irdisch sein, darnach wir uns so sehnen,
Die müssen ihre Kraft von ewigen entlehnen.

Der wenig Gut besitzt, wird man zwar arm erkennen,
Der immer mehr begehrt, ist ärmer doch zu nennen.

Um keines Menschen Gunst sollt du dich unterstehen,
Ein frevelböse That muthwillig zu begehen.

Betrachte stetigs wohl drei Ding die schon vergangen:
Dass du dein Leben lang viel Böses angefangen,
Viel Gutes oft versäumt durch Müssiggang bewegt,
Auch viel verliehne Zeit gar übel angelegt.

Die rechte Weisheit ist, die hohen Glaubenssachen
Verwundernd anzusehn und nicht viel Grübelns machen.

Wir pflegen zwar ungleich in diese Welt zu kommen,
Wir werden aber gleich vom Tod hinweg genommen.

Das Glück ist ungewiss und kann sich leicht verwenden:
Drum lass dich weder Ehr noch Reichthum nicht verblenden.

Wenn du ohn Eigenlieb dich selbsten wirst betrachten,
So lobst du dich nicht selbst, wirst andre nicht verachten.

Gleich wie der Schatten pflegt dem Leib stets nachzugehen,
So folgt der Tod uns auch, wir gehen oder stehen.

Von uns selbst ist nichts Guts in unserm Thun zu spüren:
Was Gott gefallen kann, muss von ihm selbst herrühren.

Wie nach dem Regen oft die Sonne pflegt zu scheinen,
So sammlet man mit Freud, was man gesät mit Weinen.

Es ist in dieser Welt kein völligs Gut zu hoffen:
Kein Mensch hat je gelebt, den Unglück nicht betroffen.

Das Sicherst ist sich GOTT zu Diensten nur ergeben,
Weil Alles sonst Betrug in unserm ganzen Leben.

Unglücklich ist der Fürst und würdig zu beklagen,
Dem einmal keiner darf die Wahrheit kühnlich sagen.

Die rechte Tapferkeit lässt sich darinnen sehen,
Wenn sie den Lasteren wird allzeit widerstehen. *)

Was dir das Glück beschehrt, das schätze als geliehen,
Dieweil es sein Geschenk kann wieder bald entziehen.

Was die Natur ertheilt, das kann nicht lang bestehen,
Weil endlich die Natur muss selbsten untergehen.

Was in der Welt der Mensch durch Tugendruhm erwirbet,
Dasselbe hat Bestand, weil Tugend nimmer stirbet.

Lern leiden, wenn du willt auch endlich überwinden;
Lern sterben, wenn du willt das rechte Leben finden.

Wer unter Dornen wohnt, der muss gestiefelt gehen;
Wer unter Falschen ist, der hat sich vorzusehen.

Viel eher soll der Mensch gar ohn Geschäfte leben,
Als dass er willig sich wollt bösem Thun ergeben.

Das Leben dieser Welt ist mit dem Tod umgeben,
Und der in Christo stirbt, findt erst das rechte Leben.

Die größt Unwissenheit ist billig die zu nennen,
Wenn sich der Mensch nicht mehr will als ein Mensch erkennen.

---

*) Oder wie später: Die wahre Tapferkeit lässt sich darinnen sehen,
Dass sie den Lastern wird allzeit entgegen stehen.

6. Herder.

„Sonntagsthee bei Herder. — Nichts in der Welt war amüsánter als ein Sonntagsthee bei Herder hinter St. Peter und Pauls Kirchhof in der Superintendentur. So gemischt, zahlreich und bunt war hier oft die Gesellschaft, die man beisammen traf, dass man zuweilen nicht wusste, wo man mit dem Gespräch anfangen, und wo man aufhören sollte, ohne bei Jemand anzustoßen. Der ehrwürdige Senior des deutschen Parnasses Wieland aus Osmanstädt, der vortreffliche Mounier aus Belvedere, und ein paarmal zum Besuch kommend sogar Schlegel aus Jena, der damals an dem Shakespeare übersetzte, und Tieck, der bei ihm im Hause wohnte, und seine Genoveva und sein poetisches Journal ausarbeitete, außerdem der Oberconsistorialrath Böttiger aus Weimar, Dr. Merkel, Prof. Meyer, Falk, Jean Paul: kurz man kann sagen, dass Himmel und Hölle, Freimüthiger und Elegante, Elysium und Tartarus, mit einem Worte, alle Parteien des Parnasses, alle Elemente, die seitdem am Horizont der deutschen schönen Litteratur die Kreuz und Queer geblitzt und gedonnert haben, hier noch friedlich sich um eine Theemaschine versammelt hatten. Der Thee kochte — und bei Vielen kochte es auch:

Denn wes das Gefäß ist gefüllt,
Davon es sprudelt und überschwillt.

Dass es nicht völlig überkochte, dafür sorgte Herders Universalität, die Allen gerecht war, Jedem wenigstens zu einer oder der andern angenehmen Sensation sich anpaßte.

Er glich, so zu sagen, als Wirth dieses Thees dem universellen Geber des Weltalls, der bei dem allgemeinen Gastmal der Dinge, im Ideenbild des Menschen, auch die verschiedensten feindlichsten Creaturen um einen Tisch versammelt und Paar für Paar an Couverten neben einander sitzend, zum Speisen, Essen und Trinken nöthigt; wo es denn freilich nicht darohne abgeht, dass die diversen Masken einander nicht auch diverse Gesichter schneiden sollten; aber es unterbleiben doch wenigstens die groben Excesse.

Dadurch ist nun zwar die Verlegenheit der Unterhaltung in diesen Abendthees einigermaßen verringert, aber keineswegs aufgehoben worden. Wovon sollte man auch sprechen? Etwa von den Fehlgriffen und Mängeln der ersten französi-

schen Nationalversammlung? Behüte! Das hätte unser Mounier aus Belvedere mit Recht übel genommen: oder von den Schönheiten der göttlichen Genoveva? Da hätte der in solchen ästhetischen Punkten unerbittliche Doctor Merkel, der als Kritiker die Hirschkuh für seinen Tod nicht ausstehen konnte, gewiss bedenklich den Kopf geschüttelt: oder von dem Athenäum? Das wäre unhöflich gegen den humanen Wirth und zugleich gegen den ehrwürdigen Wieland gewesen: oder vom Prinzen Zerbino? Nein, da hätte Falk; oder vom gestiefelten Kater: da hätte Böttiger protestiert. Man konnte in diesen Abendgesellschaften über Alles sprechen ohne anzustoßen, nur nicht über Politik, oder über Poesie oder über Philosophie oder über die neue Ästhetik. Dies erinnert an die berühmte Vergünstigung einer deutschen Regierung, die von derselben einem geschickten Ingenieur ertheilt wurde. Man erlaubte ihm nämlich Landkarten, im . . . schen Territorio aufzunehmen, bloß mit der kleinen Bedingung: dass alle Berge, alle Wälder, alle Flüsse, alle Städte und alle Dörfer daraus wegbleiben sollten. So sehr durchkreuzten sich damals die Meinungen am deutschen Parnass, dass wenn ich Montagsabend in meinem Logis auf dem Markt am Fenster stand und das wöchentliche Leipziger Paket gegenüber in der Buchhandlung ankommen sah, ich auch immer ganz sicher darauf rechnen konnte, dass ein kleines Cadeau für mich oder einen andern Herrn aus der Abendgesellschaft mit dabei war.“

Falk's Elysium und der Tartarus 1806. S. 266. 267. „Von einem Freunde des Verewigten“ d. i. von Falk selbst, wie schon aus dem Schlusse hervorgeht: Falk wohnte beim Kaufmann Horny am Markte, der W. Hoffmannschen Buchhandlung schräg gegenüber.

7. Bürger.

Seit dem J. 1779 bis zum J. 1794 gab Bürger den Göttingischen Musenalmanach heraus. Obschon zu gleicher Zeit mehrere Musenalmanache erschienen: der Vossische, der Ch. H. Schmidsche, der Leipziger und Wiener, so war doch der Göttinger als der ältere immer noch der beliebtere; jüngere Dichter wendeten sich lieber an ihn als anderswohin, besonders seitdem ein so gefeierter Name wie Bürger das Unternehmen in die Hand genommen hatte. Bürger erfuhr bald, welch eine große

Last er sich aufgebürdet: es wurden ihm die wunderlichsten Zumuthungen gemacht und er entschloss sich endlich zu einer Erklärung, die im Musenalmanach J. 1782 S. 184—192 als „Nothgedrungene Nachrede“ steht. Sie lautet also:

„Neben den Beiträgen zu dieser poetischen Blumenlese*) werde ich mit vielen zum Theil sehr gutherzigen, freundlichen und schmeichelhaften Briefen beehret, die ich, so leid mir das auch thut, unmöglich beantworten kann. Es sei mir erlaubt, dies öffentlich zu sagen und bei dieser Gelegenheit auf eins und das andre zu antworten, damit mir mein Stillschweigen nicht ferner, wie schon geschehen ist, von Diesem und Jenem übel ausgelegt werde, welcher vielleicht gewähnt hat, er sei der Einzige, den ich also zu vernachlässigen scheine. Mein Herz, so weit ich es kenne, weder von Grobheit, Trotz, Hochmuth und Dünkel angesteckt, noch guter Empfindungen für gute Menschen beraubt, vernachlässiget im Grunde Niemand; und fühlt sich immer wohlwollend und dankbar gegen Alle, die mir und dieser Sammlung wohlwollen, wenn gleich ich und diese Sammlung dadurch nichts gewinnen sollten.“

„Es sendet nicht leicht ein junger Dichter Beiträge ein, der nicht zugleich um Kritiken und Belehrungen, besonders aber auf den Fall der Verwerfung um *rationes dubitandi et decidendi* bittet. Wenn ich diese Bitten erfüllen wollte, so müsste ich schlechterdings kein andres Geschäft auf Erden haben, als *Responsa poetica* zu ertheilen. Ein allgemeines Urtheil würde dem Anfänger wenig helfen, hergegen ins Detail zu gehen und über ein Lied von wenigen Strophen vielleicht einen ganzen Bogen voll zu kunstrichtern, wie öfters, wenn es von Nutzen sein sollte, geschehen müsste, wann fände sich dazu die Zeit? Überhaupt muss ich frei bekennen, dass ich wegen eines mir natürlichen und täglich sich mehrenden Misstrauens in meine Fähigkeiten und Einsichten, zum Recensieren ganz ungeschickt bin. Ich kann mich daher auch rühmen, in meinem ganzen Leben noch keine Zeile recensiert zu haben, mithin von allen öffentlichen kritischen Sünden so rein als ein neugebornes Kind zu sein. Und wenn man sich einmal so lange vor Sünden gehütet hat, so hütet man sich auch ferner.“

---

*) So hieß der Musenalmanach für jene Länder, wo der Kalenderstempel galt und der sonst beigefügte Kalender wegfallen musste.

„Manche Contribuenten erlassen mir ein schriftliches Urtheil und wollen sich allein die Aufnahme oder Auslassung ihrer Gedichte zum Zeichen meiner Billigung oder Verdammung dienen lassen. Allein diese können in beiden Fällen sich betriegen. Ich billige eben so wenig alles was eingerückt wird, als ich dasjenige schlechterdings missbillige was zurückbleibt. Überdem folgt ja keinesweges, dass dasjenige, was meiner Wenigkeit nicht gefällt, auch andern Leuten nicht gefalle oder gar ausgemacht schlecht sei, so wie im Gegentheil mein Wohlgefallen an einem Gedicht eine sehr unsichere Bürgschaft für dessen Güte und Unsterblichkeit sein kann. Manches Gedicht athmet meiner Meinung nach wahren poetischen Geist, allein die darein verwebten allzusehr auffallenden Flecken der Sprache, des Ausdrucks und der Versification, die ich wegzuwischen gerade nicht Zeit noch Lust habe, verhindern seine Aufnahme. Dagegen läuft manches höchst mittelmäßige Alltagsding, insofern nur Sprache und Versification einigermaßen richtig sind, ganz frei mit durch; nicht zu gedenken, dass noch so manche und manche andere Ursache als Werth zur Aufnahme eines Stücks nöthigen kann. Ich kann bei dieser Gelegenheit meinen lebhaften Verdruss darüber nicht bergen, dass viele, und darunter manche die es vielleicht wozu bringen könnten, so unbeschreiblich liederlich in Ansehung der Sprache und Versification verfahren. Mein Gott! sperren denn die Herren gar die Augen nicht auf, um wahrzunehmen, wie unsre rechtlichen Schriftsteller, sowol in Prosa als Versen schreiben? Bemerken sie denn gar keinen Unterschied? Ist denn *cacatum* und *pictum* in ihren Augen immer und ewig einerlei? — Ist denn: Reime dich, oder ich fresse dich! im ganzen Ernst eine Kunstregel? — Dass Jemand, der gleichwol Verse für einen Musenalmanach liefert, ein mittelmäßiger oder schlechter Poet ist, das ist allenfalls noch begreiflich und verzeihlich; allein Grammatik und Prosodie nicht einmal zu verstehen und dennoch sich gedruckt sehen zu wollen, das ist so unbegreiflich als unverzeihlich, weil sich so was doch hätte lernen lassen müssen, wenn man nur fein fleißig in die Schule gegangen wäre. Selbst ehrliche Philister, ob sie gleich nur durch die Schule gelaufen sind, würden die Hände über dem Kopfe zusammen schlagen, wenn ich von diesem Greuel, den sich gewiss Niemand arg genug vorstellt, Proben vorlegen

wollte. Die Lippen möchte man sich vor Unmuth wund beißen, wenn die den sogenannten schönen Geistern leider! so oft mit Recht vorgeworfene Ignoranz in andern Wissenschaften, sich selbst bis auf das Abc derjenigen Wissenschaft erstreckt, wozu sie sich doch selbst bekennen. Kein Wunder wäre es, wenn auf die Art die wahre Dichterei, so edel und vortrefflich sie an und für sich selber ist, vor Priester und Laien verächtlich würde."

„Manche Contribuenten sind auf den freilich von ihnen nicht befürchteten, dennoch leider! möglichen Fall, dass ihre Beiträge nicht aufgenommen werden sollten, fast allzu ängstlich um schleunige und sichere Zurücksendung bekümmert, pflegen auch wol gar peremtorische Termine desfalls anzusetzen. Liebe Herren, warum denn gleich zurücksenden? Beim ersten Durchlesen lässt es sich oft nicht gleich bestimmen, was gewählt werden soll oder nicht. Man beherzigt ja wol von Zeit zu Zeit ein Ding mehr als einmal, und wozu man sich in diesem Jahre noch nicht entschließen konnte, dazu entschließt man sich vielleicht noch im künftigen. Wozu überall die Beschwerde des Zurücksendens? Etwa weil der Verfasser nur dies eine Exemplar verfertigt hätte? Lieber Gott! Wo wäre wol der Einfaltspinsel, welcher glaubte, dass ein Poet, und vollends ein schlechter Poet, so wenig um die Erhaltung seiner Verse besorgt sein könne? Nein! disseits der Presse gehet auf die Art nicht leicht ein noch so zerbrechliches Werk unter; aber jenseits derselben, wo der Herr Verfasser aller Gefahr entronnen zu sein glaubt, da sind erst die tausend und abermal tausend gefährlichen Klippen und Strudel, die ein Exemplar nach dem andern bis auf das letzte verschlingen. Verlangte aber Jemand seine Beiträge um deswillen zurück, damit sie nicht im Schofelarchiv herumtreiben möchten, der könnte ja lieber wie mancher andre, den ich darum noch einmal so lieb und werth habe, Befehl zum Verbrennen geben, welcher allemal um so lieber befolgt werden soll, als man der Kosten eines eigenen zu Aufbewahrung des Schofels sonst nöthigen Hauses und der Bestellung eines eigenen Schofel-Registrators vor der Hand gern noch erübrigt sein möchte. Denn des Zeugs wird nach und nach so viel, dass es in Einem Stückfasse nicht mehr Raum hat."

„Übrigens kann ich nicht bergen, dass es unangenehm sei, wenn man eingesandte Beiträge, die etwa für dies Jahr wegen Mangel des Raums nicht haben abgedruckt werden können, kurz darnach in andern Vers- und Prosasammlungen erscheinen siehet. Zwar kann sich diese Blumenlese des Verlustes halber wol trösten; indessen laufe doch ich, der ich kaum die zehnte solcher Sammlungen zu Gesicht bekomme und lese, darüber Gefahr, bereits gedruckte Sachen hier noch einmal abdrucken zu lassen, da es doch vielleicht noch zweifelhaft schien, ob sie nur einmal verdienten gedruckt zu werden.“

„Schließlich wünschte ich von Herzen, dass es manchem gefallen möchte, die so oft in Prosa und Versen herumgehudelte Liebe auf eine Zeit lang wieder zu Athem kommen zu lassen, und dagegen zur Veränderung sich an andern Gegenständen zu versuchen, damit man doch sähe, wie die Herren zurecht kämen, wenn dieser *gradus ad Parnassum* sie nicht mehr mit seiner reichen Phraseologie versähe. Um das Liebeslied ist es in der That eine delicate Sache. Ich würde es lieber zu den Arbeiten des Meisters als des Lehrlings rechnen. Denn man muss einen Inhalt für Geist und Herz hineinzulegen wissen, welcher es auch denen schmackhaft macht die selbst nicht verliebt sind. Keineswegs ist es damit gethan, dass man bloß über das Thema: ich liebe dich! allerlei süße Phrasen zusammenstoppelt, woran es bei einem so oft besungenen Gegenstande auch dem armseligsten Stümper nicht fehlen kann. —

Nichts vor ungut, meine Herren! —

sagt Meister Wunderlich in der Comödie.

Geschrieben im August 1781. Bürger.“

Was würde wol Bürger heutiges Tages sagen müssen, wenn er einen Musenalmanach herauszugeben hätte?

8. Schiller.

„Schillers Urtheil über Tiecks Minnelieder. Schiller hatte mitunter sehr sarkastische Einfälle. So wurde einst, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe der Minnelieder von Tieck, über das sämmtliche Mobiliar derselben, ein witziges Inventarium aufgenommen. Als Resultat ergab sich: dass weder Tisch noch Stuhl, noch Bett, noch irgend sonst ein löbliches Geräthe, was man nicht gern im Leben entbehren mag, in ihnen anzutreffen sei. An einen ordentlichen und echt poetischen Haus-

halt war demnach unter diesen Umständen gar nicht zu denken. Wenn die Sperlinge auf dem Dach, sagte Schiller, je auf den Einfall kommen sollten zu schreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so lässt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr eben so beschaffen sein. Welch eine Armuth von Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald, und ein Liebchen, ganz Recht! das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben! Und die Blumen, die duften, und die Früchte die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling der kommt, und der Winter der geht, und nichts was dableibt — als die Langeweile.“ Joh. Falk's Elysium und der Tartarus (Weimar) 1806. S. 3. Bisher kannte man diese Äußerungen Schiller's meist nur aus Jördens, Lexikon 3. Bd. S. 610, wo sie ohne Angabe der Quelle mitgetheilt werden. Schon damals (1806) fand man dieselben doch zu arg und W. K. (wol Wilhelm Körte) entgegnete darauf in derselben Zeitschrift S. 96: „Schillers Urtheil über Tiecks Minnelieder ist doch wahrhaftig unendlich armselig. Himmel, welch ein trivialer Spaß mit dem Mobiliar der Minnelieder, mit dem Sperlinge! Beleuchten Sie dies Alles nur eine Minute, mit künstlerischer Fackel, und sagen Sie, was man von solcher Kritik, von solchem Kunsturtheil sagen soll? — — Schiller, das will ich schwören, hat an diesem Urtheil, so wie es dasteht, heilig und gewiss keinen Antheil.“ — Zu diesem letzten Satze macht Falk die einfache Bemerkung: „Doch! es ist wörtlich aus seinem Munde.“

9. Ein Brief Schillers an die österreichische Gräfin Purgstall, der in Schloss Hainfeld aufbewahrt wird, ward von der Ostdeutschen Post veröffentlicht. Er lautet:

„Die gute Aufnahme meiner Gedichte, gnädige Gräfin! hat mich lebhaft erfreut, so sehr die Umstände, unter welchen sie von Ihnen gelesen wurden, mich betrübten. Den Verlust der theuern Person, den Sie damals befürchteten, fühle ich mit Ihnen; gewiss muss es eine würdige, treffliche Mutter sein, die ein so rührendes, schönes Zeugniss des Herzens von Ihnen verdienen konnte. Aber ich hoffe, der Himmel hat sie Ihnen

wieder geschenkt und ich darf Ihnen zu dieser Freude Glück wünschen.

Sie wünschen in Ihrem Briefe, dass ich auf dem poetischen Pfade, den ich betreten, fortfahren möchte. Warum sollte ich nicht, wenn Sie es der Mühe werth halten, mich dazu aufzumuntern? Ich gebe auch bloß dem freiwilligen Zuge meines Herzens nach, indem ich Ihren Rath befolge. Von jeher war Poesie die höchste Angelegenheit meiner Seele, und ich trennte mich eine Zeitlang bloß von ihr, um reicher und würdiger zu ihr zurückzukehren. In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes, und desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziele zu führen den Muth hat.

Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen Dreien das Ideal vorzeichnet, welchem sie anzunähern ihre höchste Vollkommenheit ist.

Möchte Ihnen die Elegie, die in dem zehnten Hefte der „Horen" abgedruckt ist, die Gefühle zu überliefern im Stande sein, die mich erfüllten, als ich sie niederschrieb. Ich fühlte mich glücklich in ihrer Verfertigung, aber der Buchstabe kann das Herz nie erreichen.

In wenigen Wochen habe ich die Freude, Ihnen meinen Musenalmanach zu übersenden, der die Früchte einiger fröhlichen Stunden enthält. Wie wünschte ich, dass er auch Ihnen einige gewähren möchte. Lassen Sie, vortreffliche Gräfin! mein Andenken unter Ihnen leben. Das Ihrige begleitet mich, wie ein schöner Genius, und erheitert mein Leben.

Jena, den 4. November 1795. Schiller."

Die O. D. P. bemerkt dazu: „Die Dame, an welche der Dichter einen so verehrungsvollen Brief schrieb, lebte mit den edelsten Geistern ihrer Zeit in persönlichem, später brieflichem Verkehre. Sie war es unter Anderm, die den Genius Walter Scott erkannte und seine erste poetische Arbeit: die Uebersetzung von Bürgers „Lenore" zur Ueberraschung des damals erst siebzehnjährigen Dichters drucken ließ. Namen und Schloss vererbte sie, die Letzte des Stammes, in Bewunderung und Freundschaft dem berühmten Orientalisten Joseph von Hammer, seit ihrem Tode Hammer-Purgstall."

10. Kotzebue.

„August von Kotzebue. Portrait. A. v. K., geb. zu Weimar

im J. 1761. Als Dichter mehr ein Dichter der Schönen — als des Schönen; mehr ein Dichter aller Nationen, als irgend einer Nation. Kein Mann von großem Genie, aber ein Mann von großem Talent. Weniger hervorstechend durch die Originalität seiner Ideen, als durch Witz, Reichthum und seltene Productionskraft. Nicht ungeübt im Colorit; kein Neuling in Farben; ein Meister in der Situation; unübertroffen im Dialog, aber ohne Richtigkeit und Verdienst in der Zeichnung; ohne echt idealen Aufflug in Charakteren; ohne Natur und Kraft in ihrer Haltung; ohne Naivität in der Darstellung. — In der Philosophie ein Dilettant; in der Kunst ein Räsonneur; in der Kritik unter aller Kritik."

Falk's Elysium und der Tartarus 1806. S. 60. mit einer Abbildung: ein Eselskopf der einem Menschenkopfe als Mütze dient; der Menschenkopf hat eine Feder hinter dem Ohre und zwei Pinsel am Hals und Kinn, welche, wenn man das Ganze umdreht, zu Eselsohren werden.

Zehn Jahre später war man kürzer und gröber: Kotze, deutscher, Boue, französischer, Kotzebue litterarischer Dreck!

11. Franz von Sonnenberg.

„Sonnenbergs Tod. Voll das Herz von heiliger Dichterglut, wie Klopstock, von Gott und Vaterland, stürzte sich dieser junge, feurige Jüngling, nach den ewig beweinenswerthen Vorfällen bei Ulm in einem Anfall schwermüthigen Tiefsinnes, der bis zu einer völligen Geisteszerrüttung bei ihm gestiegen war, zu Jena aus dem Fenster. In jeder andern Zeit — wer zweifelte daran — der Sonnenbergs Auferstehungstag Deutschlands gelesen hat? — hätte sich dieser neue, muthathmende Tyrtäus kühn und unerschrocken in die Schwerter der Feinde gestürzt, die er jetzt mit stolzem Gesange schlug: — aber als Sonnenberg geboren wurde, hatten wir Deutsche kein Vaterland mehr. Und doch

Glüht mein Herz dir, o Vaterland!
Dich läugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst und bist, und wirst sein,
Vaterland Hermanns!

So sang Sonnenberg. Sein Lied ist verklungen: sein Lied ist unter uns.

Das Vöglein oder Sonnenbergs Schwanengesang.

Es fliegt ein Vöglein über Tyrol;
Man sieht es nicht, doch hört man's wol,
Es singt, das gefällt mir nicht allzuwol:
Tempi passati!
Es fliegt ein Vöglein über die Schweiz,
Das singt mit allverlockendem Reiz:
Lieben Eidgenossen allerseits!
Tempi passati!
Die Jäger in Schweiz und in Tyrol,
Sie trafen das Vöglein nicht allzuwol.
Sagt, 'n braven Jäger, wo find' ich ihn wol?
Tempi passati!
Da ging ich zu Bernhard in Sachsenland:
Herr Bernhard, ist dir kein Jäger bekannt?
Ich frug ihn — doch hat er mir keinen genannt.
Tempi passati!
Und soll mein Suchen verloren denn sein,
So nimm mich in deine Gruft mit ein,
So mag ich auch länger am Leben nicht sein!
Tempi passati!"

Falk's Elysium und der Tartarus 1806. S. 129. —

Nach Falk's Mittheilung könnte man fast glauben, dass Sonnenberg unmittelbar nach der Kunde von den traurigen Vorfällen bei Ulm sich das Leben genommen habe. Allerdings hatte der Fall Ulm's großen Eindruck auf ihn gemacht. Gruber, der innige Freund des Dichters, in seinem Buche: „Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter" (Halle 1807) deutet auch darauf hin. S. 180 sagt er:

„Deutschland trat in Kampf gegen Frankreich auf. Da entglühte alle seine Sturmliebe zum Vaterland heftiger, er schwelgte in dem Gedanken, der letzte Deutsche zu sein. Ulm nun! — Deutschland gab er nun verloren! Er bat mich, ihm keine Zeitung mehr zu zeigen, ihm nichts daraus zu erzählen." — Der Fall Ulm's war aber den 17. October und erst den 22. November 1805 starb Sonnenberg. Was seinem Tode kurz vorherging, berichtet Gruber S. 181. also: „Eines Morgens ganz früh trat er in mein Zimmer und zog mich vom Schreibtisch in die Höhe, mir hinauswinkend. Welch ein Anblick! Sein Auge starr, sein ganzes Gesicht entstellt!" Freund — sagte

er —, ich kann nicht mich, nur Sie und die Ihrigen retten. Nur Ein Glaube macht selig!“ — Lieber, guter Sonnenberg, antwortete ich, Sie wissen, ich bin Protestant! Unwillig entfernte er sich. Ich folgte ihm; bald stieg sein Fieber zur höchsten Wuth; alle Schrecken seiner Kindheit, alles Furchtbare seiner Religion standen grässlich um das Lager des Leidenden her, und herzzerreißend war sein Zustand, der den ganzen Tag über dauerte. In der Natur war ein Aufruhr wie in seinem Innern, es war ein schrecklicher Tag, dem eine noch schrecklichere Nacht folgte. Ihm brachte sie Ruhe! In der neunten Stunde zu Abend den 22. November 1805 endigte er sein Leben.“

12. Karl Immermann.
(Brief von Immermann, wahrscheinlich vom J. 1828. Aus einer Autographensammlung im Rheingau.)

„A Monsieur Roumer pour Mr. M(eyer) Beer de Berlin
(Postzeichen Düsseldorf 27. Juli) à Spaa.

Platens Gedichte habe ich durchgelesen. Dieser Dichter hat das Eigenthümliche, dass er ohne eigentlichen Inhalt, die Sehnsucht nach der Schönheit poetisch zu behandeln weiß. In den bedeutenderen Sachen klingt fast nur der Wunsch nach Idealität des Daseyns, und das Bewusstseyn, dieser Idealität würdig zu seyn, hervor. Ich halte sehr viel von Platen, nur muss er sich nach meiner Ansicht, vor einem zu großen Gefallen an besonders künstlichen Formen in Acht nehmen. Unter den Ghaselen sind offenbar viele, wo der Vers und das Reimgesetz dem Dichter die Hauptsache war.

Haben Sie Lenzens Schriften herausgegeben von Tieck und begleitet von einer langen, langen Vorrede gelesen? Die letztre ist in mehrerem Betracht merkwürdig, ich mache Sie drauf aufmerksam. Sie behandelt Goethe, seine Zeit, und seinen Einfluss auf die Literatur. Der ganze Tieck mit allen seinen Tugenden und Sünden steckt in dieser Vorrede. Ich habe sie mit dem größten Interesse gelesen.

Nun, mein Lieber, wünsche ich Ihnen, dass Sie Pouhon- und Geronstere-Quell nicht gar zu sehr stärken mögen, denn wo sollte es dann mit aller Ihrer Gesundheit hin? Da kriegte unser alter August Wilhelm am Ende zu viel Stoff zu schlech

ten Epigrammen. Bis ich's Ihnen mündlich sage, auf dem Papiere von Herzen

Ihr Immermann
Philister par excellence."

13. Heinrich Heine.
Die Litterarhistoriker haben sich oft vergeblich bemüht, der Charakteristik der Werke großer Männer des 18. Jahrhunderts zugleich eine ihrer Persönlichkeit hinzuzufügen. Den Bearbeitern der Litteraturgeschichte der Gegenwart wird das leichter werden, es öffnet sich ihnen sogar manche amtliche Quelle.

Im April und August des Jahres 1844 ward Heinrich Heine in einem deutschen Bundesstaate steckbrieflich verfolgt, ohne jedoch signalisiert zu sein. Erst im Januar des folg. Jahres war es gelungen, ein Signalement aus Paris nachträglich mitzutheilen; es lautet:
Heine homme de lettres, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israélite marqué, c'est un debauché, dont le corps affaissé dénote l'épuisement.

XII.

DIE ÄLTESTE RÄTHSELSAMMLUNG.

Von H. v. F.

Die Räthsel sind ein Theil unserer Volkslitteratur. Von frühen Zeiten her hat das deutsche Volk sein besonderes Wohlgefallen daran gehabt und ergötzt sich noch heute daran. Bei allen Gesellschaften, wo man sich der Fröhlichkeit überlassen durfte, mischten sich in die Scherze und Schwänke der Unterhaltung auch die Räthsel. Bei den Hochzeitschmäusen im 17. Jahrhundert war es noch stehender Brauch, gegen Ende der Tafel die lustige Stimmung der Gäste durch Räthsel zu erhöhen, wobei denn freilich oft die Grenzen des Anstandes überschritten wurden, wie davon allerlei zu dergleichen Festlichkeiten besonders verfasste Gelegenheitsgedichte Zeugniss geben. Wo man scherzt und lacht, pflegt man auch heute noch Räthsel in die Unterhaltung zu streuen. Im zweiten Jahrzehent unseres Jahrhunderts gehörte es sogar zum guten Tone, Räthsel und Charaden in Gesellschaften sich aufzugeben, und es sind noch viele handschriftliche und gedruckte Sammlungen vorhanden, die jener Zeit ihre Entstehung verdanken.

Die Räthsel sind in Deutschland so alt wie ihre Benennung. Alle Jahrhunderte seit dem neunten kommt das Wort vor, freilich in sehr verschiedenen Formen.

Im Althochdeutschen ist die gewöhnliche Form diu râtissa, râtussa, daneben auch wol râtisca, râtiski, sehr selten jedoch nur râtinisca, râtnissida, râtnussa (râtisli wird gefolgert aus einer einzigen Glosse radislen, worin für l vielleicht c zu lesen). Im 12. und 13. Jahrhundert findet sich

râtische, ræti sche, rætsche, rætelnisse, rædilse, und im 15. Jahrhundert retsche, redersch. Im 16. bleibt das letzte, wird aber meist retter sche, redtersche geschrieben, daneben gibt es auch ein räterle. Im 17. Jahrh. kommt noch rätersch vor. Unsere jetzige Form: Räthsel machte sich bald geltend und wurde endlich allgemein. Schon die Vocabularien des 15. Jahrh. haben ratsal, retzel. Dazu stimmt denn auch das mittelniederländische raetsel, gheraetsel und das angelsächsische rädels, rädelse.

Alle diese Benennungen sind Beweise genug, dass die Sache alle Jahrhunderte hindurch vorhanden war [1]). Trotzdem sind unsere Räthsel noch nicht in den Kreis wissenschaftlicher Forschung gezogen worden. Man hat sich begnügt, aus alten Handschriften und allerlei Büchern Räthsel mitzutheilen [2]). Aber schon aus diesem kleinen Vorrathe ergibt sich, dass die meisten Räthsel sich von Jahrhunderten her, oft sogar in derselben Fassung, fortpflanzten und manche sogar noch im Munde des Volkes fortleben [3]).

---

1) Mone bemerkt sehr richtig (Anzeiger 8, 232):
„Der Reichthum der Formen, ihre Verbreitung durch alle deutschen Mundarten, ihr Alter und fortwährender Gebrauch beweist ohne Widerspruch den deutschen Ursprung des Wortes; dass auch seine Bedeutung uns eigenthümlich ist, geht daraus hervor, dass unser eines Wort für so manche lateinische Begriffe ausreichen musste und dass es in seinem eigentlichen Sinne von *αἴνιγμα* grundverschieden ist, da dieses von *αἶνος* herkommt, in den Begriff der Fabel und bildlichen Rede zurückgeht, während im Worte Räthsel der Begriff einer Aufgabe und Auflösung liegt. Der *αἶνος* sagt etwas Bildliches und meint etwas Wirkliches, das Räthsel enthält nur die wirklichen Eigenschaften eines Dinges, ohne Bildlichkeit. Dem griechischen Wort und Begriff sind die Römer gefolgt und von diesen ist das Wort ænigma zu allen romanischen Völkern gekommen. Hätten die Deutschen dafür nichts Eigenthümliches gehabt, so würden sie wol auch die römische Benennung angenommen haben, wie sie das für andere Gegenstände gethan, die sie erst durch die Römer kennen lernten wie Kreuz von crux, segnen von signare, Mauer von murus, Ziegel von tegula und hundert andere. Die deutsche Benennung ist auch darin eigenthümlich, dass die Formen râtisca, râtiscon, rätische, rätsche, rätersche durch die Ableitung — isc ein persönliches Wesen Rath voraussetzen, gleichsam eine *persona divinatrix*, was in der griechischen Vorstellung nicht liegt."

2) Mone Anzeiger 7. Jahrg. Sp. 258—268; 371—382. 8. Jahrg. Sp. 317 bis 320; ferner Maßmann (mit vielen Druckfehlern, wie bei ihm gewöhnlich) 2. Jahrg. Sp. 235—240.

3) Meinert's Fylgie S. 284 ff.

Erst zu Anfange des 16. Jahrh. fing man an, die Räthsel zu sammeln und gleich unter gewisse Rubriken zu bringen. Die älteste bisher bekannte Sammlung ist die unter folgendem Titel erschienene:

Wölchem an Kurtzweil thet zerrinnen.
Mag wol dis Bůchlin durchgrůndē.
Er findt darin vil kluger ler.
vō retersch gedicht vnd vil nuwer mer.

Straßburg *ohne Drucker* 1519. 24 Blätter in 4°. So bei Ebert. Bibliogr. Lexikon Nr. 24026. — Eine andere Ausgabe Straßb. o. J., nur 22 Blätter stark, befand sich in einer Klosterbibliothek, s. Helmschrott, Typographische Incunabeln der Bibl. des Stifts St. Mang in Füeßen 2. Th. (1790) S. 70.

Dies Büchlein wurde die Hauptquelle für alle übrigen Räthselsammlungen. Leider hat selten jemand alle noch vorhandenen Exemplare beisammen, um ermitteln zu können, in welchem Verhältnisse die spätern Drucke zu diesem ersten stehen. Das steht jedoch vorläufig fest: diese Sammlung von 1519 wurde fleißig nachgedruckt. Der älteste mir vorgekommene Nachdruck ist der von mir bereits früher besprochene im Aufsess-Moneschen Anzeiger 1833. Sp. 310—312. „Das Reterbüchlein ff. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, Durch Nicolaum Basse, vnnd Sigmund Feyrabend, im Jar M. D. LXII.“ 8°. Ein gleichzeitiger ist der in Wolfenbüttel befindliche Kölner, 332 Räthselfragen enthaltend:

Das Reter-
büchlein.
Welchem an kurtzweil thut zerrinnen,
Mag wol dis Büchlein durch grůndē
Er find darinnen viel kluger lehr.
Von Reter gedicht vnd newer mehr.
Jetzt von newem in Truck
verfertigt.
(Holzschnitt)
Gedrůckt zu Cőllen vor Sanct Lupus.
8°. 40 bez. Blätter.

1. Rath. Ich sahe drei Starker, waren groß,
Ihr Arbeit was ohn Unterlaß.

Der ein sprach: ich wollt dass es Nacht wär!
Der ander: des Tages ich begehr.
Der dritt: es sei Nacht oder Tag,
Kein Ruh ich haben mag.

Antwort. Die Sonn, der Mond und der Wind.

2. Rath. Von wann gehet jedes Ding und wohin gehet es?

Antwort. Aus der Jugend in das Alter.

2.* Es schickt ein Ritter über Rhein
Der liebsten Frauen sein
Guten Wein ohn Glas
Und ohn alle ander Trinkfass:
Rath, worein der Wein was?

Antwort. Er schickt ihr Trauben, darein hätt sie den Wein.

3. Rath. Etwas ist nichts und nichts ist etwas; so nu nichts etwas ist, muss etwas nichts sein.

Antwort. Der Schatten von der Sonnen oder eines Lichtes ist ein Schein eines Dinges und ist doch an ihm selbs nichts.

4. Rath. Was hat seinen Busen voll Stein
Und wird gefunden selten allein,
Hat auch ein rothes Röcklein an,
Thät mannichem nichts, ließ man es stan?

Antwort. Dotlen oder Hiefen (Hagebutten, Frucht der wilden Rose).

5. Rath. Seit das p gehet für das g,
Und das u für das t,
So hat das u und das p solche Macht,
Dass man weder g noch t acht.

Antwort. Das p bedeutet den Pfenning, das g Gott, das u Untreu, das t Treu.

6. Rath. Was ist das, es gehet Alles darein?

Antwort. Das Alter.

7. Rath. So du es siehest, so lässt du es liegen;
siehest du es nicht, so hebst du es auf.

Antwort. Das Loch an einer Haselnuss.

8. Ein Frag. Welches Handwerk am wenigsten vergebens arbeit?

Antwort. Die Maler: so er einen Engel verderbt, macht er einen Teufel aus demselbigen.

9. Rath. Der es macht, der bedarf's nicht;
der es kauft, der will's nicht, und
der es braucht, der weiß es nicht.

Antwort. Eine Todtenbahre (oder vielmehr: der Sarg).

10. Ein Frag. Warum die Störche nicht auf die Mühle nisten?

Antwort. Sie fürchten, die Müller stehlen ihnen die Eier.

11. Rath. Ein Baum hat zwölf Äst,
Und jeglicher Ast hat vier Nest,
Und in jeglichem Nest sieben Junge,
Der hat jeglicher seinen Namen besunder.

Antwort. Das Jahr hat 12 Monat, die Monat vier Wochen, die Wochen ihre Tage.

12. Rath. In welchem Land kein Pferd sind?

Antwort. In Schwabenland, da sind Ross.

13. Rath. Welches die stärksten Buchstaben sind?

Antwort. Das O und das E: mit dem O hält einer Wagen und Pferd, das E bindt zwei Menschen zusammen, dieweil sie leben.

Über andere Räthselsammlungen künftig einmal.

XIII.

EIN LIEBESBRIEF.

MITGETHEILT

VON

H. v. F.

Im 13. Jahrhundert pflegte man Liebesbriefe auf langen schmalen Pergamentstreifen zu schreiben, die dann zusammengerollt und wahrscheinlich mit einem seidenen Fädchen zugebunden abgeschickt wurden. Zu Boten derselben dienten diejenigen, die um das Liebesgeheimniss wussten, wie noch heutiges Tages. Der Liebende war auch wol selbst Überbringer. Hadloub schlich als Pilger verkleidet seiner Geliebten nach, die eben aus der Frühmette kam, und heftete ihr vermittelst eines Häkchens einen solchen Brief verstohlen an ihr Gewand. Er erzählt das selbst in einem seiner Lieder, in dem ersten der sogen. Manessischen Sammlung (bei Bodmer 2, 185).

> Ach mir was lange nâch ir sô wê gesîn,
> dâ von dâhte ich vil ange, daȥ ir daȥ wurde schîn.
> ich nam ir ahte in gewande als ein pilgerîn,
> sô ich heinlichste mahte, dô si gienc von mettîn.
> dô hâte ich von sender klag
> einen brief, dar an ein angel was,
> den hienc ich an si, daȥ was vor tage,
> daȥ si niht wisse daȥ.

Auch im 14. und 15. Jahrhundert erhielt sich dieselbe Sitte. Ein langes Pergamentstreifchen mit einem Liebesbriefe um 1360 ist (von Docen) mitgetheilt und erläutert im Morgenblatt 1815.

S. 665. 666. (später von Maßmann urkundlich im Aufsess. Anzeiger 1833. Sp. 39. 40.) Dass man zu der poetischsten Angelegenheit des Lebens sich der Poesie bediente, versteht sich von selbst. Auch im 15. Jahrhundert sind die Liebesbriefe, die sich erhalten haben, gereimt oder doch wenigstens assonierend: man sehe den vom J. 1463 im Morgenblatt 1819, S. 239; einen andern, nicht jüngern aus dem Königsberger Archive in den Beiträgen zur Kunde Preußens 5. Bd. (Königsb. 1822) S. 182 ff; ferner die beiden einer Papierhandschrift aus dem Anf. des 16. Jahrh. in Mone's Anzeiger 7, 552.

Wenn wir alle diese Briefe vergleichen, so finden wir in Worten und Gedanken viele Übereinstimmung. Es lag also allen wol ein im ganzen Volke traditionell erhaltenes Briefmuster zum Grunde, wenigstens waren gewisse Bilder und Gedanken so stet geworden, dass sie immer wieder verwendet wurden. Der Art sind die gelegentlichen Aufzeichnungen, wie sie in Handschriften und auf Vorsetzblättern vorkommen:

Ich wünschen dir ein gůte nacht,
von rosen ein dach,
von gilgen ein bett,
von musgat ein tür,
von neglein ein rigel darfür. *)

Got geb euch ein gute nacht,
von rosen ein dach,
von lilgen ein bett,
von veiel ein deck,
von muscat ein tür,
von negelein ein rigelein darfür!
got geb euch ein körblein mit rosen,
ich ein halbe nacht mit euch zu kosen. **)

In dem „puelbrief“ (Pp. Hs. aus dem Anfange des 16. Jahrh. Mone Anzeiger 7, 552) lauten diese Zeilen also:

dan geb dir got ein gute nacht
und von lilgen ein dach,

*) Mone Anzeiger 3, 290.
**) Aufsess Anzeiger 1833, Sp. 74.

und von balsam ein wolgeschmach,
und von cypressen ein kemmerlein,
und von neglein ein betstatt darein,
und von lilien ein bett,
und von wolgemut ein deck
und mit roten rosen wol umbsteckt.

Wie die alten Briefe unter einander übereinstimmen, so auch nun wiederum mit jenen die neuen, nämlich jene volksthümlichen, wie sie noch vor zwanzig Jahren „gedruckt in diesem Jahr“ auf allen Jahrmärkten und Kirchweihen feilgeboten wurden. Um dies noch anschaulicher zu zeigen, möge hier ein alter Buhlbrief aus der zuletzt erwähnten Handschrift folgen:

Gruß in gruß verschlossen,
mit steter lieb umbgossen,
var hin du edles briefelein,
grůß mir die allerliebsten mein
und grůß mirs nit von mund allein, *)
sunder von herzen schon und sag
ir vil guter tausent jar und tag,
ich hoff sie vernem meines herzen große klag.
  wann euer roter munt
der tut mir liebe kunt,
eur lieplich angesicht
mich tag und nacht anficht.
und grůß euch got als oft und dick,
als maniger stern aus dem himel erblickt,
und als manigs blüemel entsprießen mag
von Ostern bis auf sant Jacobs tag,
und laß euch got als lange leben
und bis auf einem mülstein wachsen weinreben,
und must als lang mein steter bul sein
bis dieselbigen reben tragen wein.
nun grůß dich got durch einen seiden faden
mich und dich in einem finstern gaden. **)
ach got daß ich es euch nit als verschreiben mag,

*) In der Hs. und gruß mirs nit von sünden — **) in der Hs. für gaden garn.

das ist meines herzen große klag.
nit me dan spar euch got gesunt,
bis daß ein has fecht einen hunt.
datum gegeben an dem tag nach seinem abent
von mir ungenant, ich hoff ich sei euch wol bekant*).

Von den neuern Liebesbriefen gibt es gewiss viele Fassungen. Zwei Texte sind gedruckt im Wunderhorn 2, 52—56, ohne Angabe der Quelle, nur bei dem ersten das ungenügende „Aus Franken;" ein älterer vom J. 1603 in Büsching's wöchentl. Nachrichten 1, 86. 87. (wiederholt bei Erlach 3, 40—42), und ein ganz kurzer in Bragur 1, 283. (bei Erlach 2, 8. 9.).

Der folgende ist ein halber Bogen in 4°. mit der Aufschrift:

Dieses kleine
B r i e f e l e i n
kommt an die
Herzallerliebste mein
in
Hand und Herz.

*) In dem anderen Liebesbriefe derselben Handschrift lautet der Schluss also:
und grûß dich got als oft und dick
als maniger stern aus dem himel blickt,
und als maniges blüemel entsprießen mag
von Ostern bis auf sant Jacobs tag.
und grûß dich got durch ein hant vol seiden:
ich wil alle frischen freien herzen
von deiner wegen meiden.
grûß dich got durch ein hant vol gerstenkorn:
sag mir herzlieb sein mein dienst angelegt
oder sein sie gar verlorn?
und grûß dich got durch ein seiden faden
mich und dich in einem finstern gaden.
und bist du als frum und als bider,
schick mir herzigs herz ein fruntlichen
gruß herwider.
nit mer dan spar dich got gesunt
bis ein has gilt hundert pfunt.
Die ersten Zeilen haben Ähnlichkeit mit der 16—18. Strophe in: Es stand eine Lind' im tiefen Thal, Nr. 22 meiner Schles. Volkslieder.

Der „Zensur-Stempel des K. P. Polizei-Präsid. zu Cöln“ weist auf die Heimath des Druckes hin.

Der Wohlbekannten, Herzliebgenannten,
Der Schönen und Feinen, der Zarten und Reinen,
Der Wohlgestalten und Frommen
soll dieser Brief zu Ehren kommen.
Wenn es ihr geht noch glücklich und wol,
So ist mein Herz ganz freudenvoll.
Nun schwing dich, Feder, Dinten und Papier
Und schreibe nach meines Herzens Begier,
Schreib mir ein kleines Briefelein
Zu der Herzallerliebsten mein,
Verkündige ihr einen freundlichen Gruß
Vom Haupte an bis auf den Fuß.
Sage ihr auch mündlich dabei,
Dass sie mir nächst Gott die Liebste sei.
Ja grüß sie mir so oft und dick
So mancher Stern am Himmel blickt,
So manches Blümlein wachsen mag
Von Ostern bis Michaelistag,
So viel als Gras wird abgemäht,
So viel als Korn wird ausgesä't,
So viel als Blüh herfür thut schießen,
Noch viel mehr thu mir sie begrüßen.
Grüß sie nicht nur mit dem Mund,
Sondern aus rechtem Herzensgrund.
Nun will ich von dem abelahn
Und will was anders fangen an.
Ach Himmel, was müssen die doch leiden
Die sich lieb haben und müssen von einander bleiben,
Und dürfens doch niemand klagen
Was sie für Leid in ihrem Herzen tragen!
O Röselein roth, o Blümelein weiß,
Du bist meines Herzens Paradeis.
Fürwahr, ich lieb dich aus der Maßen,
Und darf es doch nicht merken lassen.
(Denn gottesfürchtig, keusch und züchtig dabei
Ist auch den Jungfern die schönste Livrei.
Auch Kochen, Waschen, Stricken und Nähn
Thut den Mädchen sehr wohl anstehn.)

Mein Herz hat dich mir auserkoren
Für andre Jungfrauen hochgeboren,
Denn keine ist auf dieser Welt,
Die meinem Herzen sonst gefällt.
Du liegst mir in mein Herz begraben,
Geschrieben mit sechs goldnen Buchstaben:
Die erste heißt lieb, die zweite zart,
Die dritte liebgeboren hat,
Die vierte ist ganz silberschön,
Ach könnte ich dich täglich sehn!
Die fünfte ist von Perlen fein,
Ach könnt' ich immer bei dir sein!
Die sechste ist von Sammet und Seiden:
Du musst andre Junggesellen meiden
Und mein' Herzallerliebste bleiben!
Willst du denn mein Herz erkennen,
So werd ich meinen Schatz dich nennen,
So sollst du denn mein Liebste bleiben,
Bis ein Wagen das Rad thut treiben,
Bis ein Krebs Baumwolle spinnt,
Bis ein Licht den Schnee anzündt,
Bis ein Löw im Kasten fliegt,
Bis ein Mück ein Fuder Wein wegzieht,
Bis der Hahn auf der Kirchen lebet,
Und der Thurm zu Straßburg in den Lüften schwebet,
Bis dass mein Herz findt Honigseim,
Und aus den Felsen springt der Wein,
Bis Weintrauben auf den Disteln stehn
Und die Kieselsteine vergehn,
Bis dass ein Mühlstein schwimmt über den Rhein:
So lang sollst du mein Liebste sein.
So wünsch' ich dir indessen so viel gute Zeit,
Als Sandkörner am Meere sein,
Von Gold bald ein Kränzelein,
Von Sammet ein Bettelein,
Von Silber eine Thür,
Von Muscaten eine Riegel dafür,
Von Edelgestein eine Schwell,
Und mich zu deinem Schlafgesell.
Meine Lieb soll nicht weichen ab,

Bis man mich legt in das Grab.
Niemand soll mich von dir scheiden mit großer Noth,
Bis uns scheidet der bittre Tod,
Denn ohne dich kann mir auf Erden
Nie ein frohes Leben werden.
Du, o Freundin, nur allein
Sollst mein Wunsch und Alles sein.
Hiemit schließ' ich mein Gedicht,
Ich hoff, du wirsts verachten nicht.
Ich will mich nicht mit Namen nennen,
Ich glaub, du wirst mich doch wol kennen.
Fahr hin, du kleines Briefelein,
Grüß mir die Herzallerliebste mein,
Verkündige ihr noch einen freundlichen Gruß.
Welcher geschrieben steht auf einem Nachtigallsfuß
Und auf einem jeden Klauen
Stunden viele tausend Jungfrauen,
Unter diesen allen hat mir sonst keine gefallen
Als der ich das Briefelein hab zugeschrieben
Die thu ich aus Grund des Herzens lieben
Und will sie mein Lebtag nicht betrüben.
Nun Briefelein eile dich geschwind und sei behende,
Lass dich empfangen schneeweiße Hände,
Fahr nicht zu hoch und nicht zu nieder!
Bring mir eine fröhliche Botschaft wieder!
Mit rechter Treu und Glauben fein
Sollst du von mir besiegelt sein.

Geschrieben im Jahr
Da ich losledig war.

XIV.

DER TABAK

IN DER DEUTSCHEN LITTERATUR.

Von H. v. F.

Der Tabak hat eine weltgeschichtliche Bedeutung.*) Jeder muss ihm das zuerkennen, ganz einerlei, ob er ihn für gesund oder schädlich hält, ihn liebt oder verabscheut.

Der Tabak hat bald nach seinem Bekanntwerden auch in Deutschland eine große Bedeutung erlangt: seit länger als 200 Jahren ist er ein Lieblingsgenuss der Jünglinge und Männer, eine nothwendige Zugabe aller Gesellschaften, ein eigener Zweig des Erwerbs und Handels, ein Gegenstand polizeilicher Berücksichtigung, ja sogar eine Finanzquelle.

Wie alle neuen Erfindungen und Entdeckungen mehr oder minder auf das materielle und geistige Leben eines Volkes einwirken, so finden wir auch, dass der Tabak in Deutschland als ein wichtiges Ereigniss nach allen Seiten hin sich geltend machte und auch auf unsere geistigen Bestrebungen und Leistungen von sichtlichem und nachhaltigem Einflusse war. Es gibt einen Zeitraum in unserer schönen Litteratur, etwa von 1690 bis 1730, wo jedes Blatt nach Tabak riecht.

Um dies in der Kürze darzuthun, scheint mir nicht nöthig, die ganze Geschichte des Tabaks, wie er sich allmälig in Europa verbreitet hat, herzuerzählen. Darüber sind Abhandlungen und Bücher genug geschrieben. Da ich mich auf Deutschland überhaupt nur beschränke, so darf genügen, das Bekanntwerden des Tabaks und die allmälige Verbreitung des Tabakrauchens kurz zu berichten.

---

*) So dachte auch Schlözer, Briefwechsel 3. Th. S. 153.

Adolf Occo, Stadtphysicus zu Augsburg († 1606) erhielt Tabakspflanzen und Blätter. Diese schickte ohne Namen und Beschreibung ein Memminger Arzt, Johann Funck, an seinen Schwager, den berühmten Conrad Gesner in Zürich. Gesner erkannte sie für Tabak und schrieb darüber im November 1565 an seine Freunde.

Das Tabakrauchen wurde erst später in Deutschland bekannt. Wahrscheinlich ward es durch die englischen Soldaten, welche 1620 dem Pfalzgrafen Friedrich zu Hülfe geschickt wurden, in Deutschland bekannt und verbreitet.

Diese 2000 Mann kamen im Juli 1620 in die Lausitz und brachten das Tabakrauchen mit.*) Sie hatten ihren Weg durch Holland genommen und scheinen dort Nachahmer ihrer Rauchkunst gefunden zu haben. Zu Anfange der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts sang man in den Niederlanden bereits ein Lied auf den Tabak. Der Anfang desselben steht zur Bezeichnung der Melodie in einem Liederbuche von 1626.**) Es ist das älteste Tabakslied und lautet nach einem Liederbuche von 1635 also:

1. Is 'er iemand uit Oostindien gekomen
die 'er wat van weet?
heeft hy daer niet van den toebak vernomen?
geeft my bescheed!
is hy wel goed voor 's menschen bloed?
of hy deugd doet? zegt het my vroed!

2. Al de vroukens zyn 'er zeer vileinig
tegen den toebak,
en zy achten zyn deugd zeer weinig,
geven hem een lak:
zy zeggen 'er van, dat daardoor de man
verdroogen kan — is daer iet van?

3. Zou de toebak kunnen doen verdooven
der mannen vuer?
d' Indiaensche vroukens hem wel gedoogen
dag ende uer.

---

*) J. B. Carpzovii Analecta fastorum Zittaviensium 1. Th. S. 228.

**) Nederlandtsche Gedenck - clanck. Door Adrianum Valerium. Tot Haerlem 1626. 4°. bl. 164.

al even koen haer mans daer doen
avond en noen 't vrouwensermoen.

4. Toebak drinken is een goed medecyne:
stelt u te vreê!
d' asschen is goed voor de tandepyne,
wryft ze daer meê!
zoo is den rook voor den man ook,
al is 't maer smook, beter dan look.

5. Alle dingen doet in goede maten
naer 's wyfs bevel!
al te veel waer' zeker gelaten,
dat weten wy wel.
zoo drinkt dan hier naer uw pleizier
een pyp of vier by wyn of bier!

¶ 1, 6. vroed zeggen, kundthun — 2, 1. vileinig, garstig, aufgebracht, das frz. vilain — 2, 4. lak geven, eins anhängen — 3, 1. verdooven, dämpfen, schwächen — 3, 2. gedoogen, erlauben — 4. 1. toebak drinken, so auch bei uns früher und noch jetzt in vielen Gegenden des Südens, im baier. Gebirge (Schmeller Wb. 1, 493), im badischen Oberlande (Hebel's allemann. Gedichte). Wie wir jetzt rauchen und schmauchen sagen, so die Holländer rooken en smooken — 4, 3. tandepyn, Zahnschmerz — 4, 4. wryven, reiben.

Der churpfälzische Rath und Abgesandte im Haag, Joh. Joachim von Rusdorff (geb. 1589. † 1640), mochte in Holland zuerst das Tabakrauchen kennen gelernt haben. In seiner „Metamorphosis Europae“ vom J. 1627 beschreibt er es also:*)

'Ich kann nicht umhin mit einigen Worten jene neue erstaunliche und vor wenigen Jahren aus America nach unserm Europa eingeführte Mode zu tadeln, welche man eine Sauferei des Nebels nennen kann, die alle alte und neue Trinkleidenschaft übertrifft. Wüste Menschen pflegen nämlich den

*) S. seine gesammelten Schriften: Consilia et negotia politica p. 284. Habent siphunculos canaliculatos, ex argilla candida ductos, qui ea parte, qua immittuntur ori, in conum desinunt, in altera extremitate orificium est nucis avellanae magnitudine, in quod plantae nicotianae folia siccata, minutim concisa, vel suffriata inferciunt et stipant, deinde carbone vel quolibet igniario fomite et sufflatu accendunt, siphunculum primoribus labris accipiunt, et ductim sorbillando et pitissando nebulas intra dentes et buccas attrahunt, quas his ad tumorem usque repletis per os et per nares iterum emittunt, et tanquam saevam foetore cuncta replentem mephitim exhalant.

Rauch von einer Pflanze, die sie Nicotiana oder Tabak nennen, mit unglaublicher Begierde und unerlöschlichem Eifer zu trinken und einzuschlürfen, was sie folgendermaßen thun: Sie haben hohle Röhrlein von weißem Thon, die an dem Theile, wo sie in den Mund gesteckt werden, spitz zulaufen; an dem anderen Ende ist ein Ansatz im Umfange einer Wallnuss, worein sie die gedörrten Blätter der Pflanze Nicotiana klein geschnitten oder zerkrümelt stopfen, dann mit einer Kohle oder irgend einem brennenden Zunder und Daraufblasen anstecken, das Röhrlein vorn zwischen die Lippen nehmen und zugweise mit Schlürfen und Spucken den Rauch zwischen Zähne und Backen einziehen, und wenn letztere bis zum Strotzen davon voll sind, ihn wiederum durch Mund und Nase von sich geben und gleichsam eine gräuliche Pest, die Alles mit Gestank erfüllt, aushauchen.'

Wir wollen nun sehen, wie deutsche Dichter und Prosaisten diese neue unerhörte Mode auffassten und besprachen und wie allmälig das was sie nicht genug zu verachten und zu bespötteln wussten, endlich selbst ein Lieblingsgegenstand poetischer Behandlung wurde. Die Aussprüche unserer Dichter und Prosaisten haben einen doppelten Werth: sie dürfen zugleich als Zeugnisse für die Geschichte des Tabaks in Deutschland betrachtet werden.

Zuerst tritt Wenzel Scherffer auf: in seinem Grobianus 1640. S. 215 berichtet er, was ihm ein guter Freund erzählt hat.

Nun hat der Geier jetzt ein neu Getränk erwählet,
Davon ein guter Freund mir unlängst dies erzählet.
Viel hundert Jahr (er sprach) hat Deutschland seinen Durst
Mit Wein und Bier gelescht, und niemands hat gethurst
Ein ander Weis' und Art des Trinkens mehr zu finden,
Bis Mars der Praler kam und sich wollt unterwinden
Was anders einzuführn. Denn als mit Raub und Brand
Er anfing anzufalln das schöne Böhmerland,
Da war in seinem Heer ein fremdes Volk vorhanden,
Das brachte mit sich aus den Menschenfressers-Landen
Den stinkenden Tabak, zusammen hübsch gerollt,
Dem war es mehr als fast dem Brote selber hold.
Sprach jemand ihme zu binn seinen Zelt- und Hütten,
So konnt' es keinem nicht ein höher Ehr' anbitten

Als eine Pip Tabac. Da musste man mit Dank
Und großer Höflichkeit annehmen den Gestank.
Ohn diesen keiner sich begab' in sein Gefieder,
Und kam auch aus dem Pocht'*) ohn diesen keiner wieder.
Tabac war Brandtewein, und durch den ganzen Tag
War Abendszeit und früh sein bester Trank Tabac.
Im Felde nicht allein, bei seinem Winterlager
Und wo es immerdar gab einen Leuteplager,
Da musste sein Tabac. So war' es nicht zu faul
Und führt' im Zuge selbst die Pipe bei dem Maul
Und blies den Rauch zur Höh. Auch bei dem Wachefeuer
Gebraucht' es immerzu dies seltzam Affentheuer.

Dass das Tabakrauchen erst um diese Zeit üblich ward, bestätigt auch ferner folgendes Verbot desselben von Seiten des Magistrats zu Budissin v. J. 1651. (Neue Laus. Monatsschrift 1801. II. Th. S. 252—254):

'Wir Bürgermeister und Rathmanne der Stadt Budissin fügen hiermit zu wissen männiglich, Demnach bei dem unseligen Kriegswesen, womit unser geliebtes Vaterland deutscher Nation so viele lange Jahre her heimgesuchet worden, nebenst allerhand eingerissenen Missbräuchen und Unordnungen auch der schädliche Gebrauch des Tabaks aufkommen und in Schwang gebracht worden, welcher aber nicht nur der Gesundheit des Menschen sehr nachtheilig, sondern auch (nebenst dem, dass demjenigen, die bei und unter dergleichen Tabakssäufern sitzen sollen, von dem garstigen Schmauch und Rauch, schändlichem Spritzeln und Auswerfen, und heftigem Niesen und Schneuzen, und was dergleichen mit Verlaub zu gedenken, Unflats mehr ist, nur allerhand Verdrießlichkeit, Unlust, Beschwer und Grauen zugezogen wird, zu geschweigen wie deren Kleidung von dessen übelm Gestank durchzogen, die Losament hässlich verunsaubert und Tisch und Bänke schädlich verunglänzet werden) sonsten allerlei Ungelegenheit, Gefahr und Schaden, wie es die Erfahrung leider an manchen Orten bezeuget, verursachet hat, und also großes Unheil davon entstanden ist, da doch dergleichen üppiges Tabaktrinken vor 30, 40 und mehr

*) Pocht, Bocht, noch jetzt schlesisch für Bette, vgl. Grimm Wb. 2, 301.

Jahren und bei unsrer Voreltern Zeiten ganz unbekannt gewesen, und sie dennoch bei dem Trunk ihre Lust und zulässige Ergötzlichkeit ohne denselben gar wol haben können, auch zu Erhaltung ihrer Gesundheit dieses unnutzbaren Mittels nicht ersten bedurft und dahero auch ohne dessen Gebrauch gesund geblieben, ja alt und grau werden können, Uns aber als ordentlicher Obrigkeit zuförderst nach dem wiedererlangten Frieden (dafür Gott dem Allerhöchsten Lob und Dank gesaget sei!) obliegen und gebüren will, was dergleichen Schändliches und Schädliches etwan eingerissen, gleich in der Nachbarschaft allbereit auch geschehen*), ernstlich abzuschaffen, als gebieten und befehlen wir allen und jedem unsern Bürgern, Inwohnern, Schutzverwandten, Eingesessenen und Unterthanen, sonderlich auch denen Biereigen**), Gasthaltern, Wirthen auf der Handwerker Herbergen, zugelassenen Brandweinschenken, und bei welchen etwa sonsten allhier dergleichen unnöthiges Tabaktrinken bishero in Gebrauch gewesen sein mag, dass sie insgesammt und besonders nicht allein vor sich und die Ihrigen, sondern auch ihre einkommende Gäste, wer Der und Die auch sein möchten, sich allhier des Tabakgebrauchs, es sei an Rauch- oder Schnupftabak, gänzlichen enthalten sollen, mit diesem ausdrücklichen Andeuten, dass der oder dieselbe, welche sich solchen Tabaks führohin wider dieses unser Verbot gebrauchen würden, Fünf Thaler verfallen, auch derjenige Wirth, bei welchem das Licht, Funken oder Kohlen und also das Feuer darzu hergegeben und aufgetragen werden wird, gleichfalls Fünf Thaler zur Strafe erlegen, und von beiden toties quoties unnachbleiblich abgefordert werden sollen, gestalt wir uns dazu einen Jedweden aller schuldigen und gehorsamen Folge und Bezeigung hierauf zuverlässig versehen. Decretum in Consessu Senatus den 18. Aprilis Anno 1651 und urkundlich mit Unserm und gemeiner Stadt Insiegel besiegelt.'

So oft sich aber auch dergleichen Verbote wiederholten, so viel auch die Aerzte schrieben und die Geistlichen predig-

*) Im benachbarten Churfürstenthum Sachsen; hier wurde nämlich in Bezug auf frühere Verbote abermals am 25. Mai 1653 aller Gebrauch und Verkauf des Tabaks, sogar in den Apotheken, bei 10 Thlr. Strafe verboten. Dies Verbot steht im Codex Augusteus von Lünig (1724.) Sp. 1543.

**) Biereigen, der Brauberechtigte, vgl. Grimm Wb. 1, 1823.

ten, wie schädlich der Tabak für Leib und Seele sei, nur der Teufel könne so etwas erfinden, nur Teufel in der Hölle könnten sich an solchem Tranke laben — half Alles nichts.

Selbst der Helmstädter Professor der Medicin, Jacob Tappius, der 1653 bei Niederlegung seines Prorectorats eine so gründliche Rede gegen das Tabakrauchen hielt, und die akademischen Jünglinge himmelhoch beschwor, sich dieses Lasters zu enthalten, musste doch gestehen: 'Nichts destoweniger gibt's heutiges Tages keine Gegend, keine Stadt, kein Haus, kein Gässchen in unserm Europa, in Amerika und fast möchte ich sagen, auf dem ganzen Erdkreise, wo nicht ohne Unterschied jedes Alter, jedes Geschlecht mit dem Dichter zu reden jenes staubige Nass trinke und trunken vom trockenen Weine taumele*).'

Alle Ermahnungen, alle Warnungen waren umsonst, und die Verbote von Seiten der Behörden blieben gewöhnlich nur kurze Zeit in Kraft, da die Vollstrecker der Gesetze selbst das Rauchen nicht lassen konnten. Nur in Bern erhielt sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Tabaksgericht, die sogenannte Chambre du tabac. Ihre Wirksamkeit begann mit dem Jahre 1661. In der damaligen Polizeiordnung, die nach den zehn Geboten abgetheilt ist, steht das Verbot Tabak zu rauchen unter der Rubrik: du sollt nicht ehebrechen. Im Jahre 1675 wurde dies Verbot erneuert und Thurm-, Pranger- und Geldstrafe den Uebertretern in Aussicht gestellt.

Kurz vor seinem Tode 1660 schrieb Martin Zeiler**): 'Das Tabaktrinken ist durch die Soldaten vor 30 oder mehr Jahren, also in unserm Schwabenland eingeführt worden, dass, ob es wol an manchem Ort verboten, doch zugleich verboten und ungehalten verbleiben wird. Es muss der Tabak eine Panacea, ein Heil-all-Welt, oder Heil-all-Krankheit sein. Ja,

*) Von dieser Oratio de Tabaco ejusque hodierno abusu habe ich die dritte Auflage vor mir: Helmstadii 1689 4°. Nihilominus tamen hodie non est ulla provincia, non civitas, non domus, aut angiportus in Europa nostra, in America et toto propemodum dixerim orbe terrarum, in quo non sine discrimine omnis aetas, omnis sexus pulvereum illud hauriat flumen et sicco titubet mero, ut Poëtae verbis utar.

**) Herrn Martin Zeillers Centuria Epistolarum Miscellanearum (Ulm 1663. 8°.) S. 572.

man trinkt ihn nicht oder am wenigsten wider die Krankheiten des Leibes und zu Erhaltung der Gesundheit, sondern er muss auch fast vor Hunger und Durst dienen. Ist einem die Weile lang, er hat nichts zu thun, so trinkt er Tabak. Ist er unlustig, zornig, und gehet ihm was Widerwärtiges im Kopf um, so nimmt er die Pfeifen in's Maul und schlotzet ein Weil daran. Koldert*), marret**) und zanket das Weib, zo laufet der Mann seiner Tabakpfeifen zu und gibt ihr vor ihr Maul voll Wort ein Maul voll Rauch, und so fort an.'

Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen (oder wie er sich vor seinem Simplicissimus nennt: Samuel Greifenson vom Hirschfeld) beschreibt im andern Theile seines Satyrischen Pilgrams***) vom Jahr 1666 alles mögliche Gute und Böse vom Tabak, wie er's in seinem Vaterlande kennen gelernt hatte. Da dies Buch zu den Seltenheiten und er selbst zu den merkwürdigsten Prosaisten des 17. Jahrhunderts gehört, so wollen wir den Abschnitt vom Tabak, (II. Th. S. 47—61.) soweit er etwas Neues enthält oder das Frühere bestätigt, daraus entlehnen:

'Im verwichenen deutschen Krieg aber (30j.) haben es der Holländer Seefahrer nach Haus, und die Hispanier, Irr- und Engländer in Deutschland gebracht, von welcher Zeit an sich die Gewohnheit, Tabak zu trinken dermaßen ausgebreitet, dass allerdings keine Nation in der Welt mehr zu finden, die sich dessen nicht gebraucht, und kein Baurenhaus in Deutschland, darinnen sich nicht etwan eine Pfeife findet. Theils saufen den Tabak, andere fressen ihn, und von etlichen wird er geschnupft, also dass mich wundert, warum sich noch keiner gefunden, der ihn auch in die Ohren steckt. Zwar hab ich ihn,

*) Koldern, kollern, zankend lärmen, Schmeller Wb. 2, 293.

**) marren, die Zähne fletschen und knurren wie die Hunde.

***) „Satyrischer Pilgram, Das ist: Kalt und Warm, Weiß und Schwartz, Lob und Schand etc. vieler Ständt und Ding der Sichtbarn und Unsichtbarn der Zeitlichen und Ewigen Welt. Beydes lustig und nützlich zulesen, von Neuem zusammen getragen durch Samuel Greifnson, vom Hirschfeld. Daselbst druckts Hieronymus Grisenius, und in Leipzig Bey Georg Heinrich Frommannen Buchhändlern zu finden, Anno 1667" 12°. zwei Theile. Er starb als Amtschultheiß zu Renchen 17. August 1676. S. mehr über ihn W. A. Passow in den Blättern für litter. Unterhaltung 1843. Nr. 259—264. 1844. Nr. 119. 1847. Nr. 273.

ob er zwar etwan das heilige Kraut geheißen wird, wol an ein ander Ort sehen reiben, es geschahe aber, um denen, so gar zu heftig darauf verpicht gewesen, denselbigen zu püffen.'

'Ich hab ihn essen, trinken und schnupfen sehen durch alle Stände, vom Fürsten an bis auf den Bettler, vom Bischof bis auf den Bader beides eingeschlossen; und weiß ein jedwederer zu sagen, wovor er ihn gebrauche und worzu er ihm wohl bekomme: dem einen erläutert er die Augen, dem andern zeucht er die Fluss aus dem Hirn, dem dritten lindert er das Zahnwehe, dem vierten vertreibt er das Sausen und Brausen in Ohren, dem fünften bringt er den Schlaf, dem sechsten löscht er den Durst, dem siebenten zeucht er die Schädlichkeiten des eingesoffenen Wassers wieder aus dem Leibe, dem achten ist er gut vor bösem Luft, dem neunten taugt er die Zeit zu vertreiben und dem zehenten Gesellschaft halber mit zu machen. Und findet man keine Brüderschaft in der Welt, die einander so getreulich mitgetheilet, als die Tabakbrüder einander spendieren, also dass darvor zu halten, der Tabak stifte Freundschaft und Einigkeit zwischen den Menschen. ff. Und lässt sich ansehen, dass diejenige, so den Tabak für ein unnütz Ding halten, kein gut Judicium haben; denn er nutzt ja dem Bauren der ihn zielet, demjenigen der ihn spinnet, dem Fuhrmann der ihn über Land bringt und dem Kaufherrn oder Krämer der damit schachert. Und hab ich nicht weit vom Rheinstrom eine Mühle gesehen, die nur den Schnupftabak darauf zu mahlen erbauet worden, allwo man denn auch eine Invention erfunden, mit dem Tabak die Tücher zu färben. So haben sich nicht weniger die Hafner seiner auch zu erfreuen als welche Pfeifen darzu machen und ihr gut Geld draus lösen. Und ist mir zu Sinn, wann der Tabak nicht ein so edel und köstlich Ding wäre, dass er von der jetzigen spitzfündigen und klugen Welt in so kurzer Zeit nicht so eifrig würde allenthalben angenommen worden sein; taugt ihm auch zu nicht geringer Ehre, dass in einem großen Sterben zu London in England die schädliche Contagion kein Haus berührt, darinnen man denselben gesponnen und verarbeitet; und scheinet gleichsam, als wenn aus sonderer Vorsehung Gottes in diesen letzten Zeiten dem schwachen menschlichen Geschlecht, welches allem Ansehen nach auf der Neige geht, zum Besten der edel Tabak offenbaret worden wäre, dessen hinfällige matte Kräften damit zu stärken und

den zufälligen widerwärtigen neuen Krankheiten damit zu begegnen; dahero etliche Fürsten, die ihn ihren Unterthanen bei hoher Strafe verboten, bishero noch wenig ausrichten mögen, wird auch schwerlich mehr wiederum aus Deutschland gebannet werden können.'

'Gegensatz.

Der Tabak ist bei etlichen so verhasst, dass ihm auch Philander von Sittenwald*) einen eigenen Teufel in der Hölle zugibt, der ihm vorstehe und die fürwitzige Menschen darzu anreize, maßen in seinen Visionen zu ersehen, dass derselbige Tabakteufel einen immerwährenden Rauch aus Maul und Nasen gehen lasse, damit er gleichsam ohne Unterlass spiele wie die Wallfische mit dem Meerwasser, wenn sie ein Ungewitter merken; und wenn man die Wahrheit bekennen wollte, so könnten die Menschen schier keine ärgere Thorheit erdenken, als diese, sich den Teufeln in der Höllen ähnlicher zu erzeigen. Man sehe mir doch um Gottes Willen nur so einen Kerl an, wie er dort stehet mit dem Feuer in der Hand und der Tabakpfeif im Maul; wie begierig er den stinkenden Rauch an sich zeucht, und wie schnell er ihn wieder von sich bläst! Wie er die Luft mit Gestank erfüllet und die Erde mit Unflat beschmeißt! Was würde doch einer, der sonst nichts von dieser Thorheit wüsste oder niemaln keinen Tabak hätte saufen sehn, von einem solchen närrischen Aufzug halten? Wenn er nicht gedächte, er wäre ein Gaukler oder Marktschreier, der Werg frisst und Feuer ausspeiet, so würde er ihn nothwendig gar vor einen Narren, oder (wer weiß) wol gar vor einen jungen Grasteufel halten. Wie ich noch ein junger Soldat war, fragte mich mein Wirth, welcher den Tabak schrecklich hasste, ob ich auch wüsste, warum die Soldaten vor andern Leuten dem Tabaksaufen so sehr ergeben wären? Da ich nun antwortet, weil sie vielerlei Wasser trinken müssten, sagte er, nein, dies ist die Ursache nicht, sondern sie thun's darum, damit sie nach und nach des Feuers, Rauchs und Gestanks gewohnen, auf dass, wann sie künftig in Nobiskrug (Hölle) müssten Schwefel und Pech saufen, sie solches nicht so sauer ankäme.'

'Es ist nichts auf der Welt, dass einer den andern so gern lernet als das Tabaksaufen, und die Lehrjungen begrei-

*) Gesichte 1. Th. (Ausg. von 1650) S. 653.

fen auch nichts behenders als eben diese Thorheit, wiewol sie gleich in den Lehrjahren Hosen und Wammes davon pflegen voll zu machen. Wann es ein Phantast begreift und ein wenig übt, so kömmt er in eine Gewohnheit und kann dessen die Tag seines Lebens nimmer mehr müßig stehen und sollte er anstatt Tabaks dörre Hutzlen (Holzbirnen) oder faul Heu einfüllen; davon stinken sie dann immerhin so abscheulich aus dem Maul heraus, wie ein abgebranntes Dorf, also dass andere Leute nicht um sie bleiben können. ff.'

'Wiewol ich nun hiervon gemeldet habe, dass sich hoch- und niederes Standes Personen des Tabaks gebrauchen, so thun's jedoch am allermeisten die Soldaten, Landfahrer und Bettler, nach denselben aber auch Bürger, Handwerksleute, Bauren und Taglöhner, deren theils so hart darauf verbeißt sein, dass ihnen der Tabak nimmermehr vom Maul kommt, und meinet mancher, er seie kein rechter Soldat oder sonst ein genügsamer praver Kerl, wenn er nicht waidlich Tabak saufen könne. ff.'

'Oberzählte Tabakbrüder, sonderlich diejenige so ihre eigne Haushaltungen und ihre Nahrung mit ihrer Handarbeit zu gewinnen haben, verlieren und verderben durch diese schleunige Zech viel von der edlen unwiederbringlichen Zeit, in welcher sie wol nützlichers, bessers und einträglicheres verrichten könnten; ja es ist allbereit so weit kommen, dass sich kaum einer unter zehen Taglöhnern findet, der nicht, wenn es ihn ankommt, aus der Arbeit gehet, Feuer schlägt, Tabak schneidet, einfüllt, und des besten Muths daher sauft, als wenn er's verdingt hätte, Gott geb oder Gott grüß! derjenige der ihn angestellt und belohnet, mag sauer oder süß darzu sehen. ff.'

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts verstanden sich die Poeten noch nicht dazu, das Tabakrauchen, diesen neuen Lebensgenuss der Deutschen, zu verherrlichen. Einer Flugschrift die ich besitze: „Herrn D. Laurembergs Bericht von Taback, woher er komme u. s. w.“ Amsterdam 1678. 4°.*) ist ein Gedicht angehängt, worin dem Rauchen noch der Stab gebrochen wird.

Der große Jupiter ward einsmals angebunden
Von dreien Göttinnen, die sehr wohl bei ihm stunden.

*) Steht auch in den Auserlesenen Ergötzlichkeiten vom Tabac 1715. S. 57 mit der Ueberschrift: „Ascanii de Oliva Historie Vom Ursprunge des Tabac-Rauchens. Aus dem Niederländischen übersetzet.“

Die Ceres schickt ihm zu drei Fass Hamburger Bier,
Das sie gebrauet hat auf himmlische Manier.
Diana gab dazu ein Schwein und vierzehn Hasen,
Es musste Pan vorher mit einer Pfeifen blasen.
Die Venus trug hernach von ihrem Haar ein Band,
Das fügte sie verliebt ihm selbst an seine Hand.
Es kunnte Jupiter den Possen leicht verstehen,
Dass dies auf einen Schmaus hinaus nur würde gehen.
Er macht' ein groß Banket, lud alle Götter ein,
Sie stellten sich auch dar und wollten lustig sein.
Als man nun Tafel hielt und hatte wol gegessen,
Da ward der Salus drauf mit Humpen ausgemessen.
Des starken Malzes Kraft nahm ihre Häupter ein,
Sie jauchzten allesamt, die Geigen gingen drein.
Vulcanus als ein Gott des Rauches und der Funken
Fing an sein eigne Lust, dieweil die andern trunken.
Das Bier, sprach er, schmeckt nicht! und griff in seinen Sack,
Bracht' eine Pfeif hervor und stinkenden Tabak.
Die Götter sahen zu. Mit einer Feuerkohlen
Kunnt' aus dem Schmochtabak heraus gar häufig holen
Den Rauch, der sich ergoss auch bis an's Himmels Rand.
Cupido dacht', es wär der Himmel angebrannt.
Die Sternen leschten aus, die Wolken wurden dicke,
Der Mond verhüllte sich, zog auch den Schein zurücke.
Der Götter klar Gesicht und schön als goldgelb Haar
Von diesem Rauche ward benebelt ganz und gar.
Die Schönsten sahen aus wie sonst gemalte Götzen
Der Russen, die sie hoch an ihre Stuben setzen:
So voller Rauch und Dampf, so hässlich und so geel
Wurd ihre Stirn, die sonst so weiß als Weizenmehl.
Der kühne Hercules sprach: was soll dieser Posse?
Neptunus ging hinaus, den Musen es verdrosse,
Die keuschen Gratien verhüllten ihr Gesicht,
Als die an Stirn und Mund kein Trübes leiden nicht.

Auch der Venus fällt der Dampf auf ihre zarte Brust und sie fragt; wer macht den Dampf? bist du es nicht, Vulcan?

Ja, ja! das dacht' ich wol — ach, pfui, du grober Mann! — Vulcan erzählt nun, wie er dazu gekommen sei. Ein junges Teuflichen aus Plutos Reich habe ihm auf seines Herrn

Befehl die Pfeife gebracht, er möchte draus trinken; weil er nun wie Pluto auch ein Rauch- und Feuergott sei, so trinke er auf diese Manier d. h. rauche Tabak. Die Götter wurden alle unwillig darüber und wollten fortgehen.

Oho! sprach Jupiter, Vulcan, ich sage dir,
Mach einen Unterschied auch zwischen Höll und hier!
So dir belüsten wird noch mehr Tabak zu trinken,
So geh in Plutons Reich, da höher gilt dein Stinken;
Hier bei der Götter Schaar ich dies nicht leiden mag:
Zum Himmel wirf hinaus die Pfeifen und Tabak!
Sonst wird es dir mein Blitz von deiner Nasen treiben. —
Vulcanus höret auf und ließ das Stänkern bleiben,
Gedachte: soll mir so der Trunk gesegnet sein,
So steck ich alsobald die Pfeife wieder ein.
Mercurius der nahm mit zornigen Geberden
Den Plunder und warf ihn hinunter auf die Erden.
Er fiel ins Mohrenland, da wurd er hochgeehrt,
Als wie ein großer Schatz vom Jupiter verehrt.
Allda ging erst recht an das vielbeliebte Schmauchen,
Die Nasen sahe man wie Feuermauern rauchen.
Sie pflanzten dieses Kraut, zu sehen ob es sich
Vermehren wollt: es wuchs wie Unkraut mildiglich.
Drum wolltens auch nicht so die Morianen sparen,
Vom Rauch und Stanke sie wie junge Teufel waren.
Der Spanier sah an den Indianer-Rauch,
Bald seine Nas und Mund entzündeten sich auch.
Bei denen blieb es nicht. Der butte Niederlander
Sprach: Wel, wel, ik moet ook zoo smooken als een ander.
Der zarte Contreman in Schott- und Engeland
Hat jetzt in dieser Kunst den Ruhm und Oberhand.
Der Teutschen Africa, das sehr viel Affen heget,
Thuts auch den Völkern nach: ein jeder sich fast träget
Mit Pfeifen und Tabak und stänkern wol so sehr
Als wenns der Feuergott Vulcanus selber wär.
Je nun so schmauchet doch und stänkert allzusammen
So lang als ihr nur wollt und haltets mit den Flammen!
Ich halt es mit dem Bier und mit dem klaren Wein
Und lasse Rauchtabak euch zum Getränke sein.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts verbeitete sich das Tabakrauchen und der Tabaksbau in gleichem Verhältnisse zu einander immer mehr. Wenn früher nur Soldaten, Handwerksleute, Tagelöhner und Bauern geraucht hatten, so fingen nun auch die Studenten und Professoren an. Schon Marcus Zuerius Boxhorn war ein so leidenschaftlicher Raucher, dass er sich ein Loch in seinen Hut geschnitten hatte und dadurch die brennende Pfeife steckte, um nicht am Lesen und Schreiben gehindert zu werden. Die Gelehrten waren bemüht, sich wegen dieser neuen ergötzlichen Gewohnheit zu entschuldigen und zu rechtfertigen: sie schrieben allerlei lateinische und deutsche Tractätlein vom guten Nutzen dieses heilsamen Krautes u. s. w. Schon 1647 sagte Henricus Barnstein, geschworner Leib- und Wundarzt zu Erfurt, in seiner „Kurtzen Beschreibung Deß Tabacks“: 'Der Tabak ist sehr gut den Studenten und andern so den Kopf brauchen müssen.' Bald gehörte es auf Universitäten mit zum Comment, sein Pfeifchen zu rauchen, und Bruder Studio, der im 16. Jahrh. nur von Liebe, Wein und Lautenschlagen zu singen wusste, sang nun eben so begeistert vom Tabak.

So ging gewiss aus der Mitte tabaksbegeisterter Studenten ein Büchlein hervor, das eine reiche Blumenlese damals üblicher Tabakslieder enthält. Es hat den Titel:

„Auserlesene Ergötzlichkeiten Vom TABAC u. s. w. Allen seinen Liebhabern zur Vergnügung mitgetheilet von einem beständigen Tabacs-Freunde. Leipzig, Auf Kosten der Compagnie. 1715.“ 8⁰. 96 Seiten.

„Johann Rauchwohls Sinnreiches Lob des Tabaks“ ist sehr überschwänglich und ohne Ende — es sind 101 sechszeilige Strophen. Es beginnt:

Kommet, ihr Krämer! erscheinet, ihr Bräuer!
Stehet, ihr Gießer der Pfeifen uns bei!
Strafet die Feinde mit blitzendem Feuer,
Welche mit giftigem Hundesgeschrei
Euere Nahrung und unsere Pfeifen
Alle zusammen verwegen angreifen.

Der Dichter kennt keinen würdigeren Gegenstand der Poesie als den Tabak:

Gegen die Pfeifen verstummen und schweigen
Herrliche Lieder, die Saiten und Geigen.

Trotzdem hat dies Lied kein Glück gemacht, andere dieser Sammlung erhielten sich länger, sie finden sich auch noch sonstwo vor. Z. B.

Was ist doch in der Welt,
Das uns kann recht ergötzen?
Sind's Jungfern oder Geld?
Sind's Hunde, Pferde, Bier, Musik?
Sind's Degen, Bücher, Friede, Krieg?
Herr Schwager, weit gefehlt!

Ist's etwan rheinscher Wein?
Sind's Leipziger Mesdames?
Auch dieses kann nicht sein!
Wenn ich die Sache nennen soll,
Alsdann verändert sich der Pol:
Es ist gewiss Tabac. U. s. w. *)

Ferner:

Rosen und Violen mögen Kinder holen,
Kinder dieser Zeit;
Das was meinen Sinn erfreut,
Und in meiner Pfeifen brennet,
Wird Tabac genennet. — —

Drum soll mich nichts treiben,
Von dir weg zu bleiben,
Wenn der Pöbel sagt,
Dass mir Rauch und Dampf behagt,
Bis mein Geld und meine Tasche
Wird zu Rauch und Asche. ff. **)

Ein anderes von 17 Strophen beginnt:

Jammer, ich hab' eine Frau, au, au, au!
Die nichts kann als beißen, keifen.

*) Hier aus einer Meusebachschen Hs.

**) Auch in Hoffmannswaldau Gedichten 1. Th. S. 393. mit der Lesart:

Er, sein Geld und seine Taschen
Wird zu Rauch und Aschen.

Unser meiste Streit und Zwist kommt und ist
Bloß von der Tabakespfeifen.

Pfeifchen, was hast du gethan? Sag es an!
Dass sie dich nicht kann vertragen,
Dass sie dich wo sie dich findt auch geschwind
Pflegt in kleine Stück zu schlagen? ff.

Pfeifchen und ein Fidibus soll und muss
Mit mir stets zu Bette gehen
Und das edle Kraut Tabac soll und mag
Allzeit mir zu Dienste stehen. ff.

Die Loblieder auf den Tabak wurden immer häufiger, immer länger und langweiliger. So dichtete Johann Christian Günther zu Anfange seiner akademischen Studien, etwa um 1715, „ein Lob des Knaster-Tabacks". Obschon das Lied zweiundzwanzig Strophen hat, so blieb doch der Poet pathetisch genug bis an den Schluss, der also lautet:

Wollt ihr Ländern rathen,
So verpflügt die Saaten,
Haut die Wälder aus,
Macht uns ein Tabaksfeld draus,
Und umzäunt es mit den Reben,
Die uns Freude geben.

Topp, es leben alle,
Die bei diesem Falle
Der Tabak ergetzt!
Drum ihr Brüder raucht und netzt,
Bis der Blick vom andern Tage
Uns zu Bette jage.

Junge, schneide Knaster!
Dieses Lebens-Pflaster
Ist ein Polychrest.
Dem der uns nicht rauchen lässt,
Soll anstatt der Nerv und Flachsen
Ein Tabaksstrunk wachsen!

Keiner aber hat mit mehr Liebe und Begeisterung den Tabak besungen, als Günthers Landsmann, der Hirschberger

Conrector Daniel Stoppe *). In einem Sendschreiben an seinen ehemaligen Haus- oder Stubenburschen träumt er sich in sein ehemaliges Leipziger Studentenleben (1719—1722) zurück und gedenkt unter ihren mancherlei Ergötzungen auch der Tabaksfreude folgendermaßen (1. Samml. S. 113):

Will auch nach dieser Lust der Schlaf sich noch nicht finden,
Uns durch sein sanftes Band die Augen zu verbinden,
So stehn wir wieder auf und tappen hin und her,
Bis dass das Feuerzeug, doch nicht von ohngefähr,
Uns in die Hände lauft. Denn hat es gute Wege,
Der Feuerstein kriegt Kirms, die wiederholten Schläge
Erbetteln endlich noch die Funken von dem Stahl,
Und wenn dieselbigen in der gehör'gen Zahl
Den leichten Zunderschwamm nach Wunsche glimmend machen,
So hört man schon voraus die Tobakspfeifen lachen.
Das ausgelöschte Licht wird wieder angesteckt,
Indem man seine Hand gleich nach der Dose streckt,
Und das gelehrte Kraut fest in die Pfeifen drücket,
Das, wenn der Fidibus sich zu dem Brennen schicket,
Den schönsten Rauchaltar durch Dampf und Nebel zeigt,
Der uns mit Appetit in Mund und Nase steigt.
Wie fein erholen sich durch solcherlei Geschäfte
In der sonst todten Nacht die schlaffen Lebenskräfte!
Nur Schade, dass uns nicht, wie Wunsch und Sinn begehrt,
Ein angesteckter Pfiff zwei ganze Stunden währt;
Wir müssen allzuoft, von neuem einzustopfen,
Das Caput mortuum aus der Retorte klopfen.
Doch diese kleine Müh verdreußt uns niemals nicht,
Die allzuschöne Lust verdoppelt diese Pflicht,
Erleichtert und versüßt die missvergnügten Stunden.

Er ist so ganz ein Tabakspoet und gesteht offenherzig (1. Samml. S. 41):

Meine Muse flieht die Leier,
Wenn nicht auch die Pfeife glimmt,
Weil sie stets von diesem Feuer
Zunder zu dem Dichten nimmt.

*) S. über ihn meine Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte 2. Bändchen (Lpz. 1844) S. 179—192.

Wort und Reime wollen wanken,
Wenn sie nicht der Knaster stützt,
Dessen Rauchwerk die Gedanken,
Wie das Fleisch, vor Fäulung schützt.

Am kräftigsten aber nimmt er sich seines Freundes an in der „Tobacks-Arie“ (2. Samml. S. 55):

1. Knaster ist mein Element!
Dieses kann bei trüben Tagen
Alle Feinde niederschlagen,
Die man Gram und Sorgen nennt.
2. Knaster ist mein Freudenpferd,
Das mit meinen Kummersteinen,
Wenn die leeren Hände weinen,
Eilends aus dem Wege fährt.
3. Knaster ist mein Morgenstern,
Der mich aus den Federn treibet,
Und mein Frühgerichte bleibet:
Nüchtern rauch' ich gar zu gern.
4. Knaster ist mein Abendlicht!
Sind die Lebensgeister müde,
So erhalten sie den Friede,
Wenn der Dampf die Augen bricht.
5. Knaster ist mein liebster Schatz,
Der hält mir beständig stille,
Kein verdammter Widerwille
Hat in unsrer Eintracht Platz.
6. Knaster ist mein Espagnol,
Der muss meinen Reimideen
Hurtig in die Nase gehen,
Wenn ich Verse machen soll.
7. Knaster ist mein Medicus! u. s. w.

So wurde noch eine Zeit lang fortgedichtet, bis denn endlich die Poesie sich wieder mehr und mehr aus dem Alltagsleben erhob und sich besingenswertheren Gegenständen zuwandte.

XV.

ZUR

GESCHICHTE DES WUNDERHORNS.

Von H. v. F.

Als Deutschland nach den unglücklichen Kriegen mit Napoleon in seiner tiefsten politischen Erniedrigung lag, da suchten die edelsten Gemüther durch das Schönste, was übrig geblieben war, durch die deutsche Sprache und Poesie sich zu trösten und sich und das Vaterland aufzurichten. Mit einer reineren Liebe, mit einem höheren Eifer als jemals zuvor erfasste man das eigenthümliche geistige Leben unseres Volkes in allen seinen Erscheinungen; es begann ein gründlicheres und vielseitigeres Studium unserer Sprache und aller ihrer Denkmäler der Vergangenheit und Gegenwart.

Die Jahre 1805 und 1806, die uns in politischer Beziehung nur die allertraurigsten Erinnerungen zurückließen, nichts als Niederlagen zu verkünden wissen, müssen wir begrüßen als Siegesjahre für die Belebung des vaterländischen Sinnes und die Reinerhaltung und Entwickelung unserer Volksthümlichkeit. Nach allen Seiten hin war große Thätigkeit, alle Regungen des deutschen Geistes zu verfolgen, die Denkmäler der Sprache und Kunst zu retten, zu erhalten, dem Studium und Genusse zugänglich zu machen, und die betrübten Gemüther damit zu trösten, daran aufzurichten und zu volksthümlichen Erzeugnissen in Kunst und Wissenschaft anzuregen.

So entstand denn endlich das, was wir heute mit Recht deutsche Philologie nennen können, dieser Inbegriff der mannigfaltigsten Bestrebungen und Forschungen, das geistige Leben unsers Volkes, insofern es sich durch Sprache und Litteratur kundgiebt, darzustellen.

Mit Dank müssen wir die Männer nennen, die uns hiezu die Bahn öffneten und später wirkten, ja noch jetzt zum Theil mit dem herrlichsten Erfolg wirken: Bernhard Jos. Docen, Jacob und Wilhelm Grimm, v. d. Hagen, Büsching, Görres, Benecke u. a.

An sie schlossen sich damals an Achim v. Arnim und Clemens Brentano, die Herausgeber des Wunderhorns. Ihr großes Unternehmen, die deutschen Volkslieder der Vergangenheit und Gegenwart zu sammeln, kündigten sie folgendermaßen an im Intelligenzblatt der Jen. Allg. Lit. - Zeit. 1805. Nr. 106. Sp. 891. 892.

„Zur Leipziger Michaelis-Messe d. J. erscheint:

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von A. v. Arnim und Clemens Brentano. gr. 8°. Frankfurt a. M., bey J. C. B. Mohr und Heidelberg, bey Mohr und Zimmer.

Wir zeigen die erste größere Sammlung älterer deutscher Lieder an, wie sie die Neueren unter den Namen: Romanzen und Balladen begreifen, wie die Vorzeit sie im Gesange erfand und überlieferte, wie sie von uns aus dem Munde des Volks, aus Büchern und Handschriften gesammelt, geordnet und ergänzt sind. — Der Reichthum dieses nationalen Gesanges wird der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht entgehen, es wird Viele überraschen, manche Bemühung unserer Zeit ergänzen oder aufheben. Wir erwarten sehr viel von der festen, freudigen Lebensweise dieser Lieder, einen mannichfaltigen volleren Ton in der Poesie, einen Anklang von bestimmten, echteigenen Gedanken; in Anderen eine Anregung mancher halbvergessenen Jugenderinnerung; sie werden nicht bloß gelesen, sie werden behalten und nachgesungen werden; sie umschließen ihrem Inhalte und ihrer Empfindung nach vielleicht den größten Theil deutscher Poesie, sie werden dadurch manches unbestimmte Verlangen befreien, was sich im Viellesen unberuhigt fühlt, sie werden dem deutschen Gemüthe wie eine schöne Geschichte erscheinen, die zugleich wahr ist, dem Fremden sind sie eine wunderbare hohe, vielleicht schon untergegangene, Bildungsstufe.

A. (Achim v. Arnim)“

Im J. 1806 erschien der erste Band:

„Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder L. Achim von Arnim. Clemens Brentano. Heidelberg, Mohr und Zimmer.“

Im J. 1808 folgten der zweite und dritte.

Das große Publicum zeigte die größte Theilnahme und Anerkennung, die Gelehrten aber waren darüber getheilter Meinung. Während die einen das Werk als ganz vortrefflich anpriesen, suchten die anderen dies Lob zu beschränken, wussten nicht genug daran zu mäkeln und verschiedene Mängel und Gebrechen herauszustellen.

Außerordentlich günstig wirkte Göthes Beurtheilung.

Jenaische Allg. Litteratur-Zeitung 1806. Nr. 18. 19. „Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, dass ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuss zu danken hätten. Von Rechtswegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden seyn, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müsste.“

„Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.“

„Würden dann diese Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelement von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie, allmälig, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen: so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.“

„Weil nun aber in der neueren Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existieren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und geurtheilt und gestritten wird: so mag denn auch über diese Samml. hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuss auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegen wirken soll."

„Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Samml. sagen kann, ist, dass die Theile derselben durchaus mannichfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämmtlich dem Sinne der Empfindung, dem Tone, der Art und Weise nach dergestalt von einander unterschieden, dass man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir unternehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingiebt, zu charakterisieren."

Diese Charakterisierung füllt 8½ Spalten. So anerkennend und lobend sich Göthe über das ganze Unternehmen ausspricht, so war er doch viel zu besonnen, als dass er die Art und Weise, wie die Herausgeber verfahren waren, nicht hätte durchschauen sollen; er fügt deshalb seine Wünsche und Bedenken schließlich hinzu:

„Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, so wie aus allen vorliegenden schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen, wobei wir denn freilich wünschen, dass sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, so wie vor allem Päffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen."

„Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt: so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig ächt, oder mehr und weniger restauriert sei, von diesen Blättern abzulehnen."

„Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit sein kann, und das hie und da seltsam Restaurierte, aus fremdartigen Theilen verbundene, ja das Untergeschobene, ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß

nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte."

„Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und lässlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, dass Alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, dass wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muss, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten."

Sehr beifällig begrüßte auch ein anderer Recensent des Wunderhorns (Heidelberger Jahrbücher 2. Jahrg. 1809. 1. Bd. S. 231.) das Unternehmen.

„Die meisten, eigentlichen Volkslieder stammen aus jener früheren Zeit. Unsere Tage, die nur im politischen Enthusiasmus etwas Tüchtiges, allgemein Einschneidendes gewirkt, haben auch nur Einen tüchtigen Gassenhauer, den Marseiller Marsch, hervorgebracht, der die Franzosen zu Schlacht und Sieg begeisterte, während die Deutschen ihr Freut euch des Lebens girrten, und damit aus der Ferne schon die Genussraserei begrüßten, die bald an die Stelle der kurzen Anstrengung treten sollte. Mit den Kleidermoden drang auch die individuelle Poesie der höheren Stände zum Volk herab, und Opernarien, Moralien, Almanachslieder schwimmen im bunten Gemische durch einander, und es ist nichts Nationelles und Charakteristisches mehr im Volksgesange, außer jenen alten Überresten, zu unterscheiden."

„Darum haben die Herausgeber des Wunderhorns die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, dass sie retteten von dem Untergange, was sich noch retten ließ."

Auch Falk in seiner damals erst gegründeten Zeitschrift: Elysium und der Tartarus, Weimar 1806. Nr. 3. und 4. lobte das Unternehmen, wenn auch nicht Alles daran. Hauptsächlich missfiel ihm aber eigentlich nur Arnim's Sprache in der Ab-

handlung „von Volksliedern". „Aber das Merkwürdigste, sagt F., von diesem Anhange ist, dass derjenige, der sich darin für Volkspoesie ereifert, selbst die verschrobenste, überkünstelte Sprache führt." Letzteres veranlasst Falk, „Akten aus der großen Gerichtsstube des Tartarus. In Sachen contra Achim v. Arnim, zu Berlin im Viereck Nr. 4" folgen zu lassen, worin Lessing, Ramler und Herder als Richter auftreten. Es handelt sich um Arnim's Stil. Nur Lessing schweift etwas ab und meint, dass Manches im Buche selbst am besten ungelesen bliebe. Nach der Abstimmung erfolgt die Sentenz:

„Achim von Arnim, angeklagt wegen Mangels an Geschmack, üppigen Colorits, Vernachlässigung des Stils, der Sprache und der Zeichnung; auch deshalb, wie aus den Acten zu ersehen ist, schuldig erfunden: wegen höhern Verdienstes aber, als genialer Kopf, als Sammler altdeutscher Volksgedichte und des echten Dichtergefühls, das ihn bei diesem schweren Geschäft geleitet hat, freigesprochen und mit einem doppelten Ehrenkranz nach Elysium entlassen."

Minder günstig spricht sich der Rec. darüber aus in der (Hallischen) Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1807. Nr. 42. (1. Bd. Sp. 329—335.)

„Ihr Unternehmen ist lobenswerth und wäre es noch mehr, wenn sie erstens von festeren Begriffen über das, was sie wollten, ausgegangen wären, und sodann ihr ganzes Geschäft mit etwas mehr Nüchternheit betrieben hätten."

„Unter diesem Mancherlei der Dichtungen nun, die unter dem Namen Volkslieder umherirren, bedarf es gewiss einer großen Vorsicht und sorgfältigen Sichtung des Spreues vom Korne, da man so manches unter dem Volke singen hört, was entweder nicht eigentliche Volkspoesie ist, oder bei weitem nicht zur besseren gehört; manches, von Schmutz und Unsauberkeit überladen, jedem besseren Gefühle widersteht, einiges verdorben durch fremde Zusätze, verstümmelt durch die Zeit — daher ohne Kritik eine solche Sammlung nicht wohl unternommen werden kann — wahren Unsinn enthält, einiges ursprünglich schon leerphantastisch ist, und nichts als eiteln Klingklang in sich fasst, nur wenige oft durch echte Naivität, Herzlichkeit, Fülle der Phantasie auch einem gebildeteren Geschmacke genügen."

„Rec. hat sich diese Ergießung als Epilogus hauptsächlich darum erlaubt, weil unter den Einflüssen des Zeitgeistes, wo nüchterne, besonnene Einsicht so gern für gemeine gescholten wird, so viele jetzt alles Heil in der Volkspoesie, ohne oft recht zu wissen, was für ein Begriff mit dem Worte zu verbinden sei, suchen, und weil es ihm schien, als ob wirklich auch die Herausgeber dieser sonst in vieler Rücksicht schätzbaren Sammlung theils keine ganz bestimmte Idee von ihrem Unternehmen, theils zu abenteuerliche Begriffe von der Volkspoesie selbst, wie wenigstens die Arnim'sche angehängte ganz dithyrambische Abhandlung bezeugen möchte, gehabt hätten."

Der Recensent in der Neuen Leipziger Litteraturzeitung 1807. 103 Stück ist dagegen gar nicht befriedigt durch das, was die Herausgeber geleistet haben. „Ein Kranz, sagt er, blieb noch immer zu erringen übrig, der Kranz von Eichenzweigen, welchen das Vaterland demjenigen seiner Söhne schuldig sein würde, dem es gelänge, die schönsten Blüten altdeutscher Volkspoesie aus ihrer Asche wieder ins Leben zu rufen, und nach Befinden, zugleich mit den Blumen neuerer deutscher Dichter von gleichem Duft und Glanz, zu Ehren deutscher Nation, der Nachwelt aufzubewahren. — Ob aber Hr. von Arnim und Hr. Clemens Brentano auf jenen Kranz Anspruch machen können? ob sie ein so ehrenwerthes Ziel erreicht, oder auch nur mit Bewusstsein und möglichster Anstrengung darnach gerungen haben? darüber urtheile der unbefangene Leser selbst, wenn er sich aus dem Folgenden überzeugt hat, was von ihnen geleistet oder nicht geleistet worden ist." Einer Sammlung wie der vorliegenden, meint Rec., könnten nur zweierlei Absichten zum Grunde liegen: entweder müsste sie eine Vorlese des Trefflichsten, einzig Aufbewahrungswerthen sein, oder eine dergleichen Auswahl selbst. Letztere sei von den Herausgebern beabsichtigt worden und könne von mehreren Seiten aus betrachtet werden. Rec. führt folgende auf: die eigentlich musikalische, die wissenschaftliche in Hinsicht auf Sprachkunde, die politisch-historische und die rein poetische. Er geht sie alle durch und findet, dass in keiner Hinsicht das Wunderhorn befriedige. „Zwar ist nicht zu verkennen, dass die Herausgeber uns manches der Erhaltung Würdiges, kräftig und lieblich Anziehendes zum erstenmal in einer gedruckten Sammlung dargeboten haben; allein wenn sie da-

gegen so mancherlei Schmackloses, Gemeines und Plattes, was den Kenner deutscher Volkspoesie unmöglich freuen, noch dem Fremdling einen vortheilhaften Begriff von deutscher Art und Kunst beibringen kann, der verdienten Vergessenheit zu entreißen suchten, so können sie sich deshalb gewiss nicht auf den uneingeschränkten Dank des Freundes vaterländischer Litteratur Rechnung machen."

Ueberall hatte man wenigstens dem Unternehmen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nun aber fand sich im folgenden Jahre, 1808, ein Gegner ein, der an Allem nicht ein gutes Haar ließ.

J. H. Voss beginnt seinen „Beitrag zum Wunderhorn" (Morgenblatt 1808. Nr. 283. 284.) mit folgenden Worten: „Die bei Mohr und Zimmer, unter dem Titel des Knaben Wunderhorn, im J. 1806 erschienene Sammlung alter Volkslieder, deren geheuchelte Einfaltsmiene eine zu nachsichtige Aufmunterung erschlich, ist seitdem, was der edle Aufmunterer nicht argwöhnte, als ein zusammengeschaufelter Wust, voll muthwilliger Verfälschungen, sogar mit untergeschobenem Machwerk, gerügt worden*). Ohne sich gegen die schmähliche Beschuldigung zu verantworten, haben die rüstigen Schaufeler ihren Wust in der letzten Messe mit zwei ansehnlichen Haufen vermehrt." Diesem Eingange fügt er folgende Anmerkung hinzu:

„*) Eine verständliche Andeutung dieser forgery gaben die Herren Büsching und von der Hagen bei ihrer Sammlung deutscher Volkslieder, Berlin 1807, wo S. VIII. gesagt wird: „Noch weniger haben wir diese Lieder durch Auslassungen, Zusätze, Ueberarbeitung und Umbildung versetzen, Fragmente ergänzen, oder gar ganz eignes Machwerk dabei einschwärzen wollen; dies ist, auf's gelindeste, eine poetische Falschmünzerei, wofür die Historie keinen Dank weiß." Grade heraus werden die Sammler des Wunderhorns von Fr. Schlegel in den Heidelb. Jahrbüchern der Literatur 1808. I. Heft S. 135, als solche Schmuggeler genannt. „Wenn nur," heißt es von ihrer Sammlung, „auch die Sorgfalt der Behandlung und der — Auswahl einigermaßen entspräche! wenn nur nicht so manches Schlechte mit aufgenommen, so manches Eigne und Fremdartige eingemischt wäre, und die bei einigen Liedern sichtbare willkürliche Veränderung nicht bei dem größten

Theile der Leser ein gerechtes Misstrauen auch gegen die übrigen einflößen müsste!"

Voss war nicht mehr der sanfte und stille Jüngling von 1772; er war alt geworden, sehr reizbar und mitunter sehr grämlich. Seine classischen Studien hatten ihn nüchtern, seine gelehrten Streitigkeiten derb und heftig gemacht. Erstarrt in seinen geistigen Richtungen und sittlichen Grundsätzen war er schonungslos und misstrauisch gegen Alles was seinem Wesen entgegentrat oder nur entgegen zu treten schien; die neuere Richtung der Poesie und Philosophie misshagte ihm, er witterte Pietismus, Mysticismus, Unsinn aller Art, Untergang des guten Geschmacks, Geistesbarbarei. Was ihm früher lieb und werth, war ihm jetzt nicht allein fremd, sondern konnte ihm widerwärtig und verhasst werden. Früher hätte er das Wunderhorn, wie es nun einmal war, gewiss anders willkommen heißen! Von Göttingen aus schrieb er 24. Febr. 1773 an seinen Freund Brückner: „Man hat im Englischen so vortreffliche alte Balladen aus dem 15. Jahrhundert. Sollten in Mecklenburg nicht noch einige von unsern alten sich erhalten haben? Wo ich nicht irre, hab' ich bisweilen solche alte Abentheuer absingen hören. Bemühe Dich doch ja um alle Gassenhauer, und wenn Du was Gutes findest, so theil's mit;" und abermals von dort aus den 13. Juni desselben Jahrs an denselben: „Aber, lieber Brückner, ja alte Gassenlieder mit Geschichten gesammelt! Einzelner Stellen entsinne ich mich z. B. eine Zauberin flieht vor einem Zauberer, und ruft dabei: Hinne my Nacht, un vör my Dag, dat keen Minsch my seen mag! Der Zauberer eilt mit Stiefeln hinter ihr her, worin jeglicher Schritt sieben Meilen ist."

Vossens Angriff ist von seinem Standpunkte aus wol zu entschuldigen, aber nicht zu rechtfertigen: er hatte nicht allein das Wunderhorn schlecht gemacht, sondern auch die Herausgeber zu verdächtigen gesucht.

Arnim vertheidigte sich von Cassel aus 8. December 1808 im Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1809. Sp. 22—24. Er nennt die heimliche Einführung eigener Arbeit erlogen, indem er sich auf seine Ankündigung des 1. Bandes bezieht (worin es heißt „Von uns gesammelt, geordnet und ergänzt"*)

---

*) In dem Titel (s. vorn S. 262) steht übrigens nur „gesammelt"!

und glaubt somit „hinlänglich allen Vorwurf der Heimlichkeit in diesen Ergänzungsversuchen schöner Fragmente zu vernichten“ u. s. w. Schließlich droht er, gegen Voss die Gerichte in Anspruch zu nehmen! „Doch jetzt ein ganz ernsthaftes Wort an Sie; sowol wegen jener Beschimpfungen, als auch wegen der Beschuldigung einer von mir erschlichenen Recension in der Jenaer Zeitung, vorüber Sie Sich mit Hrn. Hofrath Eichstädt verständigen mögen, verlange ich binnen sechs Wochen öffentliche Abbitte, wenigstens ein öffentliches Bekenntniss, dass Sie Sich geirrt haben; sollten Sie diesen Termin versäumen, so werde ich Sie als einen boshaften Verläumder gerichtlich in Heidelberg und außergerichtlich durch Abdruck Ihres ganzen Wörterbuchs von Schimpfreden bestrafen, womit Sie allerlei Männer, unter denen ich der unbedeutendste bin, seit dem Anfange ihrer litterarischen Laufbahn geschändet und unschuldige Leute genug zum Nachsprechen verführt haben.“

Voss antwortete gleich darauf in demselben Blatte S. 31. 32., und meinte zu der Entgegnung: „Warum in einer verlornen Anzeige? warum nicht auf dem Titel des Buchs? warum nicht wenigstens über den willkürlich ergänzten Fragmenten selbst? Dann erst wären die Ergänzungen entschuldigt.“ Voss blieb im Ganzen bei seiner Behauptung, was schon die Worte, womit er seine Antwort schließt, darthun: „Der wahrhafte und unverfängliche Titel des Buchs wäre dieser: Alte deutsche Lieder und Schnurren, auf Glauben zusammengerafft, umgearbeitet und ausgeflickt; zugleich mit neuen Liedern, auch eigenen, untermengt, von N. N.“

Arnim blieb keine Antwort schuldig. Von Berlin aus 20. Januar 1809 richtet er seine Entgegnung im Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1809. S. 103. 104., nicht eben sehr zart und schließt mit den Worten:

„Sie sprechen am Schlusse noch einmal von eigenem Machwerke und willkürlichen Aenderungen, also ganz können Sie Ihr Unrecht noch nicht einsehen; nun wolan, so fordere ich Sie auf, mir ein Lied anzuzeigen, dem kein älteres Fragment oder Sage zum Grunde liegt, oder eine Aenderung, für die ich keinen Grund anzugeben wüsste, aus höherer Kritik oder allgemeiner Verständlich-

keit. — Gestehen Sie nur, wer mit ruhiger Ueberzeugung so etwas fodern kann, der ist noch nicht zum Verstummen gebracht.“

Die Sache selbst hatte durch dies litterarische Intermezzo mehr verloren als gewonnen, denn Gewinn kann man das nicht nennen, dass die Herausgeber selbst ihre Ergänzungen schöner Bruchstücke eingestanden, die Litteraten konnten das ohnedem wissen und für's große Publikum kann es auch jetzt noch gleichgültig sein; dagegen ist der Nachtheil ersichtlich: die Herausgeber scheinen nämlich durch die Vossischen Angriffe ihrem Unternehmen entfremdet worden zu sein, denn von alle dem was sie für das Wunderhorn noch in Ausführung bringen wollten, ist nie etwas ins Leben getreten.

In Bezug auf das Wunderhorn und seine Fortsetzung erschienen noch von Seiten der Herausgeber die beiden folgenden Anzeigen, die erste bloß von Brentano, die andere von beiden Herausgebern unterzeichnet. Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1809 vom 8. März Sp. 147.

„Anzeige betreffend die alt-deutsche Lieder-Sammlung: des Knaben Wunderhorn. 3. Bände.“

„Da die Absicht, aus welcher deutschliebenden Lesern die nun mit dem 2ten und 3ten Bande und den Kinderliedern geschlossene Sammlung mannigfacher alter und immer sich erneuernder Lieder und Volkslieder, unter dem Namen: Wunderhorn, mit nicht geringer Mühe und großer Liebe zusammengestellt worden, hie und da, theils aus gutmeinender Kritik, theils irrigem Uebelverständniss, gänzlich, doch keineswegs mir unerwartet, misdeutet wurde: so finde ich für nöthig, hier voraus anzuzeigen, was ich ohne das zu leisten entschlossen war, nämlich, nach meinen Kräften und mit der Beihülfe einiger Freunde, welche während unserer Sammlung dahin arbeiteten, eine gedrängte Geschichte der Volkslieder, mit möglicher Zeitbestimmung, wie auch eine Kritik der ächten und zweifelhaften Stücke unserer Sammlung nach einiger Zeit folgen zu lassen, um auch das litterarische Bedürfniss zu befriedigen. Es war durchaus unmöglich, eigene Liebe, das verschiedenste lebendige Interesse und das bloß gelehrte zugleich zu befriedigen; und ich hoffe, durch wenige Bogen jedem Bedürfnisse zu zeigen, was ihm in dem großen Umfang der Sammlung taugen kann, indem ich zu-

gleich nicht in Abrede sein kann, dass ich allen Gesinnungen gerne wenigstens Etwas geleistet hätte.

C. Brentano."

Intelligenzblatt der Jenaischen A. L. Z. 10. März 1810. Sp. 166.

„An die Leser des Wunderhorns.*)

Vielen schriftlichen und mündlichen Auffoderungen zur Fortsetzung des Wunderhorns glauben wir die öffentliche Anzeige schuldig, dass diese Fortsetzung zwar nicht in der nächsten Messe, aber doch gewiss in den nächsten Jahren erscheinen wird. Beiträge sind uns willkommen; wir bitten, sie durch Buchhändlergelegenheit an die hiesige Realschulbuchhandlung gelangen zu lassen. Ein Anfang dieses künftigen vierten Bandes wird Berichtigungen und Zusätze zu den erschienenen drei Bänden enthalten; auch wollen wir, was bisher ausser unserem Plane lag, litterarische Anmerkungen zur Geschichte des Volksliedes und unserer Sammlung den Litteratoren zu gefallen hinzufügen, wobei wir uns die Hülfe unserer Freunde Grimm in Cassel versprechen, deren gründliche Kenntniss bisher so erquicklich zur Anregung lebendiger Ansicht der älteren deutschen Litteratur gewirkt hat. Was uns durch Recensenten an gutem Rath und Berichtigung geworden ist, soll benutzt werden; aber freilich ist diese Ausbeute bei den späteren beiden Bänden nicht groß. Die Recension im Morgenblatte (1808. Nr. 283. 284.) enthielt außer der widrigsten Verdrehtheit und Unwissenheit durchaus nichts als Schimpfreden; eine andere in den Heidelberger Jahrbüchern (2. Jahrg. 1809. 1. Bd. S. 222—237.), die uns vollkommen zu verstehen schien und manches Lehrreiche hoffen ließ, ist mit der Einleitung abgebrochen worden und unbeendigt geblieben; eine andere in der Hallischen Zeitung (1807. Nr. 42. 1. Bd. Sp. 329—335.) ist beim gänzlichen Mangel an Volkssinn und Kenntniss so urtheilslos, unveränderte alte Lieder für neu, und halbergänzte für alt zu erklären; das ernstliche Bemühen des Recensenten vom zweiten Bande in der Jenaer Zeitung (1810. Nr. 35—38), sich in das Litterarische hineinzuarbeiten, verdient alles Lob, ein paar Nachweisungen über den früheren Abdruck von Liedern sind uns lieb; wenn

*) Die Nachweisungen in Klammern habe ich hinzugefügt. H. v. F.

er (v. d. Hagen) sich noch ein paar Jahre fleißig mit dem Gegenstande beschäftigt, wird er vielleicht anders darüber urtheilen; zu einer Sammlung in unserer Gesinnung gehört überhaupt mehr, als er zu ahnden scheint, wovon aber der Jenaer Recensent des ersten Bandes (1806. Nr. 18. 19. Göthe) sehr wohl unterrichtet war. Haben die beiden später erschienenen Bände manche eigenthümliche Freude gewährt, die dem ersten fehlte: so danken es die Leser hauptsächlich den Erinnerungen jenes Recensenten des ersten Bandes, der mit Weisheit das Litterarische und Kritische von unserem Unternehmen sonderte, und uns immer aufmerksamer machte auf charakteristische Individualitäten in den älteren Liedern, die wir durch Erneuerung und durch Zusammenstellung mit einigen neueren Liedern noch mehr herauszuheben trachteten. Wir bedauern, dass die Sammlungen, die der erste Theil des Wunderhorns veranlasste, wir meinen die von Seckendorf, Docen, Hagen und Büsching herausgegebenen, sobald aufgehört haben; Seckendorf hat ein früher Tod hinweggerafft, ihm schien Glück und Gelegenheit besonders günstig. Wenige Jahre ändern in unserer Zeit sehr viel, — mit Bedauern müssen wir bemerken, dass jetzt ein breites litterarisches Geschwätz, das in überflüssigen Citaten stolziert, die erwachte Liebe zu älterer deutschen Litteratur allmählich wieder unterdrückt und lebendigere Menschen davon zurückschreckt!

Berlin den 1. März 1810.

L. Achim von Arnim. Clemens Brentano.“

Nachdem einmal über das Wunderhorn ein so heftiger Streit ausgebrochen war, hatte Goethe keine Lust, sich weiter mit einer Beurtheilung der beiden letzten Bände zu befassen. Diese übernahm nun von der Hagen. Er fühlte es nicht gerathen, „die einzelnen Lieder mit sicheren und treffenden Zügen nach ihrer inneren Bedeutung geistreich und kunstreich“ zu würdigen, er „hofft sich am besten aus der Sache zu ziehen, wenn er hier seine Betrachtung besonders auf die andere bis dahin noch übersehene Seite, die litterarische und historische, und zwar diesmal besonders in Beziehung auf den 2. Band richtet.“ Das hat denn von der Hagen mit großer Weitläufigkeit gethan, auf 28 Spalten, Jenaische Allg. Lit.-Zeitung 1810. Nr. 35

— 38. Auf den Vosseschen Streit will er sich nicht weiter einlassen; er betrachtet den Vorwurf der Interpolation', den Voss den Herausgebern machte, durch ihre Erklärung im Intelligenz-Blatte der Jen. Allg. LZ. 1805. S. 891 und 1809. S. 23. beseitigt, darüber könne nun kein Streit mehr obwalten. „Dieser, fährt er dann fort, besteht freilich noch über die andere Frage: ob die Herausgeber hier nicht auch ganz eigene Poesieen mit einfließen lassen? Die Nachweisung derselben, zu welcher sie (S. 104. des vorjähr. Intell.-Blattes) aufgefordert haben, möchte auf jeden Fall sehr schwierig sein. Da diese Aufforderung noch keine gerade Ableugnung enthält, so darf Rec. wol sagen, dass er seiner Seits allerdings geneigt ist, an die Einmischung von dergleichen Liedern zu glauben, und diese nicht eben für die schlechtesten der Sammlung zu halten. Rec. hätte auch eben so wenig etwas dagegen, als gegen die eingestandene Interpolation, wenn die in beiden, so wie in der Aufnahme ganz neuer bekannter Lieder und der eigenmächtigen Behandlung der wirklich alten sich ausdrückende Absicht vollständig durchgeführt wäre. Es war nämlich gar kein geringes Unternehmen, den großen Kreis des nationalen Lebens, seiner Sitten, Gebräuche, Denkweise, Empfindungen, Fabeln, Sagen und Geschichten, in allgemein verständlichen, wahrhaft volksmäßigen Liedern zusammen zu stellen, ohne alle Rücksicht auf Alt oder Neu oder sonstige gelehrte Beziehung, sondern ganz in der Art, wie einige bekannte Goethe'sche Lieder, von denen vielleicht Niemand mehr weiß, ob sie oder wie viel von ihnen dem Volke oder ihm angehören. Etwas dem Aehnliches hat den Herausgebern gewiss vorgeschwebt. Aber so wie ihre Befugniss und Fähigkeit dazu noch dahin gestellt bleibt, so ist auch ihr Werk gar nicht in diesem Geiste vollendet. Einmal ist die Auswahl des Gesammelten gar nicht dadurch bestimmt, sondern sehr vieles hat nur ein antiquarisches oder historisches Interesse, z. B. so manche von den historischen Liedern und Gedichten. Sodann stellt sich die ganze Sammlung durch die jedesmalige Hinweisung auf ihre Quellen, wie es auch um einige derselben, besonders um das so häufige: Mündlich, und: altes Manuscript, stehen mag — unwiderruflich vor die zwar eben nicht geachtete (vgl. Bd. I. S. 457) Kritik, und gibt ihr selber den Maßstab in die Hand, die Hinweisungen zu prüfen, die Quellen so weit als möglich aufzusuchen und zu ver-

gleichen. Die Herausgeber können sich darüber um so weniger beschweren, als kürzlich auch einer von ihnen (Brentano, im vorjähr. Intell.-Bl. S. 147 —) ähnliche Anmerkungen über ihre Sammlung angekündigt hat."

Da das Wunderhorn eine so bedeutende Stelle in der Geschichte der deutschen Volkspoesie einnimmt, so mögen nun noch einige Ansichten und Meinungen jener Zeit folgen.

Docen, Miscellaneen 1. Bd. S. 252. „so ist es ebenfalls zu wünschen, dass die ursprüngliche Form und Integrität unsrer alten Volkslieder erhalten werde; wobei es aber thöricht wäre, aus dieser bloßen Rücksicht*) die Herausgeber des Wunderhorns zu tadeln."

Docen, Zusätze zu den Miscellaneen 1809. S. 6.

„Manchem Tadel über jene willkürliche Behandlungsart dieser Lieder, wodurch der Werth des Wunderhorns in einen sehr zweideutigen Ruf gebracht worden, würden die Herausgeber leicht vorgebeugt haben, wenn sie gleich anfänglich sich vernehmlich über den von ihnen gewählten Zweck erklärt hätten, mit der beruhigenden Versicherung für Alle, die dem Modernisieren abgeneigt sind, dass für die Aufbewahrung der Originale ihrer Sammlung hinlänglich gesorgt sei, und dass sie selbst einer andern Benutzung derselben nicht hinderlich sein würden, sobald durch ihre Bemühungen die Stimmung des Publikums für den schönen Sinn dieser Lieder hinlänglich geweckt wäre. Unterdessen hat Hr. Cl. Brentano neulich einen kritischen Anhang zum Wunderhorn versprochen, um auch den Gesinnungen jener Unfreunde des Modernisierens zu genügen; da er aber dieses in wenigen Bogen zu leisten sich vorgesetzt hat, so kann dabei an eine vollständige Variantensammlung wohl nicht gedacht sein, die wir — wie so etwas denn schon an sich eine beschwerliche Leserei sein würde — von den Herausgebern auch nicht einmal zu fordern berechtigt sind. — Uebrigens ist der bedeutendste Vorwurf, der dem Wunderhorn gemacht werden kann, grade noch am wenigsten beachtet wor-

*) „So geht es oft: statt es jemandem Dank zu wissen, für eine gute, unbillig vergessene Sache auf irgend eine Art mitgewirkt zu haben, beäugelt der müssige Tadel das Wie, und vergisst, dass, wenn es auf ihn angekommen wäre, das Ganze unberührt und unbekannt noch hundert Jahre hätte fortruhen können." Docen.

den. Dass die Herausgeber mehrere wenig genießbare Stücke durch Umformen unsrer Liebe werth gemacht, bei andern entbehrliche oder störende Strophen unterdrückt, und in sehr vielen Liedern einzelne matte oder unklare Zeilen geändert haben, — wer wollte alles dieses, eingedenk des Zwecks der Sammlung, nicht mit Beifall und Dank erwiedern? Allein dadurch, dass sie oft ganz disparate Elemente und Glieder als Ein Ganzes darbieten, haben sie offenbar der Poesie geschadet; denn was könnte für die lyrische Gattung misslicher sein, als ein solches Mengen und Aneinanderleimen verschiedenartiger Theile?"

Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807 bis 1809. Herausgegeben von J. F. Reichardt. Neue Aufl. (Leipz. und Altenb., Brockh. 1816. 8°.) Seite 156:

„Es ist eine Schwester (Bettina) des herum schwirrenden, lustigen, witzigen Dichters Brentano aus Frankfurt am Mayn, mit dem ein Herr von Arnim Volkslieder in Wunderhörner sammelt, die nur den Einen Fehler haben, dass sie fast alles, was hineingeschüttet wird, verwandeln, sonst wär' es ein gar erfreuliches und rühmliches Unternehmen."

Ergänzungsblätter zur (Hall.) Allg. Litteratur-Zeitung 1809. Nr. 57. Sp. 449—456.

Des Knaben Wunderhorn 2. und 3. Band.

„Nach einer zweijährigen Pause erscheinen die Herausgeber dieser Sammlung mit der längst angekündigten Fortsetzung wieder vor dem Publicum, und zwar mit zwei, und, wenn wir den Anhang der Kinderlieder dazu rechnen, mit drei Lieferungen zu gleicher Zeit. Konnte man der ersten 1806 erschienenen und von uns bereits (A. L. Z. 1807. Nr. 42) angezeigten den Vorwurf mit Recht machen, sie trage die Spuren der Eilfertigkeit mit der sie zusammengerafft worden zu sichtbar an sich; vermisste nicht nur Rec., sondern der größte Theil der unbefangenen Lesewelt Strenge der Wahl und Sonderung mit Genauigkeit in Anordnung und Behandlung des Gesammelten; so war zu erwarten, die Unternehmer des an sich gewiss lobenswürdigen Instituts würden die für ein solches Geschäft nicht unbeträchtliche Zwischenzeit dazu benutzt haben, den gerechten Forderungen des Publicums bei dieser Fortsetzung mehr zu genügen, um der deutschen Litteratur ein Werk zu schen-

ken, das dem gepriesenen von Percy und dem noch nicht genug gekannten ebenfalls trefflichen (Minstrelly of the Scottish Border, in three Volumes. Edinburgh 1803) an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Allein leider! sind unsere Hoffnungen nur kärglich erfüllt worden. Es ist nicht zu leugnen, dass die Herausgeber uns manches sehr gute, theils schon bekannte, theils unbekannte, geliefert haben, und dafür sei ihnen auch unser voller Dank gebracht, allein wir würden dies Gute mehr schätzen, wenn es nicht unter so vielem Trivialen und Schlechten stände."

Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur. III. Jahrg. (1810) 9. Heft S. 50—52.

„Eben darum aber, weil diese Poesie keine Historie hat, und darum auch nicht historisch behandelt werden kann, möchten wir die Herausgeber dieser Sammlung in Schutz nehmen gegen die Beschuldigung, dass sie zu wenig die historische Treue in der Anordnung und Behandlung des Buches geachtet hätten. Sie haben besonders im ersten Bande einzelne Gedichte eingelegt, andere mannigfaltig restauriert, und durch Zusammenschieben fragmentarisch geschiedener Theile sie zu einem zusammenhangenden Ganzen gefügt, und sich also beinahe alle die Freiheiten genommen, die wir eben als störend die eigentliche Geschichte dieser Gattung angeführt. Die Herausgeber wollten nicht eine Chronik deutschen Volksgesanges geben, das würde bei dem unmäßigen Umfange dieser Gattung und bei dem vielen Schlechten, das sie aufgenommen, eine unerschwingliche und undankbare Unternehmung gewesen sein; sie wollten vielmehr in Einen Brennpunkt die, durch das Volk zerstreuten Strahlen sammeln, um im engsten Raume eingeschlossen, was über die Weite unscheinbar auseinander gelaufen, der Anschauung vorzuführen. Oft genug musste der Fall eintreten, dass von guten Gedichten nur ein Haufen Trümmer sich erhalten hatte. Der Witz gefiel sich darin, diese Fragmente so zu ordnen, dass aus fremdartigen Gliedern verschiedener Gattungen doch ein Bild erwuchs, das nichts Widersprechendes in seiner Zusammensetzung zeigte. Ein solches Spiel, in der Plastik kaum auszuführen, muss in der Poesie als ein Erlaubtes zugegeben werden. Öfter noch musste einiges Gute Schlechtem oder Mittelmäßigem eingesprengt er-

scheinen, die Sammler pochten das Metall heraus, und man würde ihnen wenig Dank gewusst haben, wenn sie das taube Gestein mitgegeben hätten. Was aber die eingelegten Gedichte selbst betrifft, so kommt es dabei hauptsächlich auf die Frage an, ob dabei der Geist des Volksmäßigen geehrt und getroffen worden, oder ob die Subjectivität der Dichter durchgeschlagen, und dadurch etwas Fremdartiges der reinen Masse zugemischt worden sei. Aber alles, und nur Hinzugedichtetes laufen so in einem Tone und Charakter fort, dass es schwer werden sollte, ohne anderweitige Nachweisung mit entscheidender Gewissheit anzugeben, wo das Eine aufhört, und das Andere anfängt. In Sachen der Poesie ist es ein anderes als in den der Wissenschaft; der Geschichtschreiber muss mit Treue sammeln was sich vorfindet, jede untergeschobene Thatsache ist eine Lüge, über die Rechenschaft von ihm gefordert werden kann. In der Kunst aber ist nur das Hässliche die Lüge, ihre Werke sind an die Zeit gebunden nur für die Entstehung, keineswegs aber für die Anschauung; ihr könnt alle Gedichte dieser Sammlung betrachten, als wären sie heute entstanden oder vor Jahrhunderten, an ihrem Wesen wird nichts dadurch geändert. Ein Werk, in ihrem Geist und Charakter vollendet, wird allein dadurch auch aufgenommen in ihre Genossenschaft; Fremdes aber und Gemeines, habe es auch durch viele Zeiten fortgewuchert, wird ausgestoßen und weggeworfen aus der Gemeinschaft. —

Bei einer neuen Auflage des Buches könnten indessen die Herausgeber zur Beruhigung der Aengstlichen auch die Linien der Restauration angeben.“

Ludwig Achim von Arnim (geb. 26. Januar 1781 zu Berlin) starb 21. Januar 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf. Ein geistesverwandter Freund, Joseph Görres, hat ihm im Menzel'schen Litteratur-Blatte 1831. Nr. 27—30. einige Worte der Liebe gewidmet. Görres äußert sich, wie es zu erwarten stand, auch über Arnim's Thätigkeit beim Wunderhorn und zwar folgendermaßen:

„Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier

willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen." — —

„So habe ich ihn hundertmal an seinem Pulte gesehen, als er an den letzten Bänden des Wunderhornes arbeitete, und von seinem Rechte Gebrauch machte, alte zersungene Lieder, die Allen aber keinem Einzelnen mehr einzeln angehören, wieder herzustellen; wie schwebend in innerer Lust und Freudigkeit handhabte er überall das Wort, wie Einer der mit Fertigkeit den Ball hinaufzuschlagen, und den sinkenden wieder aufzufangen weiß, und so gelang es auch hier ohne Mühe seiner großen Behendigkeit. Es mag sein, dass er es damit manchmal leichter als räthlich und nöthig war, genommen, aber das ist gewiss, dass gerade die Lieder, die Göthe als die volksmäßigsten gerühmt, diejenigen gewesen, an denen er und Brentano das Meiste gethan. Voss aber hat beide einer böswilligen Verfälschung angeklagt, und dass er nicht auf Galgenstrafe gegen sie angetragen, wie die englischen Pedanten gegen Macpherson gethan, davon ist wol der einzige Grund gewesen, dass die englische Pedanterei bei weniger Sitzfleisch etwas massiver und breitfäustiger ausgefallen, während die deutsche in ihrem Stilleben hinter der Lampe mehr erbleicht und ergraut."

Clemens Brentano (geb. 9. Sept. 1778 zu Thal Ehrenbreitstein bei Coblenz) überlebte seinen Schwager Arnim noch mehrere Jahre: er starb 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg. Seine Sammlungen scheint er nach Vollendung des Wunderhorns theils Arnim, theils seinen Verwandten überlassen zu haben, wie er denn wol überhaupt später keinen Antheil mehr am Wunderhorn genommen hat.

Das Werk blieb also wie es war, und es sei uns vergönnt, jetzt auch noch unsere Meinung darüber zu sagen.

Der Titel: „Alte deutsche Lieder" entspricht durchaus nicht dem Inhalte: neben den alten kommen eben so viel neue Lieder vor, Lieder sogar, deren Verfasser zu Arnim's und Brentano's Zeiten noch lebten. So finden sich denn auch viele Gedichte, die gar keine Liedesform haben, also durchaus nicht mit „Lieder" bezeichnet werden können. Die Lieder sind oft nicht in den besseren und besten Texten mitgetheilt, obschon damals schon dergleichen eben so gut wie jetzt zugänglich waren. Bei vielen Liedern sind Strophen weggelassen, selbstgemachte eingefügt und allerlei Änderungen, oft ganz ohne

Noth oder aus Missverständniss, vorgenommen. Die Quellenangabe ist oft mit Absicht oder aus Nachlässigkeit verschwiegen oder sehr ungenügend gelassen worden: so ist das vieldeutige „mündlich" auch da beigefügt, wo alte Texte zu Grunde liegen oder namhafte Verfasser allgemein bekannt waren (Gott grüß euch, Alter! mündlich). Die Ueberschriften, so treffend sie oft ausgefallen, sind doch mitunter nicht allein dunkel, sondern auch albern. Neben den wirklich schönen geistlichen Liedern sind bei weitem mehr höchst geschmacklose und läppische Stücklein aufgenommen; die Capuziner- und Jesuitenverselei und die süßliche protestantische Pietistenpoesie sind überhaupt mit besonderer Vorliebe vertreten.

Trotz dem und alledem ist und bleibt das Wunderhorn ein Werk, dessen wir uns immer freuen dürfen und mit Liebe und Dank gedenken müssen. Es war von nachhaltiger guter Wirkung, zunächst auf unsere lyrische Poesie, dann auch auf die Musik und die zeichnenden Künste; es hat das deutsche Element mit wieder zu Ehren gebracht; es hat den Sinn für das Volksthümliche geweckt und genährt; es hat das Studium des Volksliedes angebahnt und Manchen zum Sammeln und Forschen ermuntert, so dass nach und nach der Schatz unserer alten Lieder aus seltenen Büchern und Handschriften ans Licht getreten ist und die noch im Volke vorhandenen vom allmäligen zwar, aber doch sichern Untergange gerettet sind. Das Wunderhorn hat seine Sendung erfüllt.

Erst nach dem Tode beider Herausgeber erschien eine neue Ausgabe des Wunderhorns: „1. Bd. Charlottenburg, Egbert Bauer 1845. 2. und 3. Bd. Berlin 1846. Expedition des v. Arnimschen Verlags."

Auf dem gestochenen Titel des 1. Bandes steht: „Neu herausgegeben und vermehrt nach Achim's von Arnim hinterlassenen Vorarbeiten."

Das „vermehrt" ist so unbedeutend, dass es füglich hätte wegbleiben können. Im 1. Bande sind nur elf Lieder (S. 226. 259. 310. 320. 338. 347. 349. 351. 352. 359. 378) hinzugekommen, im 2. Bande nur fünf (S. 53. 104. 160. 201. 213) und im 3. nur die Anmerkung zu Pfeffel's Gott grüß euch, Alter!

Der neue unbekannte Herausgeber verstand seine Aufgabe nicht und war derselben auch nicht gewachsen, er hätte sonst

wol mehr gethan als nur hie und da bessere Texte aufzunehmen, einige Quellen anzugeben und einige Lieder hinzuzufügen.

Im J. 1854 erfolgte zu dieser neuen Ausgabe ein vierter Band von 370 Seiten (mit 200 und einigen Liedern): „Nach A. v. Arnim's handschriftlichem Nachlass herausgegeben von Ludwig Erk.“ Die Texte sind alle urkundlich bis auf die Schreibung mitgetheilt, die meisten aus alten gedruckten Liederbüchern und fliegenden Blättern und neueren gedruckten Sammlungen; doch auch die mit „mündlich“ bezeichneten sind größtentheils schon gedruckt vorhanden. Es muss befremden, dass trotzdem Arnim's handschriftlicher Nachlass dabei überhaupt erwähnt werden konnte, denn nur ein einziges Mal (S. 193) ist ein „Handschriftlich in v. Arnim's Sammlung“ als Quelle angegeben, und ich wüsste auch nicht wo es überhaupt noch vorkommen könnte, denn die nicht näher bezeichneten Lieder wurden nach Arnim's Tode oder doch ohne Bezug auf ihn von Andern gesammelt (man vgl. die von mir mitgetheilten und andere schon in meinen Schlesischen Volksliedern befindliche!)

Der neue Band ist eine für sich bestehende werthvolle Sammlung, die sich nur in Einer Beziehung an die früheren Bände anschließt. Wie dort, so ist auch hier Volkslied, volksthümliches Lied und Kunstlied aus alter und neuer Zeit vertreten: der alte Hildebrand, die Frau von Weißenburg, der Tanhäuser, der edle Möringer, Eppele von Geilingen, Raumsattel, Lindenschmid; Insbruck, ich muss dich lassen; O Straßburg, o Straßburg; Belgerad, du schöne Stadt; Opitzens Ach Liebste, lass uns eilen; Rist's Daphnis ging vor wenig Tagen; Tscherning's Wer ungereget die Sinnen träget; Vulpius' Der Lenz ist angekommen; Heine's Es fiel ein Reif in der Winternacht; Feuchtersleben's Es ist bestimmt in Gottes Rath und Häring's Fridericus Rex, unser König und Herr. Auch einige Schnitterhüpfel kommen vor, und sogar Lieder, die keine Lieder sind, wie die drei Liebesbriefe S. 117—125; dagegen fehlt das eigentliche Meisterlied.

Erk hat sich noch einer sehr dankenswerthen Mühe unterzogen: er hat den 4 Bänden Register zugefügt und bei den drei ersten auf die alte Ausgabe verwiesen. Ein Register über alle vier Bände wäre noch besser gewesen; früher durfte man nur dreimal, jetzt muss man viermal nachsehen.

So sonderbar es mir und andern vorkommen muss, dass einem ein Buch, was man eigentlich selbst gemacht hat, gewidmet wird, so schließe ich mich doch gern der Widmung dieses vierten Bandes an:

„Dem um Deutschlands Volkslieder hochverdienten Ludwig Erk ertöne dankend in Widmung seines vierten „Bandes

das Wunderhorn.“

XVI.

DANIEL von CZEPKO.

Von H. v. F.

Zu seinen Lebzeiten sind von Czepko außer einigen Gelegenheitsgedichten nur folgende etwas umfangreichere Gedichte gedruckt:

Trophæum Bibranum De Pace Imperatoriæ Domus Austr. Vratisl. 1635. 4°. 15 *Blätter*.

Dan. Cepconis Pierie. A. C. cIↄ Iↄc XXXVI. 4°. 23 *Blätter*.

Triumph Bogen Ferdinand dem Dritten. Breßlaw M. DC. XLI. fol. 12 *Blätter*.

Nach seinem Tode erschienen:

Dan. von Czepko Rede auß seinem Grabe. Breßlau 1660. fol. 4 *Blätter*.

Sieben-Gestirne Königlicher Busse. Zum Brieg 1671. 8°. 31 *Blätter*.

Das ist allerdings wenig und dies Wenige ist noch dazu sehr selten. Kein Wunder, dass daher Czepko von unseren Litterarhistorikern gar nicht erwähnt wurde und dass erst Gervinus seiner gedenkt, ihn aber sehr kurz abfertigt (4. Aufl. 3. Bd. S. 246), nachdem erst August Kahlert durch einen besonderen Aufsatz in Prutz, Litterar. Taschenbuch 1844. S. 133—152 mit Recht auf ihn aufmerksam gemacht hatte.

Der Litterarhistoriker kann allerdings in den Zeiten n a c h Erfindung der Buchdruckerei sich nur an d a s halten, was wirklich g e d r u c k t ist. Es fragt sich aber, ob bei Beurtheilung der Dichter dies a l l e i n maßgebend sein darf. Schwerlich. Was einer an und für sich als Dichter war, darf eben so gut die Aufgabe der Litteraturgeschichte sein, als was er seinen Zeit-

genossen gewesen ist. Manche Dichter waren zu ihrer Lebzeit nichts und würden noch heute unbekannt sein, wenn sie nicht gewissermaßen erst wieder entdeckt wären, wie Andreas Scultetus; manche haben erst lange nach ihrem Tode eine bessere Würdigung gefunden. In einer Zeit, bei der es fast zu verwundern ist, dass überhaupt noch ein Buch gedruckt wurde, müssen wir auch zu den Handschriften unsere Zuflucht nehmen, und von Czepko sind noch Handschriften genug vorhanden, *) nach denen wir für ihn eine größere litterarische Bedeutung in Anspruch nehmen können.

Czepko war als Dichter fruchtbar und vielseitig und wusste die metrischen Formen so wie die Sprache gut zu handhaben, wenn er auch wie seine dichtenden Landsleute nicht frei von Silesismen ist. Er hatte ein tiefes Gemüth, das zwar sich gern den übersinnlichen Dingen zuwendete, aber doch auch für die Freuden der Welt empfänglich blieb: einige seiner Liebes- und Scherzgedichte dürfen seinen ernsteren an die Seite gestellt werden. Freilich sind ein sittlicher Ernst, eine männliche Würde und ein tiefes religiöses Gefühl diejenigen Eigenschaften, die ihn vor seinen dichtenden Zeitgenossen auszeichnen. Er ist, wie ich schon früher gesagt habe (s. Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit, Leipzig 1843. S. 259) einer der gesinnungsreicheren und edleren Charaktere des traurigen 17. Jahrhunderts. Er ließ sich durch keine kaiserlichen Ehren- und Gnadenbezeigungen abwendig machen vom Glauben seiner Väter und blieb eifrig bemüht, für seine unterdrückten Glaubensgenossen in den schlesischen Erbfürstenthümern Jauer und Schweidnitz größere Freiheit in Ausübung der evangelischen Religion zu erwirken.

Im J. 1645 that er der kais. Majestät ganz freimüthig dar in einem „unverfänglichen Bedenken“, dass trotz der gewaltsamen Reformation (seit 1629) doch niemand katholisch geworden sei als solche, die dadurch zu einem Amte gelangen oder einer weltlichen wohlverdienten Strafe hätten entgehen wollen; überhaupt gäbe es in den Städten außer den Rathsbeamten beinahe gar keinen Katholiken.

*) Sie werden in der Rehdigerschen Bibliothek zu Breslau aufbewahrt und sind Abschriften von der Hand des um die schles. Litteratur sehr verdienten Sammlers Ezechiel.

Ich hatte früher einmal die Absicht, Czepko ausführlicher zu behandeln. Durch andere Arbeiten bin ich darin unterbrochen worden. Aus meinen Sammlungen will ich jedoch Einiges mittheilen, wonach Czepko doch etwas bedeutender scheinen wird als aus den Proben bei Kahlert.

Aus einem Gedichte an Donath.
Wresin 20. April 1632.

Wo Freiheit ist und Recht, da ist das Vaterland.
Dies ist uns aber nun und wir ihm unbekannt.
Es streite wer da will! Es ist dahin gekommen,
Der falsche Frieden hat das Land nun eingenommen,
Die Faulheit aber uns. Doch wüthe dar und hier!
Auch aus der Asche wirft die Freiheit Flammen für,
Die kein Blut nicht verlöscht. Lass alle Kirchen schließen
Und jage Gott selbst aus, Er kommt in die Gewissen.

Wo nicht vor das Vaterland, jedoch mit dem Vaterlande.
Über eines treuen Landmanns Abschied.

Nachdem des Himmels Rach in grimmen Schlachten glüht,
Und niemand keine Treu in deutschen Herzen sieht;
Nachdem ein jeder lässt das allgemeine Wesen,
Aus dessen Fall er ihm sein eignes weiß zu lesen;
Nachdem wir die Gesetz und alles Recht verlor'n
Und alle müssen thun was Einer auserkor'n;
Nachdem man hat den Hut der Freiheit abgezogen,
Und das verfluchte Joch um ihren Hals gebogen;
Nachdem der Pöbel sich zu fremden Göttern sellt
Und nichts von Ehrbarkeit und guter Aufsicht hält;
Nachdem der deutsche Muth von großen Häusern kommen,
Die Furcht und Heuchelei indessen eingenommen;
Nachdem das Band der Welt, der Glauben abgethan,
Und Misstreu Frieden heißt, der Alles stürzen kann;
Nachdem das Vaterland zu Sturm und Grund gegangen
Und seine letzte Hülf und Ölung hat empfangen;
Nachdem der Schatten selbst des ersten Standes fleucht,
Und mit der Leichen sich in ihre Gruft verkreucht —
Stirbst du, o theurer Mann. Wollt ihr es recht verstehen:
Er will zu Grabe hin mit unserm Lande gehen.

So gut sie gerathen.
An seine Freunde.

Wann ich vom Felde komm' und etwan einem Hasen
Das durch beschwitzte Fell durch meinen Wind gezwagt,
Wann ich dem grimmen Wolf ein Schäflein abgejagt,
So dicht' ich ofte Vers', indem ich soll verblasen.

Oft, (es ist mein Gebrauch,) wenn meine Leute dreschen,
Muss mit dem Schieferbuch ein Junge bei mir stehn.
Wenn ich den Schäfer schelt' und heiß ihn von mir gehn,
So muss den Zorn in mir ein Epigramma löschen.

Gefall' ich euch, ihr Freund', und lobt ihr meine Sachen,
So glaub' ich, dass ich nicht der letzte Dichter sei,
Wo nicht, betrüg' ich mich. Jedoch bedenkt dabei,
Ob man es besser auch könnt' untern Bauern machen. *)

Alles hin, bis auf das Gemüthe.
Seiner Feder Begräbniss.

Nur aus, o Buch! das Dorf vom Merzen das ist Graus,
Der schöne Meierhof zu Kletschkau wüste worden,
Das Striegen Vorwerk fort; das viert' in diesem Orden
Will auch mein Berggut sein — darum, o Buch, nur aus!

Die Güter nehmen ab, die Schatzung aber zu.
Das Haus wird leer an Geld und voll an Krieges-Knechten.
Kehr' ich mich hundertmal zur Linken oder Rechten,
So hab' ich Tag und Nacht bei keinem keine Ruh.

Ich will hier unterm Kalk und meiner Güter Staub
Die Feder, meine Lust mit ihrem Thun begraben.
So lange wir bei uns die Schwedschen Krieger haben,
Ist sie der Motten zwar, wir ihrer Hände Raub.

Nicht ohne Wunderwerke.
Von dem durchlauchtigen Hause von Österreich.

Seht, unser Österreich steht über den Gestirnen,
Es grünt und blüht je mehr, je mehr es Feinde hat.

---

*) Czepko lebte viel auf seinen Gütern; außer Merzendorf bei Schweidnitz besaß er noch drei Vorwerke.

Was machst du hier, o Welt? Es wird sich früh und spat
Die ganze Welt zu Tod an diesem Hause zürnen.

Mit der Säule, das Gebäude.
An Deutschland.

Ich sag' es, Deutschland, dir: Soll Österreich ja fallen,
(Wie jedem seinen Fall der Himmel auserkiest)
Du fällst mit ihm. Ich hör', ich höre Häuser fallen,
Denn mit der Saulen fällt was drauf gebauet ist.

Ehrsucht, nächster Todtengräber.
Wallensteinischer Tod.

Der alles wusst allein, was er durch andre that,
Und zwar von Friedland kam, doch Krieg und Streit erhaben,
Liegt ohne Titel dar. Fragst du, wer ihn begraben?
Deutsch weiß ich's nicht, sonst heißt es: la raison d'Etat.

Alte Zeit bringt Leid.
An seinen eingerissenen Meierhof.

Ich lieg' und schaue hier den Ackerleuten zu,
Klag' über meine Feind' und die verstörte Ruh.
Ich muss das Feld vor mir, und hinter mir die Mauern,
Weil jenes ohne Saat, ohn Zimmer die, bedauern.

Das Feld, ach, dass ich dran gedenken soll und darf!
Wo Wellen weit und breit das Meer der Ähren warf,
Wird vor der Äser Schaar nicht mehr im Felde funden,
Weil hier nichts als Gezelt' anstatt der Mandeln stunden.

Das Haus ist aus, in dem der kranke Herzog lag
Und Torstenson viel Rath mit seinen Helden pflag,
Wo ich die Pferde sah auf den bedüngten Huben
An ihren Pflügen gehn bei Tisch in meiner Stuben.

Ihr Schafe, die kein Wirth so gut wird treffen an,
Ihr Kühe, die so gut kein Schweizer melken kann,
Ihr Stuten, die ihr war't in Friesland auferzogen:
Die Ställe, die sind euch, den Ställen ihr entflogen.

Ihr Ställ' auch und dann du der Scheuern schöne Bahn,
Wo durch das Jahr nie ward ein Flegel abgethan,

Und du gemau'rter Stock — was habet ihr begangen,
Dass der Verwüster euch ließ keine Gnad' erlangen?

Kann auf zweitausend Schritt allhier nichts sicher sein,
So trägt die Weichbilds-Stadt nichts unserm Landwirth ein.
Das heißt dem Jüngsten Tag aus Freundschaft vorgegriffen,
Wie wird dafür das Fett von dem Zerstörer triefen!

Todesgedanken. Ao. 1660. 2. Aug.
In meinem Siechbettlein.

Wenn Krankheit, Weh und Schmerzen
Des Todes Boten sind,
So nehm' ich recht zu Herzen,
Was Gott mit mir beginnt.
Ich lieg' in seinem Willen,
(Sein Willen der ist gut,)
Weil meine Pein zu stillen
Kein Arznei etwas thut.

Und was ist unser Leben?
Was ist's? Ein Sommertag.
Es kann sich viel begeben,
Als wie es heute pflag.
Schön heimlich war der Morgen,
Des heißen Donners Macht
Setzt Mittags uns in Sorgen;
Der Abend bringt die Nacht.

Was wir verstehn und sehen,
Nicht sehn und nicht verstehn,
Ist lauter Angst und Flehen
Und heißt uns untergehn.
Der Krieg, das wilde Wesen,
Der unser Land verheert,
Macht, dass ihm zu genesen
Kein Christensinn begehrt.

Ich höre täglich läuten:
Frag' ich, so sagt man mir

*) Mit Weglassung von vier Strophen.

Von nichts als Todesbeuten,
Die trägt man außen für.
Die Glocken, wann sie klingen,
So rufen sie mir zu:
So wird man morgen bringen
Vielleicht auch dich zur Ruh.

Die Bücher, meine Liebe,
Die um mein Bette stehn,
Wie sehr ich mich betrübe,
Doch schrei'n sie, ich soll gehn.
Die, so sie konnten schreiben,
Sind mehrentheils dahin.
Wo soll dann ich verbleiben,
Der ich noch schlechter bin?

Die Schnitter, so itzt hauen,
Ertheilen den Bericht:
So ist der Tod zu schauen,
Kein Halm bleibt vor ihm nicht.
Des Weizens Kolben sinken,
Des Habers Rispen fliehn —
So, wann er pflegt zu winken,
Muss der und ich entfliehn.

Rechn' ich mich nach den Jahren:
Halb hab' ich ausgelebt.
Viel sind zu Gott gefahren,
Die nicht dies Ziel erhebt.
Der Krankheit langes Wesen,
So mich mein Bürdlein heißt
Anitzt zusammen lesen,
Erfreuet meinen Geist.

Drum fleuch aus dieser Hölen,
Aus diesem Neste hin,
Du Geist von meiner Seelen!
Der Tod ist dein Gewinn.
Halt dich in wahrem Glauben
Aus fester Zuversicht;
Das kann dir Niemand rauben,
Was Jesus dir verspricht.

Schleuß dich in seine Wunden,
Und forsche weit und breit,
Bis du das Kind gefunden
Der Lehns-Gerechtigkeit.
Siehst du den Titul blinken,
So sprich: der Erden Pracht,
Ihr Reich, ihr Purpur stinken!
Ihr Freunde, Gute Nacht!

XVII.

SCHILLER'S ERSTE LITTERARISCHE FEHDE

UND DIE

HERAUSGABE DER ANTHOLOGIE.

VON

EDUARD BOAS.

(Das hier abgedruckte „Fragment" ist aus dem hinterlassenen Werke „Friedrich Schiller, eine Lebensbeschreibung" von meinem verstorbenen Freunde Eduard Boas. Die Vollendung dieser vortrefflichen Unternehmung — von dem Verfasser mit der größten Sorgfalt und Mühe behandelt — hat er leider durch sein frühes Scheiden, nicht ausführen dürfen. Der Entstehung und Bearbeitung des Werkes ist der Unterzeichnete mit inniger Theilnahme von Abschnitt zu Abschnitt gefolgt und hat oft die Freude gehabt Beiträge oder Nachweisungen hierzu mittheilen zu können. Wie ausführlich der Plan des Ganzen angelegt war, beweiset dass das ausgearbeitete Manuscript — bis zu Schillers Aufenthalt in Dresden — über 800 Seiten umfasst, und da dieses schon ein für sich selbständiges Werk bildet, das sich nicht allein durch neue Forschungen und Berichtigungen als auch durch eine blühende kräftige Schilderung auszeichnet: wird der Unterzeichnete dasselbe jetzt für den Druck vorbereiten.

Berlin. W. von Maltzahn.)

Zur Zeit, als Schiller die Carlsakademie verlassen hatte, war die Sucht nach Musenalmanachen in Deutschland epidemisch geworden. Jede Stadt, jede Landschaft, die nur noch irgend im Reiche des guten Geschmacks mitzählen wollte, musste alljährlich ihre poetische Blumenlese aufzeigen können, und die Metropole des sangberühmten Schwabens durfte natürlich nicht zurückstehn. Aber es fehlte der Choraget, um dessen berühmten Namen sich die Reihen der Dichter schaaren konnten, und in Ermangelung eines solchen, pflanzte Gotthold Friedrich Stäudlin sein Banner auf. Derselbe, 1758 zu Stuttgart geboren, war dort als Kanzleiadvokat angestellt und hatte 1780 das Gedicht „Albrecht von Haller," dann „Proben einer deutschen Aeneïs, nebst lyrischen Gedichten," herausgegeben.

Zwar besaß er wenig Talent zur Poesie, doch wusste er diesen Mangel vor ungeübten Blicken durch Reimfertigkeit und Dreistigkeit zu verstecken. Er gründete also die „Schwäbische Blumenlese“ und als er 1781 den ersten Jahrgang vorbereitete, da fand sich, wie arm das einst so liederreiche Schwaben geworden sei. Wieland lebte fern, Schubert saß auf dem Asperg. Stäudlin konnte nur mit Noth ein Dutzend Poeten zusammenbringen, und diese glichen großentheils dem Grase, das der Herr auf dürren Bergen wachsen lässt. Lauter farblose Namen begegnen uns, und da die Lebenden nicht ausreichten, wurde aus dem Nachlass zweier Todten noch eine poetische Beisteuer citirt. Hierzu gesellte sich Schiller mit seinen Freunden Haug und Conz. Haug lieferte muntere Epigramme und einige Lyrika, Conz gab schwärmerische Dichtungen à la Klopstock, Schiller stiftete eine Lauraode für den Almanach: „die Entzückung an Laura.“[1]) Man glaubte sonst, der ganze Cyklus von Lauragedichten sei zuerst in der Anthologie an's Licht getreten, bis meine Nachträge (III. 10.) auf jenen früheren Abdruck hinwiesen. Zwar ging die Ode bald nachher in Schiller's eigene Blumenlese über, allein sie zeigt sich dort so bedeutend verändert, dass eine Zusammenhaltung beider Formen wohl von Interesse ist.

Wir sehen, dass zwischen Schiller und Stäudlin zur Zeit ein gutes Vernehmen waltete, aber schon in kurzer Frist findet sich dasselbe vollständig zerstört. Was den Bruch herbeigeführt hat, darüber würde uns jede Auskunft fehlen, wenn nicht eine Epistel an „Herrn Professor S-[chott] in Erlang.[2]) welche Stäudlin 1782 niederschrieb, die Ursache mit ziemlicher Klarheit andeutete. Darin schildert er seine Plagen als Redakteur des Musenkalenders, und entwirft ein erschreckendes Bild von den Beiträgen, die ihm zugeschickt worden:

„Ich brech' ein zweites Siegel auf — und hu!
Ein Odensturm — wie tobt er auf mich zu!
Gehäufter Unsinn überall
Und ungeheurer Wörterschwall —

---

[1]) Schwäbischer Musenalmanach, 1782, S. 140.
[2]) Schwäbischer Musenalmanach, 1783, S. 186 f.

Ha! welch ein Flug! — Das tönt mir allzu lyrisch!
Mich dünkt, ich lese gar sibirisch![1])
Es wirbelt strudelt donnert braußt
In jeder Zeile so wie in des Dichters Hirne.
Die eine Stelle sagt: Hier schlug sich mit der Faust
Der Autor an die spröde Stirne!
Die andre: Hier hat er in Fieberglut geträumt!
Die dritte: statt zu denken, fad gereimt!
Was soll ich thun! — die arme Leserwelt
Tyrannisch auf des Unsinns Folter spannen?
Nein! lieber das Gedicht verbannen,
So sehr mein Pindar auch für Meisterstück es hält!"

Man kann nicht zweifeln, dieser Angriff war auf Schiller und seine Lauraoden gemünzt, von denen er muthmaßlich noch mehrere für den Almanach eingesendet hatte. Stäudlin aber — mag der Anlass nur Eifersucht oder wirklicher Unverstand gewesen sein — nahm nur „die Entzückung" auf, und ließ vielleicht noch eigenmächtig die zwei Strophen wegfallen, um welche wir das Gedicht in der Anthologie (Nr. 4) vergrößert finden. Maßlose Selbstüberschätzung auf der einen Seite und gerechter Stolz auf der andern waren also, wie es scheint, die Haupthebel jener raschen Trennung zwischen Schiller und dem Almanachsredakteur. So rollen die Jahre und so ändert sich die Zeit. Damals dünkte sich Stäudlin ein erhabner Meister gegen Schiller, und heute nennen wir seinen Namen nur deshalb, weil er doch in einer, wenn auch feindseligen Beziehung zu unserm Dichter stand.

Solcher Zwist trübte übrigens Schiller's kritische Unparteilichkeit nicht, und als er für das Wirtembergische Repertorium eine Recension des Almanachs schrieb, tadelte er zwar was er tadeln musste, lobte Stäudlin indess, wo derselbe irgend Lob verdiente. Die Beurtheilung des Büchleins lautet dort:

„Bei der gegenwärtigen Mode, Kalender zu machen (Seuche darf ich sie doch nicht nennen, denn man streitet,

[1]) Als Stäudlin die Epistel in seinen Gedichten (Stuttgart 1791, Bd. 2. S. 324) wieder abdrucken ließ, tilgte er diese zwei Zeilen.

ob Krankheiten aufkommen, die die Alten nicht schon gehabt haben, und Musenalmanache hatten sie doch wohl nicht), bei der so empfindsamen Witterung im ganzen Deutschland, ist eine Wirtembergische Blumenlese kein Phänomen mehr. Man beschuldigt sonsten die Schwaben, dass sie erst anfangen, wenn ihre Nachbarn Feierabend machen, und in dieser Hinsicht — Gesegnet sei die endliche prophetische Ankunft des schwäbischen Musenalmanachs!"

„Bücher dieser Art lassen sich nur von drei Seiten ansehen. Entweder sie sind die Freistatt angehender schüchterner Schriftsteller, die hinter dieser Tapete Ruf oder Abschreckung vom Publikum erwarten. Man billigt sie in dieser Rücksicht, nur muss Letzterer Gehorsam geleistet, und jener — nicht vorausgesetzt werden. (Doch auch hiebei die unmaßgebliche Frage! Sind denn unser Klopstock und seines gleichen wiederum neuerdings begierig worden, das Maß ihres Genies zu wissen, dass ich auch sie in der Gesellschaft finde, und lassen sie sich, gleich alten Grenadieren, im hohen Alter noch messen, um zu erfahren, um wie viel sie zurückschlugen?) — Oder ein Almanach ist der unflätige Kanal, der die Indigestionen der Musen durch die Nasen des Publikums flößet? Pfui ihm! wenn er das wäre — vielleicht die Bude verlegener Waaren, und da lobte ich mir unsere pfiffigen Schöngeister, die ihren abgestumpften Witz gelegentlich bei dieser letzten Instanz noch umtreiben, gleichwie man veraltete Meubles und abgetragene Kleider nach Auktionen schickt, um ihrer mit Vortheil noch los zu werden? — Oder endlich will man dem schönen Geschlecht ein Präsent damit machen? Unnöthiger Aufwand; eben das thut ein Bischen Seife, in Wasser aufgelöst, hübsch durch ein Strohhälmchen drein geblasen, treibt Bläschen auf, blau, grün, roth, violett, und — ei, da freuen sich die Kinder!"

„Doch daran mag izo wahr sein, was wolle! gegenwärtiger Almanach ist immerhin nicht der schlechteste in Deutschland. Mir sind schon Kameraden von ihm zu Gesicht gekommen, die nur die Namen großer Dichter bei sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften. Wenn also ein Musenalmanach der Maßstab der Provinzialkultur ist, so mag Schwaben sich immerhin getrost an die Sachsen und Rheinländer anreihen — aber der Heerführer der schwäbischen Musen, Hr. Stäudlin, gürtet sein Schwert um,

dem ganzen unschwäbischen Deutschland ein Generaltreffen zu liefern, und dieses soll kein Haar weniger, als das Genie der Provinz entscheiden. Audaces fortuna juvat! Mag sich der Ausländer verschanzen, so gut er kann — heißköpfige Nordländer sind gefährliche Leute. — Es beliebt dem Herausgeber, seine eigene heroische Person einem Gärtner zu vergleichen, der einen Versuch in seinem nordischen Klima wagt, ob die herrliche Pflanze des Genies nicht auch hier gedeihe? Wahr ist's, viel thut hiebei die Milde der Zone — viel, sehr viel Begießen und Sonne — viel ein wohlangebrachter Schnitt — Aber der Gärtner muss die Ananas von keinem — Holzapfelkern erwarten!"

„Davon genug. Unter dem Schwall von Mittelmäßigkeit, dem Froschgequäke der Reimer hört man noch hie und da einen wahren Saitenklang der Melpomene. Die mehrsten Gedichte von Hrn. Thill, die Schwermuth vom Herausgeber selbst, Laura vom V. der Räuber, einige Arbeiten von Reinhard und Conz, einige Epigramme von . . . g, O, und Armbruster verdienen den besten ihrer Art an der Seite zu stehen. . . . g ist für das Sinngedicht gemacht, und sollte diese Anlage nicht versäumen. Armbruster ist ganz ohne Bildung, aber er verdiente gebildet zu werden. Reinhard's Poesien verrathen die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers (er hat sich auch an eine Uebersetzung des Tibull gemacht, und wird zuverlässig darin glücklich sein). Conz hat den Klopstock studiert und hat einen kühnern, männlichern Ton. Die Uebrigen machen die Masse."

„Dem Almanach ist ein Titelkupfer vorgesetzt, und stellt den Aufgang der Sonne über'm Schwabenland vor. Poz! was wir Zeitgenossen des 178gsten Jahrzehends nicht erleben! Der Stäudlinische Almanach die Epoche des Vaterlands! — Wenn diese Erscheinung nicht zum Unstern ein Nordlicht ist, das, wie die Wetterverständigen behaupten, Kälte prophezeiht — so sehe doch der Epochmacher zu, dass ihr rother feuriger Morgenstrahl ihm die Augen nicht verblende, und er — in der Finsterniss taumelnd — an den Schwertspitzen der Kritik sich spieße."

Trotz aller Mäßigung, war durch den Streit Schiller's Kampflust rege geworden. Wie später in den Xenien, so er-

klärte er auch jetzt seinem Gegner offnen Krieg; nicht rivalisiren wollte er mit Stäudlin, sondern dessen mittelmäßigen Musenalmanach „zermalmen.“[1]) Er sammelte nun wieder einmal die dichtenden Jugendgenossen um sich, und sie brachten Beiträge dar, welche großentheils noch auf der Akademie entstanden waren. Petersen wurde zunächst in's Vertrauen gezogen, er musste bei der ganzen Angelegenheit behülflich sein; Scharffenstein und Haug lieferten gewiss gern, was sie von kleiner poetischer Münze eben vorräthig hatten, und ausserdem werden uns noch zwei andere Mitarbeiter genannt: F. F. Pfeiffer, und ein Graf Zuccato.[2])

Ferdinand Friedrich Pfeiffer, geboren 1759, ein Sohn des Bürgermeisters von Pfullingen, gehörte zu den talentvollsten und fleißigsten Eleven der Akademie. Er hatte Kameralwissenschaften studiert, wurde gleichzeitig mit Schiller als Amts-Kammer-Secretarius entlassen, und erhielt 1782, neben seinem Amt, eine Lehrerstelle in der Anstalt, deren Schüler er noch vor kurzem war. Pfeiffer übersetzte 1781: „Nanine, eine Comödie von Voltaire“ und seine Vorrede suchte darzuthun: dies sei das einzige Lustspiel in seiner Art, wozu Götz von Berlichingen und die Räuber Beweise liefern sollten. Schiller sagte darüber im Wirtemb. Repertorium (I, 192): „Uebrigens ist die Uebersetzung so gar schlecht nicht, als die Vorrede schließen lässt. Der Uebersetzer ist ein — Kameralist, und findet sich verpflichtet — den vaterländischen Handelsmann mit Makulatur zu versehen.“ Da diese Recension bald nach der Anthologie erschien, so wird man zugeben, dass Schiller seinen Mitarbeiter, wenn es Pfeiffer wirklich war, aus Kameraderie nicht eben geschont hat.

Georg Johann, Graf von Zuccato, aus Parenzo im venetianischen Antheil von Dalmatien, trat 1773 in die Akademie. Er zählte damals zwölf Jahre, war katholisch, und sein Vater wird in den Listen als „Herr auf seinen Gütern“ be-

---

[1]) Scharffenstein im Morgenblatt 1837, Nr. 58.

[2]) Döring, nach einer Mittheilung des Hauptmann von Schaurodt, der auf der Karlsakademie Schiller's Zeitgenosse gewesen war, und als hochbejahrter Greis noch 1841 in Jena lebte.

zeichnet. Erst im Frühjahr 1783 verließ er die Karlsschule und wurde Lieutenant im herzoglichen Jägerkorps.

Hierzu kommt noch der Verfasser des Gedichts: „Gefühl am ersten October“ (Anthologie, Nr. 83). Dieser war kein junger Akademiker, denn er sagt selbst, dass „Silberlocken seine Schläfe umwallten“, und außerdem muss es schon ein hochgestellter Mann gewesen sein, der den mächtigen General Rieger öffentlich „Freund“ nennen durfte. Ich möchte deshalb an Friedrich Eberhard von Gemmingen denken, geb. 1726; seit 1767 Geheimer Rath und Regierungspräsident zu Stuttgart, wo er 1791 starb. Derselbe war als Dichter bekannt, und Schiller kam vielleicht durch dessen Bruder Otto Heinrich von Gemmingen (s. o. S. 413)[1]) mit ihm in Verbindung.

Der einzige Mitarbeiter, den wir mit voller Sicherheit bezeichnen können, ist Hoven, zur Zeit Arzt am Militär-Waisenhause in Ludwigsburg. Schiller schrieb ihm:[2]) „Lieber Freund! Petersen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder besser Anthologie, schon gesagt haben. Du hast ihm eine Romanze geschickt, die ich schlechterdings nicht brauchen kann, weil sie die theologische Censur nicht passirt und das ganze Institut hintertreiben könnte. Sei also so gut und verfertige etwas anders, das wider die Intoleranz unserer Censur nicht so schnurgerade anrennt. Schick mir auch Deinen Ossianischen Sonnengesang und gute Epigramme, auch überhaupt lass Deine komische Muse für uns nicht verloren gehen. Ich leg es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verlust rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirtest. Vier Bogen sind schon gedruckt, und zwar sehr schön, mit dem schönsten Papier. Komm überhaupt dieser Tage hieher und dann das weitere.“

Wir haben nun, so gut es gehen wollte, den kleinen Kreis von Schiller's Hülfstruppen gemustert; übrigens sagt Scharffenstein ausdrücklich: „Die meisten Gedichte in der Anthologie

1) Im Manuskript. v. M.

2) Hoven's Biographie, S. 378. Da das Schreiben ohne Datum ist, so ließen die Herausgeber es auf ein anderes v. 25. Mai 1782 folgen, doch müsste es diesem unbedingt voranstehen, denn es wurde mehrere Monate früher abgefasst. Döring hat in der Compilation „Beiträge zur Charakteristik Schiller's, Altenburg 1845“ hinzugefügt: „Stuttgart, den 17. October 1781,“ aber dies ist nichts, als eine müssige Erfindung.

sind von Schiller, denn seine Fahne hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog." [1])

Man wusste auch damals in der litterarischen Welt, ehe die Blumenlese noch ans Licht kam, dass sie großentheils Schiller's eigenes Werk sei. Die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung (herausgegeben von Bertram), machte am 16. Februar 1782 folgende Mittheilung: „Der Verfasser des Schauspiels die Räuber, welches nächstens zu Mannheim, auf Verlangen der dortigen Bühne, bei Schwan ganz umgearbeitet erscheinen wird, ist der Regimentsdoktor Schiller zu Stuttgart der eine neue Anthologie herausgeben wird, worin die meisten Gedichte von ihm selbst und von einem Feuer sein sollen, wie man es von dem Dichter der Räuber erwarten darf."

Mit diesen Zeugnissen kontrastirt es freilich, dass uns in der Anthologie vier und zwanzig verschiedene Chiffren begegnen, aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Eben weil es ihm an Mitarbeitern fehlte, sah Schiller sich genöthigt, selbst unter recht vielerlei Gestalten aufzutreten, um dadurch der Sammlung das Ansehen größerer Mannigfaltigkeit zu geben. Leider besitzen wir keine authentische Urkunde über Schiller's Beiträge zur Anthologie, und wir müssen daher in ihren dunkeln Schacht hinabsteigen, um dort aufmerksame Untersuchungen anzustellen. Sie ist ein Album der Karlsakademie, in welches die poetischen Zöglinge sich eingezeichnet haben, und sie bildet, mit ihren Zügellosigkeiten aller Art, ein merkwürdiges Dokument für Schiller's Jugendleben. Jener geistige Beruf, den er nachmals so groß und schön erfüllt hat, trieb ihn zur Herausgabe: der Beruf, die farblose, entnervende Mittelmäßigkeit, die zugleich Kunst und Geschmack verdirbt, aus ihrem weichen Polsterstuhl aufzujagen. Wenn ihm jetzt auch noch nicht die volle dichterische Thatkraft gegeben war, so besaß er doch schon den ganzen Thatendrang; in der Anthologie sehen wir den Jüngling sich zum Epigrammendichter vorbereiten, und als solcher hat er denn auch später, in den Xenien und Votivtafeln, eine bewundernswerthe Höhe erreicht.

„Stäudlin hat für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten bekommen," schrieb Schiller 1781 an Petersen.

---

1) Morgenblatt 1837, Nr. 58.

Er selbst war nicht so glücklich, sondern musste die Anthologie auf eigene Kosten drucken lassen, wodurch die Schulden sich vergrößerten, mit denen ihn der Verlag seiner Räuber belastet hatte. Dennoch wurde das Buch sehr gut ausgestattet, und Schiller wählte statt des winzigen Formats, das sonst für Musenalmanache beliebt war, ein schlankes Octav. Als Vignette musste die Anthologie ein sauber gestochenes Apollobrustbild schmücken; Köcher und Pfeile führt der Dichergott, und in einem Blatte des Lorbeers, welcher ihn umkränzt, hat der Kupferstecher seinen Namen angebracht. Für unbewaffnete Augen ist derselbe beinahe unsichtbar, aber durch die Loupe liest man: E. Verhelst[1]). Der Titel lautet: „Anthologie auf das Jahr 1782. Gedrukt in der Buchdrukerei zu Tobolsko". (271 Seiten.) Dieser fingirte Druckort und die sibirische Maske überhaupt, waren eine Parodie auf Stäudlin's Kalender, denn dessen Titelkupfer zeigte die Sonne der Poesie, über dem Schwabenlande aufgehend, und im Vorwort hieß es: man möge nur sagen, ob denn die armen Schwaben wirklich unter einem so böotischen Himmel wohnten, dass die herrliche Pflanze des Genies hier nicht gedeihen können? — Wir haben bereits erfahren, dass Schiller diese Stelle in seiner Kritik bespöttelte, und dass er von dem Bilde meinte: die Erscheinung möchte statt der Sonne, wohl gar ein Kälte-bringendes Nordlicht sein.

Die Anthologie kam frühe in Vergessenheit, wozu der unvollkommene Titel das seinige beitrug, da derselbe weder Herausgeber, noch Druckort, noch Verleger nannte. Schon nach zehn Jahren war das Buch gewissermaßen eine litterarische Seltenheit geworden, obgleich in Stuttgart noch Exemplare genug lagerten. Am 11. Mai 1793 schrieb Körner an Schiller: „Leider habe ich Deine Anthologie nicht mehr. Mein letztes Exemplar hat Huber auf kurze Zeit von mir verlangt, und ich habe es nicht wiederbekommen. Um ein anderes zu bekommen, habe ich schon allerwärts aufgestellt, aber ohne Erfolg."

Nun giebt es noch eine Edition der Anthologie, welche bisher von keinem Biographen oder Bibliographen erwähnt worden ist; sie erschien 1798, als Schiller's Ruhm bereits voll-

1) Egydius Verhelst (geb. 1742) war Kupferstecher in Mannheim, und hat 1787 ein schönes Titelbild zum Don Carlos geliefert.

ständig begründet war. Diese Ausgabe war aber nur eine neue Titelausgabe, wodurch die Buchhandlung ihre noch vorhandenen Exemplare unterzubringen hoffte. Der veränderte Titel lautet: „Anthologie auf das Jahr 1782. Herausgegeben von Friedrich Schiller. Stuttgart, bei Johann Benedikt Metzler.“ [1]) Einen besondern litterarischen Werth erhält das Buch durch folgenden, vom Verleger hinzugefügten Vorbericht:

„Schiller, dessen Namen der Deutsche, wie die Namen Klopstock, Göthe und Wieland, mit patriotischem Stolz' und Ehrerbietung ausspricht, gründete seinen Ruhm schnell und auf immer. Nächstens erhalten wir an seinem Wallenstein ein neues Meisterwerk. Wenn nun auch die frühsten Geistes-Produkte an sich und besonders in so fern stets merkwürdig bleiben, als die Leser schon in den frühesten Jünglings-Versuchen das „os magna sonaturum“ erkennen und nur desto mehr staunen müssen, wie rasch und zu welcher Höhe sich sein Genius aufschwang; so hoft der Verleger der Schillerischen Anthologie auf das Jahr 1782. den Dank des Publikum zu verdienen, wenn er sie unter ihrer wahren Firma in den Buchhandel bringt, und so die vielen Liebhaber des langen Fragens und Suchens von diesem Buch, das wegen des verschwiegenen Namens des Herausgebers und des erdichteten Drukorts nicht allgemein bekannt worden ist, mit Einemmal' überhebt. Vorzüglich die mit M. P. Wd. und Y. bezeichneten Gedichte sind von Schiller. Vielleicht findet der Herr Verfasser mehrere derselben der Aufnahme in eine künftige Sammlung seiner Werke nicht unwürdig. — — Ostermesse 1798.“ [2])

Das Zeugniss, welches hier ein Mann ablegt, der dem Buche seit seinem Ursprung nahe gewesen, ist uns von großer Wichtigkeit. Wir erfahren daraus, was ich auch schon früher vermuthet und ausgesprochen hatte, dass Schiller sich gewisser Chiffren bediente, und dass alle Gedichte, unter denen sich diese Chiffren wiederfinden, für sein Eigenthum anzuerkennen sind. Jene Vorrede erschien aber noch beim Leben des Dichters und seiner nächsten Jugendfreunde; sie konnte ihnen nicht

---

1) Diese Mittheilung empfing Boas von mir. v. M.

2) Schwab muss diese Vorrede wohl gekannt haben; vergl. dessen „Schiller's Leben“ S. 90.

fremd bleiben, und ohne Zweifel würde irgend einer widersprochen haben, wenn sie etwas Falsches enthalten hätte.

Der fernere Text beider Ausgaben ist durchaus gleichlautend. Wir treffen zunächst auf eine gar seltsame Dedikation, worin Schiller das Buch „seinem Prinzipal, dem Tod“ zugeeignet hat. Dieselbe beginnt: „Großmächtigster Czar alles Fleisches, Allezeit Vermindrer des Reichs, Unergründlicher Nimmersatt in der ganzen Natur! Mit unterthänigstem Hautschauern unterfange ich mich deiner gefräßigen Majestät klappernde Phalanges zu küssen, und dieses Büchlein vor deinem dürren Kalkaneus in Demut niederzulegen. Meine Vorgänger haben immer die Weise gehabt, ihre Sächlein und Päklein, dir gleichsam recht vorsezlich zum Ärger, hart an deiner Nase vorbei, ins Archiv der Ewigkeit transportiren zu lassen, und nicht gedacht, dass sie dir eben dadurch um so mehr das Maul darnach wässern machten, denn auch an dir wird das Sprüchwort nicht zum Lügner: Gestohlen Brod schmeckt gut. Nein! dediziren will ich dir's lieber, so bin ich doch gewiss, dass du's — weit weglegen werdest. Doch Spaß beiseite! — Ich denke, wir zween kennen uns genauer, denn nur vom Hörensagen. Einverleibt dem äskulapischen Orden, dem Erstgebornen aus der Büchse der Pandora, der so alt ist als der Sündenfall, bin ich gestanden an deinem Altare, habe, wie der Sohn Hamilkars den sieben Hügeln, geschworen unsterbliche Fehde deiner Erbfeindin Natur, sie zu belagern mit Medikamenten Heereskraft, eine Wagenburg zu schlagen um die Stahlische Seele [1]), aus dem Feld zu schlagen mit Sturm die Trozige die deine Sporteln schmälert, und deine Finanzen schwächt, und auf dem Wahlplaz des Archaeus hoch zu bäumen deine mitternächtliche Kreuzstandarte. — Dafür nun (denn eine Ehre ist werth der andern) wirst du mir auswürken den köstlichen Talisman, der mich mit heiler Haut und ganzer Wolle an Galgen und Rad vorübergeleitet“ u. s. w.

Nun steigert sich der Ton bis zum ungemessenen Ausdruck der Räuber; ein gewisses Fümet von der Anatomie hat

---

1) Georg Ernst Stahl, ein berühmter Arzt und Naturforscher (geb. 1660, gest. 1734) suchte die versumpfte Wissenschaft der Medizin auf rationelle Grundsätze zurückzuführen, besonders in seinem Buche „Theoria medica vera. Halle 1737.“ B.

sich auch darin erhalten, und nur ein junger Mediziner konnte solche Zueignung niederschreiben. Auf dieselbe folgt dann ein frischeres Vorwort, um die sibirische Fiktion weiter fortzuspinnen:

Tobolsko den 2. Februar.

— Tum primum radiis gelidi incaluere Triones. — [1])

„Blumen in Sibirien? — Dahinter stekt eine Schelmerey, oder die Sonne muss Front gegen Mitternacht machen. — „Und doch — wenn ihr euch auf den Kopf stelltet! Es ist nicht anders; — Wir haben lange genug Zobel gefangen, lasst's uns einmal auch mit Blumen versuchen. Sind nicht schon Europäer genug zu uns Stiefsöhnen der Sonne gekommen und durch unsern hundertjährigen Schnee gewatet, irgend ein bescheidenes Blümchen zu pflücken? Schande unsern Ahnen — wir wollen sie selbst sammeln, und einen ganzen Korb voll nach Europa frankiren. — Zertretet sie nicht, ihr Söhne des milderen Himmels!“

„Aber im Ernst zu reden — das eiserne Gewicht des widrigen Vorurtheils, das schwer über dem Norden brütet, von der Stelle zu räumen, foderte einen stärkeren Hebel, als den Enthusiasmus einiger wenigen, und auch ein festeres Hypomochlion, als die Schultern von zween oder drey Patrioten. Doch wenn schon auch diese Anthologie euch lekerhafte Europäer so wenig, als — wenn ich den Fall seze — unser Musenalmanach, den wir — wenn ich ja den Fall sezen wollte — hätten können geschrieben haben, mit uns Schneemännern versöhnen wird, so bleibt ihr doch mindestens das Verdienst, Hand in Hand mit ihren Kamerädinnen im weitentlegenen Teutschland dem ausröchelnden Geschmack den G'nikfang geben zu helfen, wie wir Tobolskianer zu sprechen belieben.“

„Wenn eure Homere im Schlaf reden und eure Herkules Müken mit ihren Keulen erschlagen — Wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokazion auf den Helikon auslegt — wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leyerklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer

1) Ovid. Metam. II. 171.

aufgehangen. Zwar möcht ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischen Rubels finden, aber Krieg und theure Zeit entschuldigen alles."

„So geh dann hin, Sibirische Anthologie — Geh — du wirst manchen Süßling beseeligen, wirst von ihm auf den Nachttisch seiner Herzeinzigen gelegt werden, und zum Dank ihre alabasterne Lilienschneehand seinem zärtlichen Kuss verrathen. — Geh — du wirst in den Assembleen und Stadtvisiten manchen gähnenden Schlund der Langeweile ausfüllen, und vielleicht eine Circassienne ablösen, die sich im Plazregen der Lästerung müde gestanden hat. — Geh — du wirst die Küche mancher Kritiker berathen; sie werden dein Licht fliehen, und sich gleich dem Käuzlein in deinen Schatten zurückziehen. — Hu hu hu! — Schon hör ich das ohrzerfezende Geheule im unwirthbaren Forst, und hülle mich angstvoll in meinen Zobel." [1])

Jetzt wenden wir uns zu dem poetischen Inhalt der Anthologie. Die Entstehungszeit der einzelnen Beiträge von Schiller lässt sich nicht genau angeben, denn die Jahrzahl 1782, welche er ihnen in seiner Gedichtsammlung beifügte, kann sich nur auf den ersten Abdruck beziehen, da die Vorrede der Anthologie vom 2. Februar 1782 datirt ist. Der „Leichenphantasie" hat Schiller das Dichtungsjahr 1780 vorangesetzt; die „Elegie auf den Tod eines Jünglings" und „Die seligen Augenblicke" wurden schon 1781 gedruckt, und diese Jahrzahl findet sich auch über dem Eröffnungsgedichte: „Die Journalisten und Minos." Einzelne Stücke mögen wohl noch von der Akademie herstammen, aber die meisten entstanden gewiss im Jahre 1781. Um eine übersichtliche Vergleichung der Poesien zu erleichtern, werde ich sie, nach ihren Chiffren, gruppenweise zusammenstellen.

---

1) Die Dedikation und das Vorwort sind Y. unterzeichnet. v. M.

XVIII.

HEINRICH MÜHLPFORTH.

VON

AUGUST KAHLERT.

Die Gelegenheitsdichterei ist in Schlesien seit mehr als zwei Jahrhunderten vollkommen heimisch, und Opitzens Bemerkung, „dass in seinem Vaterlande keine Hochzeit, kein Begräbniss, ohne Verse sein können,“ bestätigt sich bis auf die neueste Zeit vollkommen. Opitz selbst hatte den Ton angegeben, der so lange in den Poesien seiner Landsleute nachhallte, indem er eben mit seinen Gelegenheitsgedichten vorzugsweise den Großen huldigte; denn aus den höheren Kreisen und aus den Studierstuben verbreitete sich jene poetische Complimentierwuth über den Bürgerstand und ward dadurch frühzeitig einzelnen kümmerlich besoldeten Gelehrten eine keineswegs schimpfliche Erwerbsquelle. Vergleichen wir die neuern schlesischen Gelegenheitsgedichte mit den ältern, so finden wir natürlich den Fortschritt der Sprache und des poetischen Geschmacks darin erkennbar ausgedrückt, die Gesinnung aber nicht wesentlich verändert. Eine behäbige, leicht zur Weitschweifigkeit verführende Darstellungsweise, wohlwollende Theilnahme an fremder Lust und Unlust, Gefühl, das aber mehr in die Breite als in die Tiefe geht, sprechen sich in leicht hinfließenden Strophen behaglich aus. Den Reimen hängt bis auf die neueste Zeit die gänzlich fehlerhafte Aussprache der Vocale an, die das schlesische sprachliche Idiom charakterisiert. Die Consonanten werden dafür schon in den ältesten schlesischen Gedichten richtiger, als z. B. in sächsischen gewürdigt. Der Schlesier reimt leicht: Freud und Leid, Liebe und trübe, Seele und Höhle, aber schwerlich: geneigt und leicht, laden und rathen u. s. w. — Hat sich solchergestalt das nationelle Prinzip schon in den

ältesten Denkmälern nicht verläugnet, so ist doch davon vieles zu trennen, was, dem Zeitgeschmacke angehörig, in jenen uns häufig, ja bis zum Ueberdrusse begegnet. Der ganze antike mythologische Staat, den erst Klopstock vertrieb und selbst Schiller's Vorliebe nicht auf die Länge wieder in Aufnahme brachte, gehörte der Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts zu sehr an, als dass auch das harmloseste Gelegenheitsgedicht darauf hätte verzichten sollen. Das Missverständniss des antiken Geistes ward insbesondere durch die Franzosen befördert. Die Deutschen haben dieselben leider lange über das Zeitalter Ludwig des vierzehnten hinaus, worin jene den europäischen Geschmack repräsentierten, nachgeahmt; und unter den Deutschen wieder waren es damals besonders die Schlesier, die für dichterische Production geschaffen schienen, was auch von der Welt laut anerkannt wurde. Wenn wir also in den schlesischen Hochzeits- und Begräbnissgedichten des siebzehnten Jahrhunderts die Bekanntschaft des ganzen Olymps machen, so haben wir uns darüber nicht zu wundern, sondern uns zu freuen, dass die Würde des deutschen Volksthums später dennoch gerettet worden ist.

Geschichtlich merkwürdig wird es immer bleiben, dass das Gelegenheitsgedicht über ein Jahrhundert lang den Thron der Poesie behauptet hat, und eine Vorliebe, welche vielleicht aus der schlesischen Nationalität sich erklären lässt, auch in den andern deutschen Provinzen so lange, ohne zum Spotte zu werden, gepflegt werden mochte. Es gibt keine andere Erläuterung für diese Erscheinung, als dass das vom dreißigjährigen Kriege verwüstete und zerrissene Deutschland kein Boden für Poesie war. Der Poesie fehlte würdiger Inhalt, die Form aber hatte sich ausgebildet; als Stoff war also die erste beste Gelegenheit zu reimen willkommen. Wenn wir denn versucht sind, die wohlbeleibten Sammlungen jener Ergüsse auf den Bücherbrettern in Ruhe zu lassen, so laden wir, so scheint es, dadurch eben keinen Vorwurf auf uns; — hat doch die geistige Entwickelung unserer Tage Ansprüche an den Litteraturforscher zu machen, welche ihn dringend auffordern, sich von dem für spätere Geschlechter werthlosen Ballast, den vorübergehende Zustände aufhäuften, nicht erdrücken zu lassen. Gar zu unwichtig aber sind jene Gelegenheitsgedichte für Kenntniss mannigfacher Lebensrichtungen nicht, als viele, durch die Form

Abgeschreckte voreilig meinen. Müssen wir die aufgehäuften Brocken von Gelehrsamkeit auch in den meisten Fällen für nutzlos und für eine Frucht der Eitelkeit nicht überströmender Weisheit erklären, so bleibt ihnen, wo der ästhetische Werth abgeht, oft noch der practische, dass sie zur Biographie merkwürdiger Personen einzelne, anderswo vergeblich gesuchte Notizen beibringen.

Dieses Alles verdient einige Erwägung, wenn man die Bekanntschaft eines Gelegenheitsdichters — denn diesen Namen verdient er vor Vielen — machen will, der zu den fruchtbarsten, und man darf sagen, späteren Andenkens würdigsten des siebzehnten Jahrhunderts gehört. Mit Recht ist auf Heinrich Mühlpforth um mancher gelungenen Lieder und sinnvollen Einfälle willen bereits von Wachler *) aufmerksam gemacht worden. Genauer auf den wenig bekannten Mann ist Franz Horn **) eingegangen, dessen Urtheil über ihn richtig, wenn auch nicht erschöpfend scheint; weder letzterer jedoch, noch andere deutsche Litteraturhistoriker theilen über des Dichters Lebensumstände, die nur aus ältern, zum Theil trüben Quellen zu schöpfen sind, etwas Genügendes mit. Eine Darstellung seines Seins und Wirkens zu versuchen, werden wir unter diesen Umständen hinlänglich aufgefordert.

Heinrich Mühlpforth ward am 10. Juli 1639 zu Breslau geboren, woselbst sein Vater, wie es scheint, sehr angesehen, als Kaufmannsältester lebte. Die ganze Familie des Namens zählte mehrere ausgezeichnete, selbst litterarisch gerühmte Männer. So wird noch ein Heinrich Mühlpforth, Arzt zu Oels und Vorfahre unseres Dichters, wegen der Gleichheit der Vornamen leicht mit diesem verwechselt, von Cunradus in dessen: Silesia togata als Dichter gepriesen. Einen größeren Ruf als solcher erwarb er weiter nicht. Unser Heinrich nun hatte das Unglück, seinen Vater zu verlieren, da er erst 12 Jahre alt, noch sehr hülfsbedürftig war. Wer sich zunächst seiner angenommen, ist nicht zu ermitteln; wohl aber erfahren wir, dass in dem talentvollen aufgeweckten Knaben die Lust zur

*) Vorlesungen über deutsche National-Litteratur. Frankfurt, 1818. Bd. II. S. 47.

**) Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart. Berlin, 1823. Bd. II. S. 85.

Malerei frühzeitig erwachte und dass er behufs weiterer Ausbildung einem gewissen Ezechiel Paritius, polnischem Hofmaler, damals zu Breslau wohnhaft, als Schüler anvertraut wurde. Die Fortschritte entsprachen nicht den Erwartungen, und Verwandte bestimmten ihn, die Apothekerkunst zu erlernen. In gelehrtem Wissen wurde er nebenher von dem später als Lehrer am Magdalenäum verstorbenen Karl Rhenisius unterrichtet, mit solchem Erfolge, dass die gelehrte Laufbahn des Knaben zu fördern beschlossen ward. Dem Magdalenäum als Schüler übergeben, ward er durch sein unruhiges Temperament bald aber in Misshelligkeiten versetzt, die ihn 1656 an das Elisabethan überzugehen bestimmten. Wahrscheinlich hatte seine später noch mehr hervortretende Neigung zum Witz Schuld daran, denn als er an dem letztgenannten Gymnasium zum erstenmale in die Classe trat, empfing ihn sein neuer Lehrer Johann Gebhard mit den Worten: es patri similis, nec possum dicere plura, eine Bemerkung, welche darin ihre Erklärung findet, dass Heinrich's Gesichtszüge einen fortdauernden satyrischen Ausdruck trugen. Hier schon machte er zwei Gedichte, die vielen Beifall erhielten, uns aber nicht aufbehalten sind. Die Gymnasialzeit war vollendet; den fast mittellosen, mit guten Zeugnissen ausgestatteten Jüngling unterstützte die Breslauische Kaufmanns-Innung durch Stipendien, so dass er 1658 die Universität zu Leipzig beziehen konnte. Hieselbst studierte er die Arzneiwissenschaft, erlangte auch die Gunst ausgezeichneter Professoren und würde vielleicht in dieser Laufbahn ausgehalten haben, hätte ein neues Ereigniss seine ganzen Lebensverhältnisse nicht umgeschaffen. Er fasste zu einer jungen Frau, Wittwe des Doctors Berlitt, von Geburt Zabel, eine so entschiedene Neigung, dass er, der jugendlich rasch entschlossene Student, sie heirathete, ein Schritt, den er im Stillen oft bereut haben mag, weil die Liebenswürdigkeit der jungen Frau späterhin einem unleidlichen zanksüchtigen Wesen Raum gab. Auch in Leipzig missbilligte man den übereilten Schritt, bis es endlich dahin kam, dass Mühlpforth den Ort und zugleich sein bisheriges Studium verließ; er ging 1660 nach Wittenberg und studierte nun mit Eifer die Rechte. Hier dichtete er auch, wie es scheint, wenig; mindestens sind uns von dem Leipziger Aufenthalte mehr Gedichte übrig, als von dem zu Wittenberg. Dafür schrieb er hier eine Dissertation de iure sepulturae, wo-

durch er die Würde eines Doctors beider Rechte erwarb. Eben jetzt starb in Breslau ein gewisser Machner, Notarius bei dem Consistorial- und Vormundschaftsgericht, mit dem besondern Titel ab expeditionibus latinis, was eine Beschäftigung mit Secretariatsgeschäften zu bedeuten scheint. Es gelang Mühlpforth's Freunden, ihm dieses Amt zu verschaffen, welches Mühlpforth, mit Weib und Kind schleunig zurückkehrend, antrat und bis an seinen Tod bekleidet hat. Er wird übrigens an einigen Orten, namentlich in einem Leichengedichte, womit die Breslauische Rathskanzellei sein Andenken feierte, nicht mehr Notarius, sondern Registrator genannt, und für den Zeitgeschmack witzig genug, von ihm gesagt:

Jetzt machest Lieder Du zu loben Deinen Gott
und registrierest, was kein Auge hat gesehen.

Der Umfang seines Amtes scheint mit einem Worte nicht klein gewesen zu sein*), denn er beklagt sich mehrmals über Last der Amtsgeschäfte. Er bekleidete es über zwanzig Jahre hindurch, nicht allein durch seine Pflichterfüllung, sondern auch durch andere Umstände geistig bedrückt, doch nicht gebeugt. Seine Frau wird als eine zweite Xantippe geschildert. Dazu war sein Körper seit dem zwanzigsten Lebensjahre kränklich; Nervenzufälle und Gichtschmerzen quälten ihn abwechselnd. Von sechs Kindern überlebte ihn nur eine Tochter. Aber sein Geist blieb ungetrübt, heiter und erfinderisch in launenvollen und witzigen Scherzen, die die Würze aufgeräumter geselliger Kreise ausmachten, ihm aber auch viele Feinde zuzogen. Dazu war er dichtend unermüdlich thätig. Wahrscheinlich mussten bei gesteigertem Lebensbedarf die Gelegenheitsgedichte ihm Erwerbsquellen werden, denn die Sammlung seiner Gedichte enthält allein gegen zweihundert Leichengesänge und eine ganze Schaar von Hochzeits- und Glückwünschungsgedichten auf die verschiedenartigsten Personen. Dass das Gelegenheitsgedicht in weit höherem Ansehn als heute zu jenen Zeiten stand, ist bekannt, und so rechneten, wie aus vielen Zeugnissen ersehen wird, Mühlpforth's Zeitgenossen ihm diese durch die vielseitigste Nöthigung abgedrungenen, unglaublich schnell hingeworfenen Arbeiten zum hohen Ruhme an. Als Gönner zeigte sich ihm namentlich der damals im höchsten

*) Schulmann, wie Franz Horn behauptet, ist Mühlpforth nie gewesen.

Ansehn stehende Hoffmann von Hoffmannswaldau, ein Breslauischer Patrizier, dessen frivole Verse noch ein halbes Jahrhundert später sehr gerühmt wurden, und der jetzt noch oft, doch fast nur zum Spotte genannt wird. Wenn es daher wahr ist, dass das auf Mühlpforth bei dessen Lebzeiten verfertigte Epigramm:

Neun Wörter und nicht mehr soll dieser Grabstein haben,
Hier unter diesem Stein liegt Gicht und Durst begraben —

von Hoffmannswaldau herrührt, so ist es wahrscheinlich nur in einer übermüthigen augenblicklichen Laune entstanden und nicht so böse gemeint gewesen. Die kunstvollen lateinischen Gedichte, welche Mühlpforth auf Hoffmannswaldau's Uebernahme der Rathspräsidentenstelle und dessen Tod verfertigt hat, — Hoffmannswaldau starb zwei Jahre vor Mühlpforth — zeugen von aufrichtiger Ergebenheit, wenn wir die darin enthaltenen Schmeicheleien auch sehr übertrieben nennen müssen. Auch scheint des hohen Gönners wegen M. oft beneidet worden zu sein. Neben amtlicher und dichterischer Thätigkeit, geselligem Verkehr und häuslichen und körperlichen Leiden las Mühlpforth fortwährend die alten Classiker mit Lust und Leichtigkeit; dass wir gerade besonders den Claudian und Statius hervorgehoben finden, könnte befremden, wenn dies aus dem Geschmacke des siebzehnten Jahrhunderts nicht erklärlich würde. Die Leichtigkeit in Ueberwinduug metrischer Schwierigkeiten, welche er besonders in lateinischen Gedichten bewährt, verräth eine nicht gewöhnliche classische Bildung. Das alcäische Maß, der scazontische Vers, der Hexameter wird von ihm mit Freiheit behandelt. Ferner liebte und übte er die Musik, deren Preise er ein eignes Sonett widmet, sang und spielte die Laute. — Gegen das Ende seines Lebens wuchsen die körperlichen Leiden des Dichters; ob zum Theil durch Neigung zu geistigen Reizmitteln, worauf Hoffmannswaldau's Epigramm hindeutet, lassen wir dahingestellt. Er sah dem Tode, wie mehrere Gedichte verrathen, gefasst entgegen, bis der vielfach gepeinigte Mann denn endlich am 1. Juli 1681 durch einen Schlagfluss von jahrelanger Qual befreit wurde. Es ist ein schönes Zeugniss, welches in dem erwähnten Nachruf seines Amtscollegen ihm in den Worten ertheilt wird:

> Du hast hier oft gezeigt, dass ein gesetzter Muth
> Auch auf der Folterbank der Glieder könne lachen.
> Gott war zuvörderst dir, dann auch ein Freund dein Gut,
> Das dich vergnügete und konnte lustig machen.
> Du hast bei manchem Grab dein Grabelied gemacht,
> Bei deiner Gliederqual vorlängest lernen sterben
> Und hast die Ewigkeit in dieser Zeit bedacht.

Weit übertriebener wird er in einem von Christian Knorr verfassten Gedichte gerühmt, sogar mit den Dichtern des Alterthums gepaart; und endlich ist von ihm gesagt:

> Hat dich Bernini gleich in Marmel nicht gehauen,
> Rauchmüller's kluge Faust in Helfenbein geätzt,
> So wird die Nachwelt doch die Pyramiden schauen,
> Die du dir aus Papier hast selber aufgesetzt.
> Die werden sicherlich weit mehr als jene dauern:
> Kein Moder langer Zeit, kein Schimmel greift sie an u. s. w.,

Diese letztere Prophezeihung hat sich nicht ganz erfüllt, wie die in den Bibliotheken weniger Litteraturfreunde aufbewahrten Exemplare der Mühlpforth'schen Gedichte augenscheinlich lehren. Indessen ist das Gedicht zwanzig Jahre später noch in den „schlesischen Helikon", jene zu ihrer Zeit sehr gerühmte Anthologie von Stieff übergegangen. Auch war von den Mühlpforth'schen Gedichten bei Lebzeiten des Dichters wenig oder nichts gedruckt; nach seinem Tode aber entstand so starke Nachfrage danach, dass endlich im Jahre 1686 eine sehr ansehnliche Auswahl, nach Zeitsitte geordnet, bei dem Buchhändler Johann Georg Steckh erscheinen konnte. Wer die Ausgabe besorgte, ist nicht bekannt. Sowohl die deutschen, als die lateinischen Gedichte bilden besondere, jede mit eignem Titel versehene Sammlungen. Die deutschen erhielten im folgenden Jahre noch einen zweiten Theil. Wieder aufgelegt hat man sie später nicht. Aber ihr Ruf erhielt sich lange, zu dessen Begründung das Lob Hoffmannswaldau's, der ihn mit dem Königsberger Titius von seinen Zeitgenossen fast allein als namhaften deutschen Dichter in der Vorrede zu seinen eigenen Gedichten hervorhebt, nicht wenig beigetragen haben mag. Indessen ist jene Sammlung nicht vollständig. Mühlpforth, der, wie einer seiner Panegyriker mittheilt, „an Schnelligkeit dem Naso glich," producierte zu unaufhaltsam und war dabei zu bescheiden in Selbstbeurtheilung, als dass er eine Gesammt-

ausgabe vorzubereiten Lust gehabt hätte. Es wird namentlich ein größeres Gedicht: „Hiob“, wovon uns Bruchstücke aufbewahrt sind, und worin er seiner eigenen Leiden dichterischen Ausdruck versucht haben mag, von gelehrten Zeitgenossen vermisst.

Fragen wir nun nach dem schriftstellerischen Charakter eines Mannes, der unter nicht eben begeisternden Umständen sehr fruchtbar war, so ist an das, was über Gelegenheitspoesie jener Tage im Allgemeinen einleitend gesagt worden, zuvörderst zu erinnern. Von den Fehlern jener epidemischen Poeterei, welche das siebzehnte Jahrhundert, als das der Unnatur und des undeutschen Wesens hinreichend documentiert, ist Mühlpforth nicht frei, durch Reichthum an Kenntnissen, durch ehrenwerthe Gesinnung und durch sichtbares Ringen mit den Fesseln des Jahrhunderts vor vielen Zeitgenossen ausgezeichnet. Er bewegt sich in der Opitz'schen Richtung und steht dieser wirklich näher als Hoffmannswaldau, der damals von aller Welt bewunderte vornehme Dichter, in dessen unmittelbarer und beschützender Nähe doch Mühlpforth gerade lebte, ohne von ihr angesteckt zu werden. Wir finden bei ihm nur wenige Spuren von jener Schlüpfrigkeit, jener aus den schlechtern italienischen Vorbildern entliehenen Unzüchtigkeit der Schilderungen, die Hoffmannswaldau zum Lieblingsschriftsteller der kraftlosen deutschen Welt für lange Zeit gemacht hat. Weitschweifig sind sie freilich alle beide; aber Mühlpforth ist selbst in Gelegenheitsgedichten gedankenreicher. Die lateinische Verskunst besitzt und übt er mit großer Leichtigkeit, oft mit Eleganz; die deutsche nicht minder, wenn ihm auch schlesische Provinzialismen oft entschlüpfen und dann und wann, in Folge der schnellen Production, die Quantität der Sylben minder streng als in Opitzens spätern Sachen beachtet ist.

Unter den lateinischen Gedichten darf man ein großes Lobgedicht auf die Stadt Breslau, die von allen dichtenden Schlesiern damals außerordentlich gepriesen wurde, „Vratislavia, urbs Augusta Silesiae“ hervorheben. Er nennt die Stadt:

> Unio terrarum, vicinorumque Smaragdus,
> certa domus Musis, perfecta meta nitoris.

Ferner sind ein Dankgedicht auf Warmbrunn, dessen Heilquelle des Dichters Gichtschmerzen gelindert hatte, „Thermae

Hirschbergenses" betitelt, das Epicedium auf Hoffmannswaldau und ein Lobgedicht auf den Frühling alles Lobes werth. Wichtiger freilich sind uns die deutschen Gedichte. Diese zerfallen in der Gesammt-Ausgabe in verschiedene, zum Theil chronologisch geordnete Rubriken. Der erste Theil enthält: Glückwünschungs-, Hochzeit-, Leichengedichte; dann vermischte Gedichte, geistliche Lieder; der zweite Theil eine Nachlese zu den Gelegenheitssachen, religiöse Gedichte, Uebersetzungen, geistliche Lieder, Sonette und sogenannte: „Verliebte Gedanken." Was die Gelegenheitsgedichte zuvörderst betrifft, so ist bei ihrer großen Zahl — es sind ihrer zusammen gegen ein halbes Tausend! — die Mannigfaltigkeit der Behandlung ewig wiederkehrender Stoffe bewundernswürdig. Sehr geschickt weiß Mühlpforth den einzelnen Gedichten durch Benutzung gegebener Verhältnisse ein gewisses individuelles Gepräge zu geben. Er nimmt sich gewöhnlich ein allgemeines Thema, das er dann ausführt, indem er es dem speciellen Fall gewandt anpasst. Da heißt ein Leichengedicht: „Unverblühte Lilie," ein andres: „die Fremdlinge allhier," oder „Triumphirende Gedult" u. s. w. Nicht selten wendet er in Hochzeitsgedichten dramatische Form an, wobei denn antike Gottheiten gewöhnlich figurieren müssen. Auch die von Hoffmannswaldau eingeführte Form der Heroide benutzt er. In den Versmaßen ist ebenfalls Abwechselung. Die leidigen Alexandriner, welche alle Poeten jener Tage zur Weitschweifigkeit verführten, wendet freilich auch unser Dichter am meisten an, doch oft mit zweckmäßiger Abwechselung des Einschnitts; die kürzeren Versmaße aber gerathen ihm sehr wohl. Wie schön z. B. sind folgende Strophen aus einem Hochzeitsgedichte vom 10ten September 1676.

Perle keuscher Zucht und Tugend,
Bild der angenehmen Jugend,
Schöne Braut, was soll es sein,
Dass sie ihrer Freiheit Schätze
Liefert in des Ehstands Netze,
Und stellt sich gefangen ein?

Oder will sie nach den Zeiten
Ihre klugen Sinnen leiten,
Weil sich jetzt verjüngt das Jahr,
Und fängt alles an zu blühen,
Will sie dies zum Beispiel ziehen,
Wenn sich schnäbelt Paar und Paar?

Muss die Schoß der reichen Erden
Jetzt des Himmels Braut nicht werden,
Wenn sie sich mit Blumen schmückt?
Wenn er mit den goldnen Strahlen
Pfleget ihre Brust zu mahlen,
Und viel tausend Farben schickt?

Wenn jetzt in den bunten Lenzen
Tulpen und Narcissen glänzen,
Und der Gärten Reichthum prangt?
Wenn der Baum in seinem Glanze
Als wie in schneeweißer Seide,
Die vollkommne Zier erlangt?

Sollte da der Mensch nicht leben,
Da die Götter selbsten schweben
In erwünschter Fröhlichkeit?
Sollte dann der Mensch nicht lieben,
Dem schon in das Blut geschrieben:
Paart euch dass ihr fruchtbar seid?

Reich an erhabenen Gedanken finden wir folgendes Leichengedicht vom 17. September 1679, dessen tiefer Ernst ergreifend ist:

Die Zeit will durch Minuten sterben,
Sie fleucht und folgt ihr selber nach.
Wie eine Fackel ja verderben
Muss durch ihr Scheinen allgemach:
So lauft der Zirkel aller Zeiten,
Der gar nicht zu verändern ist.
Die Alten wollten dies andeuten,
Wenn der Saturn die Kinder frisst.

Ihr Schlund verzehret Tag und Stunden,
Sie wächst und stirbet in der Flucht.
Der Tag hat kaum den Monat funden,
Der Monat ein Jahr aufgesucht;
Es schleust sich kaum der Ring vom Jahre,
So fängt sich schon ein neues an,
Dies stürzt ein anders auf die Bahre
Und wird auch wieder abgethan.

Jahr, Monat, Tag und Stunden fliehen,
Was weg, bleibt ewig weggeschwemmt.
Kein Rad kann was zurücke ziehen,
Mit Ketten wird hier nichts gehemmt.



Der Adler mag sich nicht so schwingen
Mit Pfeil-geschwinder Hurtigkeit,
Als unsre Tage sich verdringen,
Und sich verlauft der Kreis der Zeit.

Egypten indenk es zu machen,
Mahlt einen tief- und finstern Grund,
Der stets bewahrt von einem Drachen,
Und der mit aufgesperrtem Schlund
Den eignen Schwanz ihm abgefressen
Und unersättlich dran genagt.
Wer wollte nicht hieraus ermessen,
Es sei uns von der Zeit gesagt?

So ists demnach so hoch zu schätzen:
Wenn sich die Lebens-Frist verlängt,
Wer was den Jahren bei kann setzen,
Dass der so großes Gut empfängt?
Was hilfts mit flüchtigem Gewebe
Das kurze Garn zu unterziehn?
Und dass man wohl beschneiet lebe,
Sich mit viel Seufzern zu bemühn?

Ein Kind das in der Wieg erbleichet,
Und der gebückt von hinnen fährt,
Die haben gleiches Ziel erreichet,
Und eine Zeit hat sie verzehrt.
Die Wenigkeit der kurzen Tage,
Die hohen Staffeln vieler Jahr,
Erwogen auf gerechter Wage,
Sind unterschieden nicht ein Haar.

Der Mensch bleibt nur der Zeiten Beute,
Auch Elemente tauren nicht.
Wer wollte nun nicht lieber heute,
Gesegnen dieser Sonnen Licht,
Als dass bei Martern und bei Quálen
Und aller Schmerzen Ueberfluss
Er mög' ein tiefes Alter zählen,
Besaamt mit Ekel und Verdruss.

Flieht nun die Zeit, verschwindt die Stunde,
Raubt alles die Vergessenheit,
Gehn Erd und Himmel selbst zu Grunde,
Was soll der Mensch, ein Spiel der Zeit?
Sich in der Welt so sehr vergaffen,
Und dieser Meinung fallen bei,
Wie dass er bloß allein erschaffen
Um hier nur wohl zu leben sei?

Nein, aus des Monden Vorbild lernet
Ihr Sterblichen den wahren Zweck:
Je mehr der Sonnen er entfernet,
Und von den Strahlen kommet weg,
So wird er zwar dem Kreis der Erden
Gewähren seinen hellen Schein,
Doch himmelwärts mehr dunkel werden,
Weil er muss ohne Sonne sein.

So gehts: je mehr wir uns entziehen
Der Sonne der Gerechtigkeit
Und denken vor der Welt zu blühen,
Dass unser Ruhm sich weit und breit
Vergrößern mag mit neuen Strahlen,
So scheint es prächtig, schön und groß;
Kömmts die Schuld der Natur zu zahlen,
So stehn wir nackend, arm und bloß.

Wir sind verfinstert am Verstande,
Und kennen nicht das höchste Licht
Wir irren weit vom Vaterlande.
Gesetzt, der äußre Mensch zerbricht,
So wird er innerlich verneuret,
Zu unermessner Herrlichkeit.
Wohl dem der Gott die Seele steuret
Durch seine ganze Lebenszeit!

Man sieht in diesen Gedichten die größte Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache, und muss zugeben, dass unsere heutigen Gelegenheitsdichter vor jenen zum Theil nur eingebildete Vorzüge haben. Vieles kommt nach unserm Schicklichkeitsgefühl uns hart und verwerflich vor was damals allgemein üblich; viele Worte hatten einen ganz andern Sinn, der allmählich durch milder klingende Worte ausgedrückt wurde. So hieß damals „geil“ nicht viel mehr als „begierig;“ für „Brunst“ sagen wir „Glut,“ für „Wollust“ bloß „Lust.“ Sind ferner die Mühlpforthschen Epicedien und Epithalamien mit gelehrten Anspielungen nach unserer Meinung zu reich verziert, so muss man erwägen, dass im siebzehnten Jahrhundert Gelehrsamkeit bei dem Dichter, der freilich deshalb auch eine allgemeine Achtung genoss, vorausgesetzt wurde. Was dort zu viel gegeben war, jener Schmuck von zum Theil fern liegenden Gleichnissen und Zierrathen, erhalten wir vielleicht heute zu wenig. Bei uns gilt Seichtigkeit und plattiertes Gefühl eben das was damals jene lästige Putzsucht galt. Perücke

und Reifrock beschwerten auch den Flug der Phantasie. Heute sieht diese ihr Gebiet fast bereits erschöpft. Der Geschmack soll also nebst der ausgebildeten Sprache den Mangel ersetzen. Geschmack aber, der sogenannte gute, ist ein so räthselhaftes Ding, wie der verhängnissvolle Ring in Boccaccio's Erzählung. Wir wünschen, die Nachwelt möge gegen unsre Verse gerecht sein; bleiben wir es also auch gegen die eines Mühlpforth. Wir können ihm nicht absprechen, dass er menschlich schön noch an vielen andern als den angeführten Stellen empfindet, und das ächt menschliche Gefühl behält in der Poesie seinen ersten Rang bei allen Nationen, allen Geschlechtern und verdient ihn.

Die Gelegenheitsdichterei war Mühlpforth keine Last, er dichtete nicht, wann und weil er musste, sondern mit Lust; und spricht dies in seinem Gedichte: „Die verschwisterte Poesie und Musik" aus, wo er die Poesie also anredet:

> Ein Reim war meine Lust, ich habe manche Nacht
> nach deiner Göttlichkeit und Himmelslust getracht',

und weiter sagt er:

> Und hast du noch zur Zeit mir nicht viel Brot gebracht,
> so hast du mir den Weg zur Herrengunst gemacht.
> Ein Neider tadelt mich, und spricht, dass meine Zeit
> würd' übel angelegt mit lauter Verse schreiben.
> Ich sollte ja vielmehr die Rechtsgesetze treiben,
> als dass ich kleben blieb an solcher Eitelkeit.
> Verkehrter Aberwitz, o ungehobelt Holz,
> von vieler Phantasei bethörter Meinung stolz.
> Das heilig hohe Recht beliebet meinem Geist
> und wird in meinem Kopf sowohl als deinem sitzen,
> doch kann die Poesie auch nicht ein Schlechtes nützen.

Dann schließt er begeistert Poesie und Musik anrufend:

> Wie nenn' ich euch doch nur! Ihr fesselt mir mein Herz:
> wenn die gezogne Stimm' so wunderlieblich klingt,
> wenn der so zarte Schall sich in die Lüfte schwingt,
> so treibt der Himmel selbst mit eurem Spiele Scherz.
> Du Unmuthswenderin, o Laute, meine Lust,
> ist dir kein fertig Lied von meiner Hand bewusst?
> Auf Schwester Poesie, und sag es kühnlich aus
> was itzt mein Herze denkt, womit es sich ergötzet,
> du bist es erstlich ja, die ich so hoch geschätzet,

und nach dem Saitenspiel bricht auch die Lieb' heraus.
Ihr drei seid Herrscherin in meinem Muth und Blut
und bleibt auf dieser Welt mein allerbestes Gut.

Unser Dichter hat in der That Vieles gedichtet, was aus innerem Bedürfnisse hervorgegangen, nicht bloß durch äußere willkürliche Veranlassung hervorgerufen ward. Zuvörderst sind unter den geistlichen Liedern von ihm mehrere sehr anerkennenswerth, religiös empfunden, wenn auch im Ganzen denen eines Johann Hermann, Czepko, Scheffler nachstehend. Ein Morgengebet, zugleich als Probe, wie Mühlpforth die Sonettenform, worin ihm Fleming Muster gewesen, behandelt hat, möge hier als Beispiel stehn:

Sonett.

Ich wach' und sehe nun der Morgenröthe Licht
Mit muntern Augen an, Gott! Vater, aller Gnaden!
Entbinde mich der Schuld, mit der ich bin beladen,
Und gieb, dass jenen Tag mein geistlich Angesicht
Nach diesen sehen mag. Ach segne meine Pflicht,
Und meiner Hände Werk! behüte mich für Schaden,
Dass ich nicht immer darf in Jammerwellen baden,
Und ewig Ungelück mein trübes Herz anficht!
Dein Engel leite mich auf einer guten Bahn,
Dass mich der Teufel nicht in seinen Irrweg stürze!
Wo du nicht Helfer hilfst, so ist es ja gethan,
Ach! schaffe dass mein Heil kein böser Feind verkürze!
Die Seele soll dann rein, als wie der Morgenglanz,
Dir täglich Opfer thun, und dir sich liefern ganz.

Unter den Epigrammen — so müssen wir einige Grabschriften nennen, die Mühlpforth der Mode wegen hingeworfen — ist Einiges nicht unwitzig, z. B. die Grabschrift eines Säufers:

Mein Leser, weine nicht bei meinem Leichenstein,
Vergeuß nur anderswo die andachtvollen Zähren!
Kannst du mir frisches Bier und guten Wein gewähren,
So will ich schon mit Dir mehr als zufrieden sein.

doch zeigt er sich hier und noch mehr in den verliebten Gedanken als Nachahmer seines dichtenden Patrons, auf Kosten eigener Würde, da er das sittliche Gefühl an einigen Stellen mehr, als sonst mit seiner achtbaren Gesinnung sich zu vertra-

gen scheint, verletzt. Dasjenige, was ihn auszeichnet vor vielen Zeitgenossen, wird gerade von diesen am wenigsten erkannt, nämlich die Achtung vor dem Unvergänglichen in der menschlichen Natur, während er seines uns eben nicht mehr zusagenden Witzes wegen von jenen am Meisten gepriesen wird. Die übrig gebliebenen einzelnen Kapitel seines größeren Gedichtes „Hiob“ lassen den Verlust des ganzen, den wir schon erwähnten, bedauern. Endlich hat Mühlpforth uns noch einige sehr freie Uebertragungen von Stücken des Horaz, Martial, Ovid, Seneca hinterlassen, die freilich durchaus kein genügendes Bild der Originale liefern.

Dies ist in kurzer Uebersicht der litterarische Nachlass eines für seine Zeit nicht unbedeutenden Dichters, der Tausende der mit ihm Lebenden durch sein Talent reichlich erfreut hat. Es schließen die wenigen mitgetheilten Proben seiner Leistungen wohl am würdigsten mit einigen Strophen, die er schmerzbedrückt im Vorgefühle des Todes verfertigte:

Verlangen nach dem Tode.

Ich freue mich der letzten Stunde,
Die sonst dem Menschen Schmerzen macht.
Geht Erd und Himmel selbst zu Grunde,
Was bin denn ich, ein Wurm, bedacht,
Mein laimen Haus, die irdnen Wände
Zu schätzen ewig ohne Ende!

Die Hand so mich zuerst erbauet,
Die reißt mich, ihr Geschöpf auch ein.
Wem vor des Todes Pfeilen grauet,
Der kann kein Ueberwinder sein.
Lass Fleisch und Blut das Leben lieben,
Die Seele muss sich anders üben.

Ich seh, dass jeden Tag was stirbet;
Ja, dass der Leib ein Siechhaus heißt;
Wenn da bald Hand bald Fuß verdirbet,
Und das veralte Kleid zerschleißt:
So sucht der Geist sich frei zu machen
Und wird der mürben Fessel lachen.

Drum komm, o Tod, denn meine Seele
Erschrickt ob deiner Ankunft nicht,
Zeuch sie aus dieses Körpers Höle
Zu jenem unumschriebnen Licht.

Komm, süßer Gast, mein heiß Verlangen
Ist schon bestellt dich zu empfangen.

Ich bilde mir nicht dürre Knochen
Und wie man dich sonst malet ein.
Wenn meine Augen sind gebrochen,
So wirds ein sanfter Schlaf nur sein.
Ein Thor der mag dich hässlich nennen,
Ich aber muss dich schön bekennen.

Das Grab, das auch die Alten fliehen,
Nenn ich des Himmels Vorgemach.
Der Kittel, den man an muss ziehen,
Scheint heller als der Sternen Dach.
Der Schlaf ist kurz, die Nacht ist enge,
Zu jenes großen Tages Länge.

Ein Dichter, der mit solchen Gesinnungen aus einem Leben, das ihm so viele Qualen bot, scheiden konnte, hat gewiss gerechten Anspruch auf wohlwollendes Andenken der Nachwelt.

Nachweisung der benutzten Quellen.

Heinrich Mühlpforths Teutsche Gedichte. Breßlau, Verlegts Johann Georg Steckh, Buchhändler. Franckfurth am Mayn Druckts Johann Philipp Andreä. 1686. 8°. (Die Seitenzahlen laufen nicht durch's ganze Buch, sondern beginnen bei jeder Rubrik nach alter Sitte von Neuem.)

H. Mühlpforths Poetischer Gedichte. Ander Theil. Eben daselbst. 1687. 8°.

Heinrici Mühlpforti Poëmata. Ibidem 1686. 8°.

Erdmann Neumeister, Dissertatio de poetis Germanicis seculi decimi septimi. (Zuerst Leipzig 1695, dann Wittenberg 1708, mit dem Druckfehler 1808.) 4°. p. 71.

J. Sigmundi Johnii Parnassi Silesiaci centuriae duae. Wratislaviae. 1729. I. p. 149.

Leuschner's Spicilegia (zu Cunradi Silesia togata). Hirschberg. Spicileg. IX. Daselbst 1753. 4°. (Die Mittheilungen Leuschner's sind, wie fast in allen Fällen, so auch hier auf sorgfältige Forschung gegründet).

Mangelhaft ist, was Witten im Diarium biographicum und Mencken im Gelehrten-Lexikon über Mühlpforth mittheilen. Unter den Neueren hat ihn Franz Horn a. a. O. noch am Ausführlichsten besprochen.

XIX.

LIEDERBUCH
PAULS VON DER AELST
VOM JAHRE 1602.

IN DER GROSSHERZ. BIBLIOTHEK ZU WEIMAR.

Von H. v. F.

Paul von der Aelst war Buchdrucker in Deventer, der Hauptstadt Overijssels. Er besaß eine höhere Bildung als sie heutiges Tages bei seinen Standesgenossen vorzukommen pflegt. Damals galt die Buchdruckerei noch für eine freie Kunst, und die sich damit befassten, hielten sich für mehr als bloße Handwerker. Paul schriftstellerte und dichtete sogar. Wenn auch seine Gedichte nicht eben ausgezeichnet zu nennen sind, so sind sie doch nicht schlechter als viele seiner dichtenden Zeitgenossen. Er liebte eine Deventerin:

allhie ist sie geboren
in dieser löblich Stadt.

Er liebte sie um ihrer Zucht und Ehre willen und sang ihr ein langes Lied (Nr. 127),*) worin er am Schlusse den Anfangsbuchstaben ihres Namens: E. A. D. den seinigen ebenso hinzufügte: P. von der Ae.

Ob sein Werben glücklich war, darüber gibt dies Lied keine Auskunft, es lässt sich eher das Gegentheil annehmen, denn gleich in der ersten Strophe heißt es:

ein Jungfrau hübsch und zart
die ich begehret hab,
die man mir thut abschlagen,
das kränket mich gar hart.

---

*) Kommt abermals vor unter Nr. 153.

Wahrscheinlich war er unbemittelt und seine Geliebte reich: in einem Liede, worin jede Strophe mit einem Buchstaben seines Namens beginnt, singt er:

> es ist wol mehr gesehen
> ein Heirath so ungleich,
> und wenns nicht sollt geschehen,
> dieweil ich nicht bin reich,
> mein junges Herz, merk eben,
> würd sich dem Tod ergeben
> und wie ein Turteltäubelein
> enden sein junges Leben.

Nach einem andern Liede dagegen an dieselbe (Nr. 125) sollte man glauben, er sei doch noch glücklich in seiner Liebe gewesen, denn er schließt:

> Der dies Lied hat gesungen,
> groß Lieb hat ihn bezwungen,
> ihm ist es noch gelungen
> bei seiner Liebsten fein.

Später muss ihm sein Wunsch erfüllt sein, wenn der Anfang seines Scherzgedichtes (des letzten seiner Sammlung): wie die Männer ihren Frauen gütlich thun sollen, „um sie schön zu behalten“, nicht auch ein bloßer Scherz ist:

> Als ich für meinen Leib
> nahm ein schön junges Weib ff.

Dass sein Lied nur Scherz war, lehrt die Schlussstrophe:

> Ich habs aus Kurzweil gdicht,
> keinr Mann muss halten nicht,
> ich thus auch keinem rathen,
> es kost gar viel Ducaten,
> die findt man auf keinem Felse,
> das sagt Paul von der Aelste.

Seine Dichterei beschränkte er nicht auf Liebe, er verwendete sie auch zur Verherrlichung seines Berufes, der Buchdruckerei, dieser edelen freien Kunst und der damit verbun-

denen Schriftstellerei. Sein langes Lobgedicht beschließt er also:

> Soll ich alls melden mit Fug
> was Nutz die Druckrei bringt,
> ein Ries Papier wär nit gnug,
> was Guts daraus entspringt. ff.
> Dies Liedlein ist gedichtet
> der Druckerei zu Ehrn,
> zu Lob und Preis gerichtet
> denen die sich mit nährn.
> Thu es mein Gsellen schenken,
> fleußt her von einem Fels,
> wollet im besten gdenken
> des Pauli von der Aelst.

Wie er mit einem langen Lobe seiner Kunst seine Sammlung beschließt, so beginnt er sie mit einem langen Lobe der „Feder“ oder der „Schreiber“ d. h. aller derjenigen die lesen und schreiben können und dadurch zu höheren Ehren, Ämtern und Würden gelangen.

Dieser gesangliebende, dichtereiübende Buchdrucker veranstaltete zu Deventer im J. 1602 eine Liedersammlung, die unter folgendem Titel erschien:

Blūm vnd Außbund Allerhandt Außerlesener Weltlicher, Züchtiger Lieder vnd Rheymen, Welche bey allen Ehrlichen Gesellschafften können gesungen, vnd auff allen Instrumenten gespiellt werden Zu dienstlichem wollgefallen vnd ergetzung allen Ehrliebenden jungen Gesellen, Frawen vnd Jungfrawen, so wol auß Frantzösischen, als Hoch- vnd Nider Teutschen Gesang- vnd Liederbüchlein zusamen gezogen, vnd in Truck verfertigt (Holzschnitt) Gedruckt zu Deuenter, im jahr M. DC. JJ.

Kl. quer 8°. 8. Bl. Vorstücke, 190 pag. Seiten. Auf dem Titel 4 Zeilen schwarz, 5 rothgedruckt. Der Holzschnitt ein Herz, rechts von einem Schwerte, links von einem Pfeile durchstochen und bis zur Mitte von einer Säge durchsägt.

In der Vorrede spricht sich der Sammler also über sein Buch aus:

'Vorrede an den gutherzigen Leser. Es ist, günstiger lieber Leser, ohne Zweifel allen Menschen wol bewusst, wie dass die alten Poeten eine sonder Liebe und Neigung gehabt im Tichten und derowegen viel schöner und herrlichen Getichte, Reime und Lieder hinter sich verlassen, und solche Kunst bei ihnen auch in hohen Ehren gehalten worden. Weil aber heutigs Tags auch noch viel Liebhaber unter den Menschenkindern gefunden werden, welche auch etwas begehren zu lernen und zu erfahren, und doch die menschliche Natur gar ungleich, also dass der eine zu dieser, der ander zu jener Kunst eine Lust oder Begierde geschöpfet, gleich wie einer etwan ein Stück Fleisch in einer sauren, der ander in einer süßen Brüh, oder der eine gesotten, der ander gebraten haben will: Ebenermaßen finden sich auch jetziger Zeit viel Menschen hohen und niedriges Stands, jung und alt, welche eine sonderliche Lust in der Musik oder Singkunst haben, und ihre Gemüther, (welche jetzt mit dieser, bald einer andern Fantasei beladen) mit einem schönen Liedlein erfrischen. Dieweil aber einem jeden die Notengesäng nicht bekannt, seind derhalben für dieser Zeit an vielen unterschiedlichen Orten etliche teutsche Liederbüchlein getruckt worden, welche zwar mit vielen unverschämten, unzüchtigen und nichtswürdigen Liedern erfüllet, an welchen niemand Lust noch Wohlgefallen zu lesen, viel weniger zu singen, wie es dann auch sich nit gebühren will, denn durch solche unzüchtige Lieder wird die Jugend zur Leichtfertigkeit bewegt und verführt: derohalben ich nicht unterlassen können, jedoch auf freundliches Begehren und Anhalten etlicher ehrliebenden Gesellen und tugendsamen Jungfrauen, ein neues Liederbüchlein ins Werk zu richten und in Truck zu verfertigen, damit die Jugend sich in fröhlichen Conviviis oder ehrlichen Gesellschaften möge in aller Ehrbarkeit erlustieren und sich ihres Gemüths ergetzen und ein jeder ein schönes Liedlein singen oder auf einem Instrument spielen, damit alle unzüchtige und nichtswürdige Gesäng vermieden und hintan gesetzt und andere züchtige und zierliche an deren Statt können gebraucht werden. Hab mir derowegen fürgenommen, sowol aus französischen als hoch- und niederteutschen Gesang- und Liederbüchlein die fürnehmste, schönste, lieblichste und züchtigste*)

*) Dies nun weniger: es sind einige Lieder darin enthalten, die selbst

Liedlein, welche nach poetischer Kunst und nach Art der welschen und französischen Canzonetten, als gut ich die zusammen bringen können, bei einander zu fügen. Obwol ich deren mehr hätte beieinander bringen können, hab ichs doch hiebei bleiben lassen, dieweil zu End eines jeden Liedleins etliche schöne Reime hinzugesetzt, auch damit dies Büchlein nicht zu groß würde und um ein geringes Geld könnte verkaufet werden. Obwol mir wol wissend, dass mir etliche neidische und heimtückische Missgönner solches zum ärgsten werden deuten und auslegen, hab ich mich dessen leichtlich zu trösten, dieweil noch viel mehr gutherziger Leut gefunden, welche ihrer Vernunft zu viel zugeben und erkennen können, dass ich hiemit die junge Gesellen und Jungfrauen etlichermaßen von Lastern und Untugenden abziehen, zur Tugend aber und Ehrbarkeit allgemach und mit Glimpf anhalten wöllen. — Bitt derhalben einen jedwedern, wes Standes und Wesens er auch seie, wölle dieses mein geringschätzige Arbeit in keinem Weg mir verargen, tadlen oder schmähen, denn ichs aus gutem Herzen hab gethan. Solches um einen jeglichen zu verschulden, bin ich jederzeit willig und bereit. Thu mich und die meinigen samt E. L. jetzt und künftiglich dem Allmächtigen in seinen Schutz befehlen. Datum den 20. Novemb. im Jahr M. DC. JJ.

E. L. Dienstwilliger P. V. D. AE.'

Diese Vorrede gibt uns wie schon der Titel Aufschluss genug über das Verfahren des Sammlers. Er hat aus gedruckten Liederbüchern aufgenommen was ihn eben ansprach. So machten es damals die Drucker solcher Bücher überhaupt, nur dass Aelst eher etwas geändert und auch wol selbst mehrere Lieder erweitert hat: zu beiden Dingen hielt er sich als Dichter befähigt. Was übrigens anderen Druckern zu begegnen pflegte, begegnete auch ihm: er hat mehrere Lieder zweimal aufgenommen, sogar sein eigenes (Nr. 127. 153)! Wie die Sammler mehr oder minder dem Zeitgeschmacke dienstbar sind und um ihres Gewinns willen sein müssen, so auch Paul von der Aelst. Sein Buch fällt gerade in die Zeit, als das Fremde auch in der Poesie anfing sich geltend zu machen. Die ein-

---

nach den damaligen Begriffen von Sittlichkeit durchaus nicht züchtig, geschweige denn züchtigst genannt werden dürfen.

fachen deutschen Volkslieder gefielen nicht mehr, man liebte dafür die künstlichen welschen Liedesformen und allerlei Spielereien. So hat denn auch Aelst Übersetzungon und Nachahmungen solcher welschen Canzonetten, Madrigalien, Villanellen, Galliarden und wie das Zeug alles heißt*), ferner Namenlieder (Acrosticha), Echos und dergleichen. Doch ganz huldigt er dieser neuen Richtung nicht: er kann sich vom deutschen Volksgesange nicht trennen, er liebt die uralten Weisen und fügt sie neueren Texten hinzu, und was sein größtes Verdienst ist, er gibt uns mehrere schöne alte deutsche Volkslieder, einige sogar, die sich anderswo nicht mehr finden.

Ebendeshalb ist denn oftmals der Wunsch von vielen Seiten laut geworden, das ganze sehr seltene Büchlein durch einen buchstäblichen Abdruck zu vervielfältigen und so jedem Forscher und Liebhaber unserer Liederdichtung zugänglicher zu machen. Ich muss die Zweckmäßigkeit eines solchen Abdrucks entschieden in Abrede stellen. Die große Masse unbedeutender, oft sogar schlechter Liebeslieder verdient gar nicht weiter gedruckt zu werden; das Bessere und Beste ist bereits wieder gedruckt, und das was sonst noch für die Poesie und die Geschichte derselben einigen Werth hat, lässt sich auf wenigen Seiten abmachen, wie ich es hier in der alphabetischen Übersicht des ganzen Inhalts versuchen will. Wer zu einzelnen Liedern, wo ihm die anderswo vorhandenen Texte nicht genügen, den Paul von der Aelst vergleichen möchte, mag sich selbst an die Quelle wenden, das Buch ist jedem zugänglich.

Bei dieser Gelegenheit muss ich mich über das Wiederabdrucken einiger seltenen Bücher aus dem Gebiete der poetischen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts aussprechen. Ich halte es nur dann für gerechtfertigt, wenn das Werk selbst in poetischer oder sprachlicher oder litterarhistorischer Beziehung bedeutenden Werth hat. Die Masse des Stoffs ist bereits für Liebhaber und Forscher so groß geworden, dass jene eher abgeschreckt als gewonnen werden, und diese mehr und mehr verflachen, indem sie bei den vielen Seiten, welche das deutschphilologische Studium darbietet, sich mitbetheiligen wollen und auf eine leichte Weise auch können. Die For-

*) S. meine Vorrede zu meinen Gesellschaftsliedern S. IX.

scher sollten sich nachgerade darauf beschränken, den angehäuften Stoff zu sichten und sich dadurch einen schöneren Dank verdienen, dass sie mit Kritik und Geschmack das Bessere in reiner Form und mit Erläuterungen versehen hinstellen, damit endlich das Schöne der Vergangenheit ein bleibendes Eigenthum jeder Gegenwart unsers Volkes werden könne.

Im Frühlinge 1842 war es mir in Jena vergönnt, den Paul von der Aelst zu benutzen. Meine damaligen Auszüge habe ich jetzt erweitert und gebe sie in einer alphabetischen Übersicht des ganzen Inhalts. Das Original hat zwar keine gedruckten Nummern; da aber dieselben mit Bleifeder hinzugefügt sind und bis jetzt kein Exemplar *) weiter bekannt ist, so darf diese Ergänzung als ursprünglich betrachtet werden.

Der Kürze wegen sind die Sammlungen, worauf ich mich beziehe, durch Abkürzungen angegeben.

Uhland = Uhland's Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder 1845.

Frkf. LB. = Lieder-Büchlein 1582. Abdruck des litter. Vereins zu Stuttgart: Das Ambraser Liederbuch vom J. 1582. Herausg. von Jos. Bergmann.

GL. = meine „deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts“ Leipzig 1844.

127. Im Ton: Wo soll ich mich hinkehren etc.
Ach dass ich könnt erleben
die freudenreiche Zeit ff. 14 Str. von Aelste.
abermals Nr. 153 mit dem Anfange: Ach Gott, möcht ich erleben ff.

153. Im Ton: Wo soll ich mich hinkehren etc.
Ach Gott, möcht ich erleben ff. 14 Str.
ganz wie Nr. 127. Ach dass ich könnt erleben ff.

50. Im Ton: Ich armes Mägdlein etc.
Ach Gott, wie ist so gut und fein
geliebt werden und frei sein ff. 5 Str.

179. Im Ton: Reich Gott wem soll ichs etc.
Ach Gott, wie mag es kommen,
dass ich so voll Leidens bin ff. 16 Str.

*) Ob Eschenburg eins besaß, habe ich nicht ermitteln können, es ist möglich, vgl. Wunderhorn 3, 48. Das Weimar. stammt aus Gottsched's Bibl.

140. In seinem eigen Ton.
Ach herzigs Herz, mit Schmerz
erkennen thu ff. 7 Str.
Namenlied ANNA

21. In seinem eigen Ton.
Ach, ich kann euch nicht gwähren ff. 4 Str.

17. Im Ton: Ich hoff der Zeit, welch jetzt etc.
Ach Jungfrau zart und mild,
erzeig dich nicht so wild ff. 3 Str.

183. In seiner eigenen Melodei.
Ach Lieb mit Leid ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 6.

71. Ein anders, im Ton: Es kam ein Gans aus Sachsen.
Ach Mägdlein, willt du mit mir gahn? ff. 8 Str.

175. Ein Lied von den edlen Studenten. In seinem eigen Ton.
Ach Mutter, liebste Mutter mein ff. 10 Str.
Frkf. LB. Nr. 65. GL. Nr. 148.

5. Ein anders in gleicher Melodei (wie Nr. 4.)
Ach Unglück, wie hast du mich so hart verwundt ff. 3 Str.

29. Ein ander schön Lied in seinem eigen Ton.
Ach was für Klag führ ich all Tag ff. 9 Str.
Namenlied ANNA MARIA

3.* In seinem eigen Ton.
Ach weh mir ist durchschossen
das junge Herze mein,
und liegt darin verschlossen
ein schön Jungfräuelein.
Cupido blind, seht zu wie gschwind
hat mich gebracht in Pein.
9 Str. Ein Lied gleiches Anfangs, aber ganz verschieden
GL. Nr. 44.

13. In seinem eigen Ton.
Ach wie, mein herzigs Schätzlein fein ff. 4 Str.

100. Ein jämmerliche Klag, die ein Liebhaber seiner Allerliebsten hat zugeschickt u. s. w.

Ach wie wollt ich so gern sein todt,
als dass ich leid so große Noth ff.
Kein Lied.

104. Im Ton: Muss ich armes Mägdelein etc.
Adieu und ich muss scheiden ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 169.

134. Im Ton: Wie möcht ich fröhlich singen etc.
Alle mein jung Leben ff. 4 Str.
Frkf. LB. Nr. 247.

194. Im Ton: Venus du und dein Kind etc.
Als ich für meinen Leib
nahm ein schön junges Weib ff. 29 Str.
Von Paul von der Aelst.

49. Im Ton: Venus du und dein etc.
Amor, würd deine Freud ff. 4 Str.

106. In seiner eigenen Melodei.
Aus argem Wahn so heb ichs an,
ein Fräulein zu beklagen ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 162.

107. Im Ton: Wie sollt ich fröhlich singen etc.
Beschaffnes Glück ist unversaumt ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 197.

161. In seiner eigenen Melodei.
Bessers ist nicht auf dieser Erd ff. 4 Str.

36. Im Ton: Hilf Gott, dass mir gelinge etc.
Billig soll man euch loben,
schöns zartes Jungfräulein ff. 7 Str.
Namenlied BARBARA

7. Ein Tanzliedlein.
Bitt, wöllt mir ein Tänzlein klein
machen nach dem Willen mein ff. 2 Str.

124. Ein anders.
Brauns Mägdlein, zieh dein Hemdlein ab ff. 3 Str.

149. Im Ton: Gedenk Herzlieb des Anfangs etc.
Brinnende Lieb, du heiße Flamm ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 110.
Namenlied BARBARA

147. Im Ton: Gott wölle euch gesegenen etc.
Dass du von meinetwegen
gesetzet bist in Pein ff. 4 Str.

146. In seinem eigen Ton.
Dass ihr euch gegen mir
so freundlich thut erweisen ff. 4 Str.

151. In seinem eigen Ton.
Dein Gsundheit ist mir lieb, mein einger Trost ff. 10 Str.

57. In seiner eignen Melodei.
Den lieben langen Tag führ ich mein Klag,
noch ists alles umsunste, hab gar kein Gunste,
drum ich nicht leben mag.

Ich fühl im Leibe mein viel tausend Pein,
ich fühl in meinem Herzen viel tausend Schmerzen:
wann wird es doch gnug sein?

Amor so mich verhaft, solchs bei mir schafft,
lässt mich der Lieb nit gnießen, thut mich verdrießen,
nimmt mir des Lebens Kraft.

Meim Herzen Freud gebrist, ohn Hoffnung ist,
wozu soll mir das Leben, weil dich freut eben
mein Schmerz zu aller Frist?

Herzlieb, du Tausendschön, thu mich verstehn!
wann ich an dich thu denken, thust mein Herz kränken,
ach lass dein Grimm vergehn!

53. Ein anders auf das vorige (Kein besser Lieb auf Erd) im vorigen Ton.
Den lieben langen Tag
führ ich ein stete Klag,
und wann ich dann soll schlafen,
so gibt mirs noch zu schaffen.
Solch große Schmerz und Peine
gibt mir die Liebste meine.

Du edle Jungfrau rein,
von Herzen ich dich mein,
du bist wol werth der Ehre,
dass dich ein Fürst und Herre
so herziglichen liebe,
als ich mich gen dir übe.

Gedenk der Seufzen groß,
die mich ohn Unterlass
an Leib und Herz krank machen.
Vielleicht du thust drum lachen,
wann ich so streng thu klagen,
dass ich kein Wort kann sagen.

Doch lass ich drum nicht ab
von dir, dich stets lieb hab
als den Trost meines Herzen,
so mir benimmt mein Schmerzen;
hoff, wirst mich noch in Ehren
meinr Bitt zuletzt gewähren.

32.* Ein anders.
Der süße Schlaf, der sonst alls stillet wol ff. 4 Str.
GL. Nr. 56.

108. In seinem eigen Ton.
Der Tag wol durch die Wolken drang ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 179.

109. Im Ton: Nachtigall, du kleines Vöglein etc.
Der Wächter der blies an den Tag ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 155.

101. Im Ton: Der Sommer jetzt andringet etc.
Der Winter fährt von hinnen,
die traurig kalte Zeit,
vor Freud mein Herz thut brinnen,
vergisst jetzt alles Leid;
der Sommer jetzt erfreuet
die Erd mit seiner Gab,
all Ding sich jetzt verneuet,
freu ich mich junger Knab. 7 Str.
Bis auf die letzte Str. wie Nr. 118. Winter, fahr du von hinnen ff.

186. In seinem eigen Ton.
Des Spielens ich gar kein Glück nicht han ff. 3 Str.

170. Im Ton: Wo soll ich hin, wo etc.
Die höchste Freud, die ich gewann ff. 9 Str.
Die vorletzte Str.
Schöns Lieb, was hat dir der Rocken gethan,
dass du nimmer magst spinnen? ff.
vgl. dazu Uhland Nr. 194.

64. In seinem eigen Ton.
Die Nacht ganz ungeheure ff. 7 Str.

180. Im Ton: Venus du und dein Kind.
Die schön Atlanta kam
von königlichem Stamm ff. 4 Str.

122. In seiner eignen Melodei.
Die schöne Sommerzeit ff. 8 Str.
Namenlied DOROTHEA

8. Ein anders (Tanzliedlein).
Dies Fräulein zart gefällt wol jedermann,
weil sie von Art recht höflich tanzen kann.
Drum schaut nur zu alls was ich thu,
lass ich ihr jetzt kein Ruh,
tapfer rum spring, sie umher schwing,
weil sie macht so ring,
dass ich vermein, ich tanz allein.
Frisch auf, macht mir eins drein!

Billig bhält sie das Lob jetzund für allen,
weil sie eben die so jedem thut gfallen:
ganz adelich, züchtig, freundlich
weiß sie zu stellen sich,
im Drehen gschwind gleich wie der Wind,
ihrs Gleichen man nit findt,
dass ich vermein, ich tanz allein.
Frisch auf, macht mir eins drein!

12. Reimen darin sich ein Amant beklagt und befraget sich gegen einem Felsen, ob er seiner Liebsten noch würd ge-

nießen oder nit. Darauf ihm dann alsbald die im Felsen wohnende Echo ein tröstliche Antwort gibt.
Dies traurig und verborgen Ort,
da man nichts sicht und hört kein Wort ff.

54. Ein Liebhaberin befragt sich gegen einer Echo u. s. w.
Echo, ich bitt, verziehe mir ff.

111. Im Ton: Es ist auf Erden kein etc.
Ein Kraut Jelängerjelieber heißt ff. 9 Str.
Namenlied ELISABETH

113. Im Ton: Ach Mündlein roth etc.
Ein Mägdlein fein ist bei mir gsein ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 157.

143. In seiner eigenen Melodei.
Ein süßer Traum mich thät ff. 4 Str. GL. Nr. 8.

37. Im Ton: Ich will nach Frankfurt ziehen etc.
Ein Tochter hätt ihr Ehr verscherzt ff. 4 Str.

114. Ein anders.
Ein weiblich Bild mein Herz bezwungen hat ff. 11 Str.
Frkf. LB. Nr. 198.

70. Ein anders.
Einsmals ich sanft entschlief,
ein süßen Traum ich hätt ff. 8 Str.

46. In des Krämers Ton.
Einsmals in einem tiefen Thal
der Kuckuck und die Nachtigall ff. 6 Str. GL. Nr. 178.

66. In seiner eigenen Melodei.
Ellend, Jammer und groß Unruh ff. 7 Str.
dasselbe Lied, welches beginnt: Groß Ellend ff. Nr. 59.

168. Ein anders.
Entlaubt ist uns der Walde ff. 12 Str.
Vgl. Uhland Nr. 68 und GL. Nr. 4. 3 Str.

75. Im Ton: Mein Herz mit Lieb etc.
Ergeben hab ich mich zu dienen fein ff. 6 Str.

112. und 133. In seinem eigen Ton.
Es fleugt ein kleins Waldvögelein
der Liebsten zum Fenster ein ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 201. — Bei Uhland Nr. 83. A. nur die beiden ersten Strophen.

42.* Ein anders.
Es freut sich alles was da lebt
gen diesem freien Sommer;
der Winter sich von dannen hebt,
der thät mir machen Kummer
mit scharfem Wind und kaltem Schnee,
erkält mein Herz und thut mir weh
mit Frost und kaltem Regen. 8 Str.

73. Im Ton: Ich hab dich lieb wie du wol etc.
Es ist auf Erden kein schwerer Leiden
dann wann zwei Lieb von einander scheiden ff. 11 Str.
Frkf. LB. Nr. 118. 13 Str.

116. In seinem eigen Ton.
Es steht ein Baum in Österreich ff. 12 Str.
Nach Eschenburg's Mitth. im Wunderh. 3, 48—50. Frkf. LB. Nr. 159. Uhland Nr. 99. A.

188. Im Ton: Mein Seel macht groß etc.
Es war ein junger Held ff. 11 Str. Aus dem Niederländ.

117. In seiner eignen Melodei.
Es war einmal ein junger Knab,
er freiet eins Königs Tochter ff. 9 Str.
Frkf. LB. Nr. 204.

82. In seinem eigen Ton.
Es will, schöns Lieb, das Herz in mir
vor Schmerzen gar zerspringen ff. 9 Str.

121. In seinem eigen Ton.
Es wohnet Lieb bei Liebe ff. 17 Str.
Frkf. LB. Nr. 223. Vgl. Uhland Nr. 90. A.

145. In seinem eigen Ton.
Es wollt ein Mägdlein Wasser holen ff. 9 Str.
Uhland Nr. 113. A. Im Frkf. LB. Nr. 110 noch diese

Schlussstrophe:
Der uns zwei scheidt das ist der Tod,
er scheidet gar manches Mündlein roth,
er scheidet die Knaben und die Diren,
er scheidt das Kind aus der Wiegen.

22. Im Ton: Venus die Göttin etc. von einer Nymphen einem Liebhaber zu Trost gesungen.
Fortunio, Fortunio,
erfreue dich nun und bis froh ff. 4 Str.

20. In seinem eigen Ton.
Fräulein, ich bitt, verarg mir's nit ff. 4 Str.

141. In seinem eigen Ton.
Freud und Muth ist gar dahin ff. 4 Str.
Frkf. LB. Nr. 182. 3 Str.

45.* Ein anders.
Freundlicher Art du hast mich hart
mit deiner Lieb besessen ff. 3 Str.

68. Im Ton: Herzliebste mein, ich sag etc.
Fröhlich bin ich aus Herzengrund ff. 12 Str.
Frkf. LB. Nr. 81.

174. Im Ton: Könnt ich von Herzen singen etc.
Fröhlich so will ich singen
mit Lust ein Tageweis ff. 26 Str.
Wächterlied.

105. Im Ton: Venus bringt mir groß Schmerzen etc.
Fröhlich wöllen wir singen,
kein Traurigkeit mehr pflegen ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 210.

128. In seinem eigen Ton.
Ganz sehr betrübt ist mir mein Herz ff. 11 Str.

72. In seinem eigen Ton.
Gar lieblich ist spazieren gahn ff. 8 Str.
Frkf. LB. Nr. 108. etwas abweichend.

92. Im Ton: Venus du und dein etc.
Gehabt hab ich groß Glück ff. 7 Str.

61. Im Ton: Ach Mägdlein, willt du etc.
Gestern kam ich hieher
und fand von ungefähr
ein schöne Schäferinne ff. 6 Str.

192. In seiner eigenen Melodei oder im Ton: Mon Verlee.
Gleich wie der weiße Schwane
stirbt und singt ein traurig Lied ff. 8 Str.
Aus dem Niederl.

62. Im Ton: Ich habs gewagt mit mancher etc.
Gott bhüte dich, desgleichen mich ff. 4 Str.

51. Ein anders im Ton: Venus du und dein etc.
Groß Ehr hat Müh und Pein,
lass dirs nicht seltsam sein ff. 6 Str.

59. Im Ton: Freundliches Herz etc.
Groß Ellend, Jammer und Unruh ff. 7 Str.
Die vorletzte Strophe:
Ach Magdalen, du grimme Magd,
wann bin ich doch von dir gnug gplagt?
du bist viel grimmer als ein Bäre.
Mein Lieb und Freundschaft, Treu und Gut
dir alls zumal missfallen thut,
mein gflissen Dienst sind dir unmäre (unlieb).
Dasselbe Lied später nochmals Nr. 66: Ellend, Jammer und groß Unruh ff.

177. Im Ton: Groß Lieb hat mich umfangen
zu dienen eim etc.
Groß Lieb hat mich umfangen
gen einem Junglein gut ff. 4 Str.

123. Im Ton: Mit Lieb bin ich umfangen etc.
Groß Lieb hat mich umfangen,
zu dienen eim Fräulein fein ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 200.

148. Ein anders.
Gut Gsell, gut Gsell, du machst dein Klagen ff. 4 Str.

39. Die sieben Wünsch.
Hätt ich sieben Wünsch in meiner Gwalt ff. 7 Str.
Uhland Nr. 15. A.

28. Im Ton: Siehet wie ich so etc.
HElft mir aus Pein, zarts Jungfräulein ff. 3 Str.
Namenlied HE LE NA

165. Ein hübsch Tanzliedlein.
Herbei, ihr Gspielen all
zu diesem Tanz und mir nach singt
mit freudenreichem Schall!
Als ich noch ward ein Mägdlein zart,
lehrt mich die Mutter mein,
ich sollt nicht müssig sein,
und wo man tanzet, hüpft und springt,
mich mischen auch darein.

Solcher Lehr folget ich
und hätt solch groß Gefallen dran,
dass sonst nichts freuet mich.
Mein Gmüth und Herz nach Schimpf und Scherz,
nach Freud und Kurzweil gut
nur allzeit streben thut.
Freud so mit Ehrn geschehen kann,
erfrischt mir meinen Muth.

Mein Mutter lehret mich
singen manch schönes Liedelein:
derselben folget ich.
Drum singet all fröhlich mit Schall
ein Liedlein wolgethan,
welchs also fahet an:
komm, komm, herzliebster Buhle mein,
und bring mir einen Mann!

Mein Gspielen allzumal
folgten mir und lehrten gemach
Springen und Singen wol,
trieben so lang den Sprung und Gsang
bis sie mit höchster Freud
gnossen der Süßigkeit,
so die Lieb endlich bringen thut
nach Hoffnung recht zur Zeit.

155. Im Ton: Ich hört die Vögelein singen etc.
Herzlich thät mich erfreuen
die lieblich Sommerzeit ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 20. Uhland Nr. 57. GL. Nr. 95. (nur 5 Str.)

25. Im Ton: Gott weiß, dass ich mich etc.
Herzlieb, betracht und nicht gring acht ff. 4 Str.

120. Im Ton: Fröhlich in allen Ehren etc.
Herzlieb, ich muss dir klagen ff. 10 Str.

34. Im Ton: Wo soll ich hinaus etc.
Herzliebstes Jungfräulein,
kunnt es auch möglich sein ff. 6 Str.

157. In seiner eignen Melodei.
Herzlieb, je mehr ich liebe dich ff. 5 Str.
GL. Nr. 17. nur 3 Strophen.

103. In seinem eigen Ton.
Hör zu, mein Schatz und einiger Trost ff. 9 Str.
Vgl. Nr. 80. Wach auf, wach auf, meins Herzen ein Kron ff.

47. In seinem eigen Ton.
Hört Wunder über Wunder,
was gschehen ist jetzunder
zu Cöllen in der Stadt,
da mans gesehen hat!
da ist zu Tisch gesessen
einer der hat vergessen
ein Glas mit Wein in Händen sein,
er suchts mit Schmerz und Pein.

Er sah bald hin und wieder,
bald über sich, bald nieder:
ach liebe Gsellen mein,
wer nimmt mir doch mein Wein?
Wie ers nun nicht kunnt finden,
da ward er erstlich innen
das Glas mit Wein in Händen sein,
des lacht die ganz Gemein.
Und noch eine Str.

187. In seinem eigen Ton und ist auch ein Tanzlied vom Ehstand.
Hört zu, ihr Junggesellen gemein ff. 7 Str.

130. Im Ton: Aus hartem Weh klagt sich ein Held etc.
Ich armes Mägdlein klag mich sehr ff. 4 Str.
Vgl. Frkf. LB. Nr. 7 und Uhland Nr. 71.

16. Im Ton: Weil du mir nicht etc.
Ich armes Mägdlein klag mich sehr ff. 4 Str. Ein Lied gleiches Anfangs, sonst ganz verschieden Uhland Nr. 71.

87. Ein anders.
Ich erfreue mich aus Herzengrund,
dass du, schöns Lieb, bist frisch und gsund ff. 12 Str.

137. In seinem eigen Ton.
Ich ging mir nächten Abend heraus ff. 6 Str.
Frkf. LB. Nr. 153.

74. Im Ton: Es ist auf Erden kein schwerer etc.
Ich hab dich lieb, wie du wol weißt,
Gott weiß, wie du mit Namen heißt ff. 11 Str.

189. Im Ton: Venus du und dein Kind etc.
Ich hab ein lange Zeit,
Mägdlein, um dich gefreit ff. 4 Str.

193. Im Ton: Ich weiß ein Weib, heißt selten etc.
Ich hab ein Mann, der gar nichts kann
als essen, trinken, schlafen,
ist Nachts ein Block, bei Tag ein Stock,
er dient wol in Schlauraffen.
Hätt er ein Gwerb, fürwahr er stürb,
all Arbeit thut er fliehen.
Oft filz ich ihn, doch ohn Gewinn,
kann nichts aus ihm erziehen.

Wann er aufsteht, kommt erst vom Bett,
darf Vormittag nicht gschehen,
so blitzet er und geht daher,
als künnt er noch nicht sehen.
Doch bald so fragt er meine Magd,
ob fertig sei das Essen.

Er hat nur Sorg, durch lange Borg
möcht man der Speis vergessen.

Nach dem Frühmahl nichts überall
thut er den Tag anfahen;
fürcht, geh er aus von seinem Haus,
der Blitz möcht ihn erschlahen,
bleibt nur daheim und thut in gheim
sich hintern Ofen legen,
da liegt er still bis zum Nachtziel,
thät sich nicht einmal regen.

Um fünf Uhr hin so kratzen ihn
die Hühner in dem Magen
mit großem Grimm, drum muss man ihm
das Essen bald auftragen.
Sobald er hat sich gfressen satt,
kein Stund kann er aufbleiben,
läuft stracks zum Bett, das treibt er stet,
kein Mensch kann ihn draus treiben.

182. In seinem eigen Ton.
Ich hatt ein stetigs Minniken ff. 7 Str.
Aus dem Niederl., s. Weimar. Hs. 8°. 146. Nr. 1.

132. Im Ton: Ein Jungfrau hat mich etc.
Ich hab zwar alle Zeit gehofft ff. 5 Str.

10. Ein ausbündig artig neu Lied zu Ehrn und Wolgefallen
Der Feder Prob und ehrlich Lob
Der Schreiber Gunst und ihrer Kunst.

Im Ton: Viel Untreu ist auf Erden, oder:
Mit Lieb bin ich umfangen.

Ich kann und mag mit nichten
vor großer Huld und Gunst
untrlassen jetzt zu dichten
so viel vermag mein Kunst,
das Federlein zu preisen,
es ist sein gar wol werth,
das darf nicht viel Beweisens,
sein Werk das selbst erklärt.

19 Str. von Paul von der Aelst.
Letzte Strophe:

Dies Liedlein ist gedichtet
der Federen zu Ehrn,
zu Lob und Preis zugrichtet
denen die sich mit nährn;
thu ihn dies Liedlein schenken,
fleußt her von einem Fels,
wollt im besten gedenken
des Paul von der Aelst.

35. Im Ton: Ich kann ohn dich nicht länger.
Ich kann und mag nicht fröhlich sein,
wann ich nit seh die Liebste mein ff. 8 Str.

67. Ein schön neu Lied, wie man um den Kranz singt.
In seinem eigen Ton.
Ich komm aus fremden Landen her
und bring euch viel der neuen Mähr ff.

Etwas ausführlicher als bei Uhland Nr. 3 und hie und da abweichend. Der Uhlandsche Text nach einem Fl. Bl. mit dem Zeichen: T. B. S. (Thiebolt Berger, Straßburg, um 1570). Nach einem andern Fl. Bl. „Gedruckt zu Nürnberg, durch Valentin Newber" im 4. Bande des Wunderhorns S. 265—271, stimmt ganz mit Uhland, nur dass hier der von U. weggelassene Schluss, 4 Fragen und Antworten, die auch bei v. d. Aelst, mitabgedruckt ist.

4. Ein anders in seinem eigen Ton.
Ich steh allhie und klag gar heimelich mein Leid ff.
3 lange Str.

83. In seinem eigen Ton.
Ich wein und seufze Nacht und Tag ff. 4 Str.

135. Ein anders.
Ich weiß mir ein Mägdlein ist hübsch und fein ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 99.

191. Im Ton: In Lieb ist sie gegen etc.
Ihrs gleichen lebt auf Erden nicht,
der ich mich hab mit Lieb verpflicht.

In Ehren und mit Zucht die edel Frucht
ist sie gekrönt auf Erden,
die mir hoff ich soll werden.

Ihrs gleichen ist noch nicht geborn,
so ich mir jetzt hab auserkorn:
gottsfürchtig, frumm, in einer Summ
thut Gott sie hoch begaben
und für andre erhaben.

Ihrs gleichen wird nicht mehr auf Erd,
sie ist all Lobs und Ehren werth,
bis in mein Grab lass ich nicht ab,
sie loben, preisen und ehren,
kein Mensch soll mirs nicht wehren,

Ihrs gleichen, sag ich noch ein mal,
find ich weder zu Berg noch Thal,
wünscht mir nit mehr, noch nichts begehr
dann nur dass ich, merk eben,
bei ihr in Ehrn sollt leben.

33. In seinem eigen Ton.

Jetzund will ich erst lustig sein
und fröhlich allzeit singen,
weil ich nun ledig bin der Pein,
so die Lieb mit thut bringen.
Amor mit Macht ich ganz veracht:
darum mein Herz stets lacht.

Mit Tanzen und auch mit Springen
will ich mein Zeit vertreiben;
ich hoff es soll mir noch glingen,
will auch darbei verbleiben,
denn was soll Freud so nur allzeit
bringt viel der Traurigkeit?

Die Lieb die ist ja nur ein Strick,
damit mancher wird gfangen;
sie bringet Pein all Augenblick
und schmerzliches Verlangen,
drum ich nicht will mehr sein im Spiel
wie man dern sonst findt viel.

Kein Vogel willens kommt ins Schlag,
kein Wild lässt sich gern hetzen;
zum Buhler ich wol sagen mag,
er thut sich selbst verletzen,
wann er so blind mit Venuskind
sich also stark verbindt.

Diese Strophen, nur etwas verschieden, in Nr. 58. Warum sollt ich nicht fröhlich sein ff. Die letzte lautet dort:

Kein Vogel wissend fleugt ins Schlag,
kein Wild lässt sich gern hetzen,
drum ich zum Buhler sagen mag:
willt du so gring dich schätzen?
Der Jungfraun Lieb ein Vogelhaus:
wer drein kommt, kommt so leicht nit raus —
thu dich nicht selbst verletzen!

77. Ein anders.
Jungfräulein, sollt ich mit euch gahn
in euern Rosengarten ff. 9 Str.
Frkf. LB. Nr. 111. 10 Str. vgl. daselbst Nr. 77. Uhland Nr. 52. GL. Nr. 31.

98. Im Ton: Nun sehet zu dem Spott etc.
Jungfrau, eur scharpfe Augen ff. 5 Str.

95. Im Ton: Jungfrau, eur scharpfe Augen etc.
Jungfrau, eur Wankelmuth
ist mir zu Ohren kommen ff. 4 Str.

52. Im Ton: Groß Ehr hat Müh und etc.
Kein besser Lieb auf Erd
glaub ich gefunden werd ff. 6 Str.

164. In seiner eigenen Melodei.
Kein größer Pein auf dieser Welt
glaub ich wird nicht gefunden ff. 4 Str.

156. Im Ton: O Glück, bist du mir beschert etc.
Kein Lieb ohn Leid wird funden ff. 6 Str.

144. Im Ton: Kein besser Freud auf dieser etc.
Kein Lust hab ich, des freu ich mich
zu keiner sonst auf Erden ff. 4 Str.
Frkf. LB. Nr. 160 und 212.

142. Im Ton: Venus du und dein etc.
Kein Stund, kein Tag nicht ist ff. 4 Str.

166. Im Ton: Es wohnet Lieb bei etc.
Könnt ich von Herzen singen
ein schöne Tageweis ff. 19 Str.
Frkf. LB. Nr. 253.

31. Im Ton: Lieb und freundlich müssen etc.
Mach mir ein Gsang, doch nit zu lang ff. 3 Str.

2. In seinem eigen Ton.
Man acht das Gsang so hoch und theur ff. 3 Str. Schluss:
und sprechen all vernünftig Leut:
Gesang, Wein und Weiber machen Freud
allweg und zu jeder Zeit.

1. In seiner eignen Melodei.
Man findt in vielen Gschichten
vom Fisch Delphin genannt,
wie man solchen mit nichten
könn bringen an das Land;
allein durch lieblichs Singen
thut man denselben zwingen,
dass er kommt an das Land.
5 Str. Namengedicht: MARIA

65. Ein schön neu Lied von dem Mai und von dem Herbst, wie sie mit einander turnieren um das Kleinod. Im Ton, wie man den alten Hildenbrand singt oder von dem Grafen von Rom.
Merkt auf, ihr Herrn gemeine,
was ich euch singen will,
ein schönes Liedeleine,
ob ich nur triff das Ziel!
so will ichs fröhlich singen
und darzu heben an,
ich hoff mir soll gelingen,
der gut Wein soll mir beistan. 54 Str.
Könnte ganz hübsch sein, wenn es vollendeter in der Form und nicht gar zu lang wäre; es lässt keine Vergleichung zu mit dem Kampf des Sommers und Winters bei Uhland Nr. 8.

Vom Mai heißt es:
Die Speer die er thut führen
die ist sehr groß und lang,
das sollt du glauben mire,
gemacht von Vogelgsang.
Sein Ross das ist die Heide,
das sollt du glauben mir,
darauf er nun thut reiten,
fürwahr das sag ich dir.

38. Ein anders.
Man schreibt und thut viel singen
von jungfräulicher Art ff. 4 Str.

26. In seiner eigenen Melodei.
Mein Buhl thut mich aufgeben gar ff. 6 Str.
Namenlied MARTHA

79. Im Ton: Wie möcht mir bass etc.
Mein Herz mit Lieb verwundet ist
und hat kein Ruh zu aller Frist ff. 4 Str.

27. In seinem eigenen Ton.
Meins Herzen eine Kron ff. 5 Str.
Namenlied MARIA

78. Im Ton: Wie sein wir jetzt so lustig etc.
Mir ist ein feins brauns Mägdelein
gefalln in meinen Sinn ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 24.

81. In seinem eigen Ton.
Mir ist verkündt meins Herzen Kron ff. 7 Str.
Wächterlied.

152. Im Ton: Ein freundlichs Aug etc.
Mit freundlichen Augen winken ff. 7 Str.
Frkf. LB. Nr. 156 auch 7 Str., aber sehr verschieden.

9. In seiner eigener Melodei.
Mit Herz und Mund zu aller Stund
seufz' ich ohn Unterlassen ff. 4 Str.

76. In seinem eigen Ton.
Mit Lieb bin ich umfangen,
Herzallerliebste mein ff. 8 Str.
Frkf. LB. Nr. 88. 7 Str.

154. Im Ton: Mit Lieb bin ich umfangen etc.
Mit Lieb bin ich umgeben ff. 5 Str.
Namenlied MARIA

48. Ein artigs und lüstigs Lied gesprächsweise, im Ton dieser folgenden Melodeien: Im Maien wenn alle die Vögelein singen — Vom Lindenschmid — In dich hab ich gehoffet, Herr — Von König Christian von Dänemark — Vom Störzenbecker.
Acrostichis Alterna.

Mit Lust und Freud ich zieh dahin 31 Str.
Namenlied MATTHAEVS SPONSVS
KATHARINA SPONSA

138. Im Ton: Mit freundlichen Augen etc.
Möcht ich, feins Mägdlein, stets bei dir sein ff. 4 Str.

91. In seiner eigenen Melodei.
Muss dann mein Treu so ganz verloren sein ff. 8 Str.

171. Im Ton: Paris du bist etc.
Nach Willen dein mich dir allein
in Treuen will erzeigen ff. 8 Str.
Frkf. LB. Nr. 3 nur die ersten 3 Strophen.

30. In seinem eigen Ton.
Nichts Bessers ist auf dieser Erd ff. 4 Str.

173. Im Ton: Ich stund an einem Morgen etc.
Nimm wahr, mein Morgensterne ff. 7 Str.

86. Ein Liebhaber fraget ein Echo u. s. w.
Nun bin ich doch ein armer Mann ff.

163. Im Ton: Zart schon etc.
O Venus dein Art ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 211.

167. Im Ton: Schöns Mägdelein beut etc.
Ob ich schon arm und ellend bin ff. 20 Str.
Vgl. Uhland Nr. 72. 5 Str.

126. Ein anders.
Obschon Amor übt seine Tück
gen mir und lässt mir gar kein Glück ff. 3 Str.

63. In seinem eigen Ton.
Obschon mein Munde singet,
so weinet doch mein Herz ff. 12 Str.

178. Ein ausbündig und artig neu Lied zu Ehrn und Wolgefallen der edler Kunst Buchdruckerei. Im Ton: Mit Lieb bin ich umfangen.

Papiers Natur ist rauschen
und rauschen will es viel ff. 17 Str.
Von Paul von der Aelst. Die beiden ersten Strophen entlehnt aus einem ältern Liede, Uhland Nr. 263.

15. In seinem eigen Ton.
Pein, Ellend und Schmerzen
empfind ich alle Stund ff. 17 Str.
Namenlied PAVLVS VON DER AELST

159. In seinem eigen Ton.
Reich Gott, wie mag das wesen ff. 16 Str.
Aus dem Niederländischen.

44.* In seinem eigen Ton.
Rosina, wo war dein Gestalt
bei König Paris Leben ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 174.

18. In seinem eigen Ton.
RОsinfarb recht schön zart
ist dies Röslein von Art,
so ich hiemit verehr
euch Jungfäulein ohn Bschwer
aus Grund des Herzen mein.
Ach was für Schmerz und Pein
leidt für und für mein junges Herz

um euch mit soviel tausend Schmerz.
Ach es ist mir kein Scherz!

SIcher und gwiss thut sein,
zart schönes Jungfräulein,
wofern ihr solchs veracht
und dies nicht wol betracht,
dass zuletzt eur Schönheit,
darauf ihr euch allzeit
verlasst, wird endlich also gleich
werden wie dieses Röslein weich,
wann solchs verdörrt bei euch.

NAtürlich ist nun dis,
drum wollts halten für gwiss,
auch nehmen ab darbei,
dass ich eur Diener sei,
so euch liebt also sehre,
je länger je mehre,
auch wie ich es hiemit vermein,
obschon das Gschenk ist schlecht und klein,
seh an den Willen mein!

96. Im Ton: Fröhlich in allen Ehren etc.
Schöns Lieb, dir muss ich klagen,
dass ich durch Liebesfeur ff. 10 Str.

99. Im Ton: Wie möcht mir bass geschehen etc.
Schöns Lieb, es will das Herz in mir
vor Schmerzen gar zerspringen ff. 8 Str.

24. Im Ton: Ach mein Herr, dir ich allein etc.
Schöns Lieb, lasst euch abwenden nit ff. 8 Str.

185. Im Ton: Herzlieb, vergönn mir ein etc.
Schwer langweilig ist mir die Zeit ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 22. GL. Nr. 69.

125. Im Ton: Wie möcht ich fröhlich singen etc.
So fah ich an von Herzen ff. 10 Str.

94. Ein anders.
So wünsch ich ihr ein gute Nacht

zu hundert tausend Stunden ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 11.

136. Im Ton: Kein hab ich, des freu etc.
Sonst kein ohn dich erfreuet mich ff. 5 Str.

119. Im Ton: Mit Lieb bin ich umfangen etc. wenn zwei Gesätz zusammen gethan werden.
Steh ich allhie verborgen
die finster lange Nacht
so gar in großen Sorgen
ganz blind und unbedacht. 16 Str.
Frkf. LB. Nr. 114. 16 Str. und etwas verschieden.

131. In seinem eigen Ton.
Tanz, Mägdlein, tanz und lass dich nicht gereuen ff. 13 Str.

184. Ein anders.
Tröstlicher Lieb ich mich stets üb ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 44.

85. In seinem eigen Ton.
Venus du und dein Kind
seid alle beide blind
und pflegt auch zu verblenden,
die sich zu euch thun wenden,
wie ichs wol hab erfahren
in meinen jungen Jahren. 11 Str.
GL. Nr. 32 nur 4 Str.

56. Ein anders.
Vergangen ist mir Schmerz und Muth ff. 5 Str.

19. Im Ton: Weil ich dich feins etc.
Vertrauter Gsell, mir kommt zu Ohren ff. 4 Str.

84. In seiner eignen Melodei.
Von deinetwegen bin ich hie ff. 8 Str.
Frkf. LB. Nr. 56. vgl. Görres S. 91. ff.

129. Im Ton, wie man den Grafen von Serin singet etc.
Vor Zeiten war ich lieb und werth

die ich mir hatt auserkoren ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 28. Görres S. 67.

150. Im Ton: Brinnende Lieb etc.
Wach auf, mein Hort, vernimm mein Wort ff. 9 Str.
Frkf. LB. Nr. 202. vgl. daselbst Nr. 23.

115. In seinem eigen Ton.
Wach auf, wach auf! mein Herz das brinnt, :|:
mein feines Lieb hat mirs angezündt. :|:
Schenk ein, schenk ein ein volles Glas!
trink aus, fein Lieb! was schadt dir das?
Es schadt mir nichts, es schmeckt mir wol,
ich weiß wol eine die es zahlen soll.
Die es zahlen soll, die ist nicht hier.
Ist sie nicht hier, so kommt sie schier.
Kommt sie dann nicht zu rechter Zeit,
nimm ich, feins Lieb, ein ander Weib.
Nimmst du ein Weib, so nimm ich ein Mann,
liegt mir, feins Lieb, nicht viel daran.
Fahr hin, fahr hin, du freier Held!
mach du es wol wie dirs gefällt.
Gefällt dirs nicht, fahr immer hin!
ich will wol bleiben der ich bin.
Und wer ich bin, man kennt mich wol,
ich weiß noch einen ders werden soll.
Ders werden soll, der ist nicht weit,
er wird wol kommen zu rechter Zeit.
Auf rechte Zeit, zu guter Stund —
der liebe Gott spar ihn gesund!
Mein Herz ist frisch und wolgemuth,
es tracht nicht sehr nach großem Gut.
Allein nach Ehr und Tugend schon (lies: gut)
mein junges Herz nur ringen thut.
Bringt uns der Mai den grünen Klee,
scheiden von seinem Lieb und das thut weh.
Wer ist der uns dies Liedlein sang?
ein gut Gsell bleibt sein Leben lang.

Er singt uns das und noch wol mehr:
Gott behüt allen Jungfräulein ihr Ehr!

80. Im Ton: Wach auf in Gottes etc.
Wach auf, wach auf meins Herzen ein Kron ff. 9 Str.
Abermals Nr. 103. Hör zu mein Schatz und einiger Trost, nur die beiden ersten Strophen verschieden; diese beiden hat Uhland Nr. 56. weggelassen, vgl. Uhland S. 1003. Heideröslein.

90. In seinem eigen Ton.
Wär ich ein wilder Falke,
ich wollt mich schwingen aus,
ich wollt mich niederlassen
für eines reichen Kaufmanns Haus. 14 Str.
Wunderh. 3, 25. ohne Angabe der Quelle, mit Weglass. der letzten Strophe:
Die eine heißt Margareta,
die ander heißt Annalein,
die dritte ich nicht nennen will,
die soll mein eigen sein.

43. Im Ton: Venus du und dein Kind etc.
Wann ich den ganzen Tag
geführet hab mein Klag,
so gibt mirs doch zu schaffen
des Nachts, wenn ich soll schlafen:
ein Traum mit großem Schrecken
thät mich gar oft aufwecken. 5 Str.

6. Ein ander schöns Lied.
Wann ich der Zeit,
darin ich hätt groß Freud,
täglich bei mir bedenke ff. 4 Str.
Dasselbe Lied mit der Überschrift:
In seinem eigen Ton. Nr. 169.

55. In seinem eigen Ton.
Wann sich mein Unfall gnug ließ klagen ff. 5 Str.

58. In seinem eigen Ton.
Warum sollt ich nicht fröhlich sein ff. 5 Str.
Vgl. Nr. 33. Jetzund will ich erst lustig sein ff.

60. Ein anders.
Warum thust du, mein kaltes Herz ff. 18 Str.

93. Im Ton: Fröhlich in allen Ehren etc.
Warum willt du wegziehen,
o du mein höchster Trost? ff. 13 Str.

181. Ein ander schöns Lied.
Was mich erfreut ist weit ff. 7 Str.
Namenlied WALBVRG

176. Im Ton: Wie ist die Welt so bös gestellt etc.
Was wird es doch des Wunders noch ff. 9 Str.
Die letzte Strophe:
Man lauft, man rennt, man reiht, man springt,
nachm Geld stehn all ihr Sinnen,
in Regen und Schnee, auf Land und See,
wie man nur Geld mög gwinnen,
man lässt nicht ab bis in das Grab,
Geld, Geld ist nur ihr Leben,
Geld ist ihr Gott frühe und spat,
wie kanns doch ärger werden!
Im Frkf. LB. Nr. 21 nur die ersten drei Strophen.

160. In seiner eigenen Melodei.
Wer sehen will zween truckne Brunnen ff. 3 Str.

190. Ein anders im gleichen Ton (Venus du und dein Kind).
Wer wird dann trösten mich,
wann ich verliere dich ff. 4 Str.

162.* Ein schönes Lied gesprächsweis, in seinem eigen Ton.
Wes soll ich mich ernähren!
ich bin gehalten sehr hart ff. 8 Str.

110. Im Ton: Ach Banden hart etc.
Wie gern wollt ich nur fröhlich sein,
wenn es sich nur wollt schicken ff. 7 Str.

11. In seinem eigen Ton.
Wie möcht ich fröhlich singen,
weil mir nicht will gelingen ff. 7 Str.

102. Ein anders.
Wie schön blüht uns der Maie ff. 5 Str.
Frkf. LB. Nr. 30. Uhland Nr. 58, in beiden 4 Str.

139. Im Ton des Admirant von Spanien, oder: Rosina, wo war dein Gestalt, oder vom alten Tanhäuser, oder: Freut euch, freut mich zu dieser Zeit, so zwei Gesätz zusammen gethan werden.

Wie steh ich wilder Eichbaum hie
so gar auf trucknen Auen,
darum mich auch kein Mensche nie
für fruchtbar thät anschauen. 31 Str.

69. In seinem eigen Ton.
Wie wird mir dann geschehen ff. 9 Str.
GL. Nr. 13. 12 Str.
— Bei Aelst fehlen 3 Strophen und 3 sind anders.

118. Im Ton: Nun fahr hinweg du kleines etc.
Winter, fahr du von hinnen,
du traurige kalte Zeit ff. 6 Str.
Ganz wie Nr. 101. Der Winter fährt von hinnen ff., nur dort die letzte Str. mehr.

23. In seinem eigen Ton.
Wo ichs vor ließ, fang ichs jetzt an ff. 5 Str.

40.* Im Ton: Jungfräulein seind wie ich etc.
Wolauf, Gelück, dich zu mir kehr!
mein Trauern will mir wenden ff. 7 Str.

172. Im Ton: Nun höret zu mit Schalle, ihr etc.
Wolauf, ihr Studenten alle,
gegen diese Sommerzeit ff. 5 Str.

97. In seinem eigen Ton.
Wolauf, mein junges Herz,
dir bringt jetzt großen Schmerz ff. 10 Str.

41. In seiner eignen Melodei.
Zart schön Jungfrau, gedenk und schau ff. 3 Str.
Frkf. LB. Nr. 2.

88. Im Ton: Wie schön blüht uns der Maie.
Zart schöne Jungfraue,
du edle Creatur ff. 8 Str.

158. In seinem eigen Ton.
Zu aller Stund von Herzengrund
seufz ich ohn Unterlassen ff. 4 Str.

14. In seinem eigen Ton, oder: Wie du mich hast etc.
Zwei Ding wünsch ich auf Erden
von ganzem Herzen mein:
ich hoff, sie soll mir werden
und stetig bei mir sein
das ganze Leben mein. 15 Str.
Die 12. Strophe:
Dein Füß seind weiß wie Kreiden,
dein Ermlein Helfenbein,
dein ganzer Leib ist Seiden,
dein Brüst wie Marmelstein
glatt, zart, gelind und rein.

Den einzelnen Liedern sind in größerer Schrift noch Sprüche hinzugefügt, meist auf das Lied bezüglich und von vier Zeilen. Zur Probe mögen folgende genügen:

Obschon du, schöns Lieb, bist von mir weit,
bleibt doch mein Herz bei dir allzeit,
soll auch von dir nicht lassen ab,
weil ich ein Blutstropf in mir hab.

Gedenk an mich wie ich an dich,
sonst mehrers nichts begehren ich.

Schein mir, du klarer Sonnenschein,
erleucht die Herzallerliebste mein,
dass sie trag gleiche Lieb zu mir,
wie ich allzeit gethan zu ihr.

Ach herzigs Herz, mein Hab und Gut,
mein treues Gmüth und junges Blut
gäb ich für dich in Angst und Noth,
eh ich verließ dein Mündlein roth.

Ach Röslein roth, ach Blümlein weiß,
du bist meins Herzen Paradeis!
Dich hab ich gwisslich auserkoren
über all Jungfraun hochgeboren.

Im J. 1602 gab Paul von der Aelst auch noch eine Kunst zu lieben heraus. Da mir mein eigenes Exemplar nicht zur Hand ist, so war Herr Ludwig Erk so gütig mir über das der kön. Bibliothek zu Berlin nähere Nachricht zu ertheilen.

„De Arte Amandi: Das ist, Von Kunst der Lieb. In Latein beschrieben durch Ouidium Nasonem den Sinnreichen vnd Hochverstendigen Poeten, der vor Zeiten vnter dem Keyser Augusto zu Rom florieret hat. Mit vielen lustigen Reimen vnd Liedern gezieret vnd gebessert. Alles zu einer ehrlichen Ergetzung den jungen Leuten zugefallen zum ersten mahl in Druck verfertigt. Non Dvlce Amare, (Holzschnitt) Sed Redamari. Erstlich gedruckt zu Deuenter, Im Jahr 1602.“ 8°.

188 Seiten. Dann noch ein Schlussblatt mit demselben Holzschnitte wie vorn, darunter: „Frölich in Ehren, Kan niemand wehren. FINIS.“ Am Schluss der Vorrede „P. V. D. Ae.“ Diese Buchstaben kommen auch noch S. 11. 109 u. 111 vor.

Im J. 1629 erschien davon ein Nachdruck.

„De Arte Amandi: Das ist, Von Kunst der Lieb. ff. Erstlich gedruckt zu Leipzig, Anno 1629.“ 8°.

189 Seiten. Am Ende: „Zu finden in Franckfurt am Mayn bey Jacob de Zetter.“ Bis auf wenige Auslassungen und Zusätze ganz gleich der Ausgabe von 1602, ein verschlechterter Abdruck. (Auch in der kön. Bibl. zu Berlin).

Die hie und da zerstreuten Lieder (die meisten stehen S. 112 ff. unter der Überschrift: „Folgen etliche schöne Liedlein“) finden sich bis auf eins alle wieder in Aelst's Liederbuche, es sind die in der alphab. Übersicht mit einem Stern bezeichneten. Das eine dort fehlende, vielleicht von P. von der Aelst selbst verfasste, lautet also:

Gut Ding muss haben Weil:
Drum gut Gesell nicht eil,
denn was bald soll verderben,
ist leichtlich zu erwerben:

dies wirst du noch erfahren,
eh du kömmst zu den Jahren.

Gut Ding muss haben Weil,
drum, gut Gesell nicht eil,
und lass dich nicht erschrecken,
wenn es sich schon thut strecken:
das wirst du noch erfahren,
eh du kömmst zu dein Jahren.

Gut Ding muss haben Weil:
drum, gut Gesell, nicht eil,
denn es wird oft erlanget
damit man lang hat gpranget:
das wirst du noch erfahren,
eh du kömmst zu dein Jahren.

Gut Ding muss haben Weil:
darum du auch nicht eil,
denn was dir ist bescheret,
des wirst du wol gewähret,
und gwisslich noch erfahren,
eh du kömmst zu dein Jahren.

Außer einzelnen Sprüchlein, „lustigen Reimen“, wie sie das Liederbuch in Menge enthält, enthält die Ars amandi noch zwei 'lustige Buhlenbriefe.' Der zweite ist aus einem niederländischen übersetzt, wenigstens nachgebildet, der erste, obschon mit P. A. unterzeichnet, ist ganz volksthümlich umd gehört zu den im Jahrb. 2, 236 ff. besprochenen:

Ach Gott, was müssen die leiden
Die sich lieben und müssen meiden
Und dürfens auch niemands sagen
Was Leids sie im Herzen tragen!
Ach Rose roth, ach Blümlein weiß,
Du bist meins Herzen Paradeis!
Mein Herz das hat dich auserkoren
Über alle Jungfraun hochgeboren.
Euch hab ich mir nun auserwählt,
Kein schöner mir im Herzen gefällt.
Ihr seid mein allerschönstes Lieb,

Darum schreib ich Euch diesen Brief.
Von Euch zu wissen ich begehr,
Ob ich bei Euch der Liebste wär.
Wenn Ihr mich nicht von Herzen meinten,
Herzlieb, wöllt mir den wiedersenden;
So will ich gehen meiner Straßen
Und mich auf Euch nicht mehr verlassen,
Gleich wie ein Turteltäublein thut,
Wenn es sein Part verloren hat
Und traurig auf ein Zweig sich setzt
So lang bis es auch stirbt zuletzt.
Mein jungen Leib würd ich verliesen,
Wenn ich ein ander für Euch sollt kiesen.
Ach Gott, sollt mir mein Herz nicht brechen,
Euch lieb haben und nimmer sprechen?
Möcht ich erlangen Euer Gütigkeit,
Das wär meim Herzen ein große Freud!
Es würd auch nimmer traurig sein,
Wenn ich bei dir möcht sein allein,
In Zucht und Ehr wollt mit dir scherzen,
Erfreuen unser beider Herzen.
Nun fahre du hin, mein Briefelein,
Wol zu der Allerliebsten mein!
Mit rechter Treu und Glauben rein
Sollt du von mir besiegelt sein.
Eil dich geschwind und bis (sei) behend!
Dich empfangen schneeweiße Händ.
Thue bald aufschwingen dein Gefieder,
Ein freundlich Botschaft bring mir wieder,
Anzeig mir ob mein Liebst mich thut
Lieben aus rechter Herzenglut!
Hiemit bewahr sie der liebe Gott.
Herzliche Liebe treibt kein Spott.
Treu, Glauben muss man halten fein.
Vergissnichtmein lass der Siegel sein!
Euer Allerliebst und Ungenannter,
Euerm Herzen aber Wohlbekannter.
Aus Furcht darf ich mich nicht nennen,
Damit die Kläffer mich nicht kennen.

XX.

PROPHETINNEN UND ZAUBERINNEN

MIT BEZIEHUNG

AUF DAS DEUTSCHE ALTERTHUM.

VON

SELIG CASSEL.

Im Winter des Jahres 1853—54 war zum Besten des Göthe-Schiller-Wielanddenkmals in Weimar ein Cyclus populär-wissenschaftlicher Vorlesungen in Erfurt veranstaltet worden, an welchem sich die gebildete Einwohnerschaft der Stadt mit rühmlichen Interesse betheiligte. Das Comité für dieselben hatte aus den Herrn Oberregierungsrath v. Tettau, Director Schöler, Prof. Weißenborn und dem Unterzeichneten bestanden. Denselben hatten sich mehrere andere Herren in Erfurt, so wie die Herren Hofräthe Sauppe und Schöll in Weimar und Prof. Schleiden in Jena angeschlossen.

Nachstehender Aufsatz ist ein Vortrag, der am 19. November 1853 in diesem Cyclus gelesen ward. Er ist auf Wunsch wörtlich so belassen worden, als er gehalten wurde und sind nur wenige Abänderungen vorgenommen worden. Die Anmerkungen bringen einige Belege und nähere Ausführungen. Es ist natürlich, dass von Lesern und Leserinnen eine noch größere Nachsicht gehofft wird, als sie schon von den Zuhörern erbeten werden musste.

Erfurt 12. Februar 1855. S. C.

„Junger Mann! die Frauen kennen
Ist Dir nützlich; dieses Wissen
Uebersteiget jedes Andre:
Doch zu weithin forsche nicht.“
Herder: Cid.

§. 1. Was das menschliche Leben im Verhältniss zum Himmel ist, ist die Sage zu dem, was wir Geschichte nennen. Unser Leben auf dieser Erde ist gewiss kein Himmel; das Wort des ewigen Seins ist nur unvollkommen verkörpert; wir wissen es Alle, wie die unsterbliche Glückseligkeit noch nirgends ihre Zelte unter uns aufgerichtet hat — aber ihr Schein ist über

die Menschheit aufgegangen; ihr Wort und Wesen ist erkennbar aus aller Sterblichkeit und Unvollkommenheit; aus aller Bruchstücklichkeit und Dürftigkeit geht in mächtigen Zügen die wahrhaftige Gewalt einer Vorsehung hervor. Also steht die Sage zur Geschichte. Es ist vielleicht nichts geschehen, wie es die Sage erzählt; es hat oft nirgends gelebt, von dessen Ruhm und Thaten sie berichtet; es hat das Leben niemals den Glanz und die bunte Herrlichkeit besessen, wie es die wandelnde Phantasie des Rhapsoden uns überliefert — gleichwohl spiegelt sich in allem dem die wahrhafte Begebenheit, die wirkliche Menschennatur, wie mit seinen Wolken und Nebeln der Horizont im Meeresgrunde abfärbt; gleichwohl ist die Sage die wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten die Mysterien ihres innersten Gemüths und Gedankenlebens eingetragen haben. Was der Dichter sagt:

> „Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Nur das ist ewig wahr"

gilt eben von der Sage; in ihr flüstern sich die Zeiten und Geschlechter zu, was man aus dem Ernste historischer Bücher verdrängt oder was in denselben den Schmelz des frischen Empfindens verloren hatte. Und die alte historische Sage ist voll von den Geschicken, die von der wunderbaren Macht der Frauen zeugen; von den Katastrophen, an denen sie Schuld und Ursache gewesen; an ihren Zauber knüpft die Sage jegliche Erschütterung der menschlichen Gesellschaft. Starke Vesten, große Königreiche sind, so singt die Sage, um ihretwillen gebrochen; ganze Völker, um einer Frau willen, in Knechtschaft und Leiden gestürzt worden; der Tod auf Schlachtfeldern und bei vergifteten Festmählern führt auf die Frauenreize und Frauenmächte als Quell zurück. — Was die Sage erzählt, ist sicherlich der Abdruck einer großen Wahrheit und wie tief auch die Dichter in die Phantasie eingetaucht haben mögen, wenn es sich auch nie und nirgends hat begeben, noch die beglaubigte Geschichte späterer Zeiten zeigt, wie ewig wahr ihre Lieder gewesen sind.[1]) Wir schweigen von dem Trojani-

[1]) Wenigstens hat die neue Zeit und die Gegenwart die schöne Wahrheit des Sophocleischen Chor's in der Antigone: *Ἔρως ἀνίκατε μάχαν* noch nirgends verleugnet. Hierdurch ermuthigt gestatten wir uns gegen die Autorität

schen Kriege, in dem ragende Fürsten und Schlösser fielen um eines schönen Weibes willen, von dem tragischen Ende des römischen Königthums, in welchem ein greiser König um der Sünde des lüsternen Sohnes in ein trübes Exil getrieben wird; es ist ja keine Nation, welche in ihren Annalen nicht große Erinnerungen und Thaten ausgelöscht und verwischt findet von den Thränen einer Frau und umschrieben von dem Blute Tausender, die als Opfer der Leidenschaft fielen. Die Dynastie des Ju in China ging in den Schandthaten der schönen Meihi

---

eines hochverehrten Mannes eine Lesart in ihm zu vertheidigen, welche dieser in seiner Uebersetzung der Antigone angefochten hat. (Sophokles Antigone. 2. Aufl. Berlin 1842. p. 26. not.) Statt wie die Handschriften geben, zu lesen

Ἔρως ἀνίκατε μάχαν,
Ἔρως, ὃς ἐν κτήμασι πίπτεις etc.

soll ein *πήμασι* vorgezogen werden und übersetzt sein

„O Eros, allsiegender Held,
Der du die Unglücklichen anfällst.“

Freilich hatte er ein Recht gegen die Uebersetzung von *κτήματα* durch „Heerden“ und „Reichthümer“ zu protestiren; es ist von Personen die Rede, welche ihre Zustände nicht gegen den allsiegenden Eros schützen. Eros, so singt der Dichter, lässt niemanden sich entrinnen; es hilft dem Mägdlein nichts, dass es schläft: durch ihre Träume und Phantasien fliegt er ihr in's Herz; wir entrinnen ihm nicht, wenn wir aufs Meer fliehen, wie ihm der einfache Landmann im Stillleben seines Dorfes nicht entgeht; kein unsterblicher Gott kann ihm enteilen, ihn schützt nicht diese Unsterblichkeit, wie den Menschen auch nicht seine Eintäglichkeit und Lebenskürze vor ihm bewahrt. Nicht passend würde in dieser Zusammenstellung von Unglücklichen gesprochen sein. Kein Gegensatz von „Glücklichen“ ist dafür vorhanden, wo nur von äusseren Lebenszuständen die Rede ist. Auch psychologisch passt es nicht. Entweder der Unglückliche ist wirklich gegen Liebe verschlossen, — oder er ist nicht mehr unglücklich, wenn ihn Eros besiegt. Aber wie nicht der Schlummer, nicht die Reise, nicht das Stillleben, so singt der Dichter, schützt euch nicht die Unfreiheit vor ihr. Auch wer schon die Fesseln der Knechtschaft Anderer trägt, ist von Eros nicht befreit; wer selber im Besitz eines Herren ist und von ihm gleichwohl besessen; auch die Unfreien, die nicht über ihren Willen verfügen, unterwirft er. Denn als Unfreie, Sklaven, wie noch oft, sind hier *κτήματα* zu fassen. Man darf sich mit Recht wundern, dass man trotz den zahlreichen Conjecturen, die man um diese Stelle machte (Vgl. Brunck zu diesem Verse) diese Bedeutung, die ihr eine so schöne Erweiterung verleiht, übersehen hat. In der Römischen Sklaverei

zu Grunde[2]), die Teiche von berauschenden Getränken anlegen ließ, um der Völlerei und dem Wahnsinn zuzusehen, die die verführten Menschen bis zum Ertrinken in dem gräulichen See führten. Auf die Vorliebe des vorletzten Königs in Peru für die schöne Prinzessin von Quito führt man den Ursprung der Katastrophe des Staats zurück, den Pizarro zerstörte; eines überhaupt galanten Staates, in dem als besonderer Ruhm des Inka Huayna-Capac erwähnt wird, dass er nie einer Frau, von welchem Alter und Stand sie sein mochte, eine Bitte abgeschlagen habe[3]). Auch der furchtbare Rachekrieg zwischen Iran und Turan, der mehrere Geschlechter hindurch dauerte, verdankte seinen Ursprung den Intriguen der Sudabe, welche den Schah Kai Kawus mit ihren Ränken umstrickte, so dass dem Firdusi, als er es berichtet, die ungalanten Verse entgleiten

---

war freilich der Begriff eines mancipiums als einer Sache und Besitzes viel mehr ausgebildet; doch finden sich auch hier die erotischen Schwärmereien der Sklaven der Aufmerksamkeit ihrer Herren nicht entzogen und wir brauchen dafür nur an die Plautinische Casina zu erinnern; allerdings bemerkt der Dichter, dass er meist griechische, punische oder apulische Zustände zu schildern habe, soweit es serviles nuptias angeht, denn der Römische Herr verzieh sich es leicht all diesem Eros durch grobe Grausamkeit entgegenzuwirken. In neuerer Zeit hat bekanntlich Raupach ein trübes Bild geschaffen davon, dass Sclaven liebefähig seien; der liebende Ossip sagt (Act. sc. 1.) „ich fing an zu glauben, wir wären nicht von Gott verworfen, sondern nur zum Glück erschaffen wie die Freien.“ Es ist dasselbe Thema, in welchem Urica verzweifelt die Negerin; sie liebt den stolzen Grafen, wie Paul Heyse rührend singt:

„Ist dies im Sinn
Als hätt' ich gar ein Recht auf diesen Mann?
Ach! Unrecht hat nur eine Negerin.“

Der Ausdruck *κτῆμα* für Sklaven ist endlich auch dem Sophocles nicht fremd. In den Trachinierinnen sagt Lichas auf die Frage der Dejanira nach den von Hercules gefangenen Sklavinnen *„ταύτας ἐξείλεθ' αὑτῷ κτῆμα καὶ θεοῖς κριτόν“* Diese führte er als sich und Gottes auserwähltes *κτῆμα*, Eigenthum hinweg.“

[2]) Vgl. Gützlaff Geschichte von China p. 39.

[3]) Prescott (Geschichte von Peru aus dem Engl. 1. p. 264. not. f) schließt damit mit Recht auf eine große Popularität des Inka im weiblichen Geschlecht.

„O wende von den Weibern dich: voll List
Und Trug sind sie, geübt in allen Ränken,
Und reden immer anders als sie denken.“ [4])

In der heimathlich germanischen Sage ist es ja männiglich bekannt, dass das erhabene Lied von dem Untergange der Nibelungen von Lieb' und Reiz und Eifersucht von Frauen Anfang und furchtbares Ende entlehnt; um der Frauen List willen sanken nicht blos der schnelle Siegfried, der trotzige Hagen, sondern auch der weise Rüdiger, so dass sich auch in unserm Alterthum bestätigte, was die Edda im kühlen Norden verkündet:

Der Liebe verwundern soll sich kein Weiser
An dem andern Mann. Oft fesselt den Klugen
Was den Thoren nicht fängt, liebreizender Leib.
Unklugheit wundre Keinen am Andern
Denn Viele befällt sie. Weise zu Tröpfen
Wandelt auf Erden der Minne Macht [5]).

Es wäre weitläufig überall hin die Beweise zu verfolgen, welche die Sage aller Völker und Zeiten für diesen Satz des grauen Havamal gesammelt hat — aber denkwürdig ist der Character, welchen sie überall den Absichten, den Handlungen, den Wirkungen der Frauen beilegt und dessen Kenntniss allem Alterthume aus einer Erfahrung geflossen sein muss, die tief in der Seele des Menschen und des weiblichen Herzens in's Besondere ruht. Wo überall Frauen in den Vordergrund der sagenhaften Scene treten, erfüllet sie für das Gute und Schlimme das sie verfolgen, ein dämonisches, unerklärlich fortreißendes, über die Grenzen der Gewöhnlichkeit siegend fortstürmendes Wesen. Wo die Frau heraustritt aus dem engen Bann ihres häuslichen Stillebens, wird sie von einer geheimnissvollen Kraft ergriffen, die sie über das Maß ihrer Natur, selbst über die Grenzen männlicher Tugenden und Leidenschaften hinausführt. Dämonisch wird die Begeisterung, welche ihr Aug' erfüllt und ihre Hand stählt, wenn es die edelsten Güter ihres Lebens gilt; übermenschlich dünkt uns die Kraft mit der sie leidet, ringt und stirbt; heißer wie die Sonne ist die Gluth, mit der

[4]) Nach Schack's Uebersetzung in den Epischen Dichtungen von Firdusi 1. p. 101. etc.

[5]) Im Havamal nach der Uebersetzung von Simrock p. 86.

sie den Gegenstand ihrer Liebe, ihres Stolzes umfasst, vertheidigt, behauptet. Aber noch dämonischer wird die weibliche Natur, wenn sie fortgerissen wird von den dunkeln Mächten dieses Lebens; wenn sie begeistert fortstürzt, nicht, um zu wärmen, sondern zu verzehren; wenn dunkel um sie flattern die losgelassenen Dämonen der Rache, der verschmähten Liebe, wenn in ihren Augen flimmert das gefährliche Irrlicht der duldenden List und der ausharrenden Falschheit. Dämonisch, wie von bösen Geistern getrieben, stecken sie die Welt in Brand, um einen Moment süßer Rache zu kosten. Von dieser Doppelkraft und Doppelnatur des Weibes zeugt die alte Sage auf allen ihren Blättern und die Erfahrung, die aus ihr spricht, stellt dies doppelte dämonische Wesen, wie Aristophanes den Chor der Guten und der Bösen, meist in geeigneten Repräsentanten gegenüber oder trägt sie in noch tieferer Wahrheit auf eine große gewaltige Natur über. Es ist keine Stellung des menschlichen Lebens, kein Stand, kein Volk[6]) welchem nicht die aufbewahrte Sage von der dämonischen Kraft weiblicher Wesen zutheilt; die Alten bewundern mit Recht die unschuldigen im Lebensüberfluss erzogenen Töchter des Tyrannen Aristotimus mit welcher Würde sie den Tod und die Schmach erdulden und die junge Schwester von der älteren aufgefordert, stark zu sein, wenn sie antwortet: nicht der Tod schmerze sie, sondern das, was schlimmer sei, die Schwester früher sterben zu sehn[7]); sie erstaunen mit Recht über die im verderbten Milet zur Gemahlin des großen Mithridates auserlesene Monime, welche die Schönheit ihres Leibes beklagt, die sie zur Dienerin eines Tyrannen mache.[8]) Ein Weib und eine Toch-

---

[6]) Der alte und weise Merlin gefällt sich sehr in Schmähreden gegen das schöne Geschlecht mit Beziehung auf das Unheil, das sie angerichtet: Er sagt (Vgl. die Märchen des Straparola übers. von Val. Schmidt p. 337.): Ymaige decepuant et poingnant comme alesne, miroer de decepuance semblant a creature, pourquoy chasteaulx, citez et bourgs et villes sont destruictes et arses et terres gastees et aussi maints grans peuples occis et affolez, hamecons a prendre poissons en rivieres, reths a prendre les oyseaulx a la pipee, rasouers tranchans et affilez" etc. Es dürfte gut sein diese Stelle nicht zu übersetzen.

[7]) Plutarchi mulierum virtutes XV. Moralia ed. Wyttenbach. 2. p. 40.

[8]) Plutarchi Lucullus p. 160. 6. Reiske Parall. 3. 260: *καὶ ἀπεθρήνει τὴν τοῦ σώματος εὐμορφίαν, ὡς δεσπότην μὲν ἀντ' ἀνδρός* etc.

ter war Tullia, welche der Sage nach ihren Wagen über den Leichnam des auf ihren Antrieb gemordeten Vaters trieb zum Grausen der Männer, und ihr entgegen stellt dieselbe Sage die keusche Lucretia, die den Tod der liebevollen Schmach eines Fürstensohns vorzieht. Ein Weib und eine Gattin war Chachiuhenetzin[9]) Königin von Mexico, welche durch die Zauberkünste ihrer Schönheit edele Jünglinge verlockte, wenn sie ihrer satt war, sie tödten ließ, ihnen Bildsäulen in ihrem Prunksaale wie Trophäen aufstellte, bis er ganz voll war; ihrem Gemahl stellte sie dieselben als Götter vor, wie man sie in ihrer Heimath verehrte. Und dies berichtet die Sage aus einem Lande, in welchem aztekische Mütter ihren Töchtern Regeln geben, wie folgende: „Lass nie mehr als einen Mann Dir nahen, und wenn es Gott gefallen sollte, dass Du einen Mann

---

Als Pompejus später die Burg Caenon eroberte, fand er daselbst den Briefwechsel der Monime und des Mithridates, in welchem er seiner Liebe Ausdruck giebt. (Pompej. p. 461. 15. Reiske 3. 783.) Die Erhaltung desselben würde gewiss einen rührenden Pendant zu den zahllosen edirten Briefwechseln unserer Tage geben.

[9]) Prescott theilt dies sinnreiche Faktum aus der handschriftlichen „Historia Chichimeca" von Ixtlitxochitl in seiner Gesch. v. Mexico aus dem Engl. 2. Aufl. p. 474. mit.

Männer werden auch kaum die Frage entscheiden können, ob Chachiuhenetzin von jener Königin in Mährchen des Straparola an Scharfsinn übertroffen worden sei, die die schönen jungen Männer an denen sie Gefallen fand, ohne ihrem Gemahl unnöthiges Zutrauen zu beweisen, in Hofdamen verkleidete, um sie stets zu ihrem Dienste bereit zu haben. (ed. Schmidt p. 213.) Es fragt sich auch ob diese ihre List von dem Weibe des Pontian gelernt hat, welche wie die Volkserzählung von den sieben weisen Meistern berichtet, nicht minder ihren Buhlen als Hofdame bei sich führte, bis der kluge Diocletian das Geheimniss enthüllte.

„ein man in denselben stunden
wart in wibes cleidern funden"

Nach der deutschen Bearbeitung des Hans v. Bühel ed. Keller (Quedlinburg 1841. 8.) p. 209. Erzählt ja doch die Volkssage eine ähnliche Historie von einer Frau des Kaiser Otto III. die eine Spanierin gewesen, und einen Liebhaber in Weibskleidern mit sich führte. (Cf. Crusius Annales Sueviae 2. p. 170.) Nach solchen Lehren der Volkssage ist es auch kein Wunder, wenn die Minnesänger wie Ulrich von Lichtenstein sich Frauenröcke anlegten, als Frauen selbst die Kirche besuchten und die Frauen wie ihresgleichen küssten. (Vgl. v. der Hagen Minnesänger. 4. 337. etc.)

bekommst, so halte Dich frei von Anmaßung, suche ihn nicht zu vernachlässigen und gestatte Deinem Herzen nicht, im Widerspruch mit ihm zu sein. Hüte Dich, dass du nirgends Verrath an ihm begehst, dass Du keinem andern einen Genuss gewährst, denn dies ist in eine Grube ohne Boden fallen, aus der keine Rettung ist. Nach den Gebräuchen der Welt wird man, wenn es bekannt wird, Dich tödten, auf die Straße werfen, dass dein Kopf zermalmt und auf den Boden geschleift werde. Aber Flecken und Unehre werden die Vorfahren treffen und ihren Ruhm durch die Unreinheit Deiner Sünde verdunkeln. Man wird von Dir sagen, daß Du im Staube Deiner Sünden begraben wurdest" [10]). Wie nirgends vielleicht, bietet nach der sagenhaften chinesischen Geschichte jenes unermessliche Land wunderbare Beispiele der dämonischen Gewalt der Frauen über Zeiten uud Männer. Während grauenvolle Ungeheuer wie Tanki den Kaiser Tsheu, Pao den Jeu, Liuheu den Hiaoeiti, Hu den Wuti, Wuheu den Kaotsong beherrschten und das Land mit Mord, Unzucht und Tücke erfüllten, geben andere chinesische Frauen die edelsten und rührendsten Beispiele von Besonnenheit, Treue und Aufopferung. Die Gemahlin des Suen, welche den Irrweg erkannte, auf dem der Kaiser sich befand, verließ ihren geliebten Gemahl: denn sagte sie, sie wollte lieber seine Liebe entbehren, als dass er aus Liebe zu ihr Thron und Ehre verliere. Als der Frau des Tschingti einst von ihrem kaiserlichen Gatten angeboten ward, sich in seinen Staatswagen bei öffentlichem Aufzuge zu setzen, erwiederte sie, einem Kaiser gezieme, sich mit Weisen zu umgeben. Schon die Maler zeichneten einen schlechten Fürsten in Gesellschaft von Frauen. Die persische Sage stellt die tückische Sudabe, welche aus Rache über verschmähte Liebe ihren Stiefsohn, den edelen Sijawusch, wie Potiphars Weib den Joseph verfolgte, aus Reich und Heimath trieb und dem Meuchelmorde seiner Urfeinde in die Hände lieferte, der edel weiblichen Ferengis entgegen, die mit Sijawusch, obschon ihr Vater es war, der ihn ermorden ließ, in Kraft duldete und in Treue verharrte.

---

10) Aus Sahagun: historia de nueva Espana lib. 6. cap. 19 bei Prescott Gesch. v. Mexico 2. 467.

Wer kennt nicht Medea, die wunderbare Frau, dämonisch in ihrer Liebe, fürchterlich in ihrer Rache! Ehre des Vaterlandes, Liebe der Verwandten opferte sie, um dem Manne ihres Herzens, Jason, zu folgen; als sie in ihrem Herzen verrathen ward, ist des Gräuels kein Ende, welchen sie süßer Rache voll begeht. Die eigenen Kinder fallen ihrer mütterlichen Liebe zum Opfer, dass sie dem verrätherischen Vater ohne sie nicht zur Freude verbleiben. Gewiss sagt sie von sich mit Recht:

„Ein Weib, wie zag sonst und von Furcht erfüllt,
Zu sanft, den Kampf, des Schwertes Blitz zu sehn,
Ist, wird das Herz von rauher Hand verletzt,
Blutdürstiger als je ein andrer Sinn.“ [11])

Eine andere Medea, aber idealischen Zweckes und eines Dichters würdig, ist Aretaphila aus Cyrene, ein Weib von der Sage umsponnen, obschon sie nicht im mythischen Zeitalter lebte. Nicocrates, ein Tyrann, hatte zu ihrer Zeit sich der Stadt bemächtigt und brachte seiner grausamen Willkür Recht und Pflicht zum Opfer. Er tödtete die reichen Bürger, er achtete die Heiligthümer der Götter nicht. Den Gemahl der Aretaphila tödtete er und nahm sie, schön und geistreich, wie sie war, zur Gemahlin. Aretaphila benutzte die Herrschaft, die sie über ihn gewann, bald zu Plänen für die Befreiung ihrer Vaterstadt von einem so unwürdigen Herrscher. Sie beschloss, ihn zu vergiften. Aber schon die Vorbereitungen dazu wurden verrathen. Calbia, die Mutter des Tyrannen, ein fanatisches Weib, rieth dem Sohne, die gefährliche Frau zu tödten. Aber der Tyrann, welcher sie foltern ließ, von der Mutter gedrängt, in Qualen, die sie lächelnd überstand, hatte nicht das Herz, die Geliebte zu tödten, ließ sich leicht von ihr überreden, es sei nicht Gift, sondern ein Liebestrank gewesen, welchen sie gebraut hatte, und räumte ihr die frühere Herrschaft wieder ein. Aretaphila ließ nicht ab, ihre Pläne zu verfolgen. Ihre Tochter, schön wie die Mutter, lehrte sie den Bruder des Tyrannen durch kokette Reize zu umstricken, und als er ganz in ihren Händen war, gegen den eigenen Bruder zu stacheln. Dieser ließ wirklich den Bruder ermorden. Statt sich damit zu begnügen, wie man erwartete, äußerte Aretaphila, sie habe

11) Euripidis Medea v. 263 etc.

ja in ihrem Schwiegersohn keinen Brudermörder, sondern einen Tyrannenmörder sehen wollen, er aber setze ja die Tyrannei fort, und so brachte sie es denn auch zur Empörung gegen diesen ihren Schwiegersohn und zur Freiheit der Stadt. Die dankbaren Bürger boten ihr an, Theil an der Regierung der Stadt zu nehmen; sie aber zog sich in das Stillleben die Einsamkeit zurück, vielleicht bedenkend, was der Dichter die Medea sagen lässt:

„Von Natur sind wir zu Gutem oft zu schwach,
Aber des Grauenvollen sind wir größte Meister.“ [12])

Aber besonders die deutsche Sage ist reich an diesen mächtigen Frauengestalten, in denen eine unheimliche Gewalt die Fessel der Gewöhnlichkeit durchbricht und die Tugend zur Leidenschaft umschaffend sanfte Pflichtgefühle mit der Dolchspitze einer unstillbaren Rache versieht. In der That ist es bei deutschen Frauen, wie bei Aretaphila kein unheilig Feuer, welches Zäune und Schranken weiblicher Milde verzehrt; vielmehr ist es die tiefste Tugend, die am feinsten Lebensnerv ihres Herzens betroffen, sich auflehnt gegen die Gesetze dieser Welt und zu den Waffen greift, welche ihr der verhängnissvoll erweckte Dämon weiblicher Natur verleiht. Ihnen ist dann, nach dem, was sie betroffen, gleichgültig, was geschieht, ob das Theuerste, ob sie selbst mit untergehn, sie achtens nicht, auf aller Leben steht als Sinnvers das Wort der Antigone:

„Denn wer so viel von Leid umzingelt lebt
Als ich, wie fände dieser nicht am Tod Gewinn.“

Sie achten dann nicht die Flammen, die über ihre Häupter zusammenschlagen und Haus und Vaterland verzehren. Die deutsche Sage kann nicht satt werden an der Darstellung solcher Frauenbilder. Brunhild, wie sie in der Edda im dritten Lied von Sigurd vorkömmt [13]), war ein edles Weib „an der Reinen (heißt es) war nichts zu rügen, kein Fehl zu finden,

12) Eurip. Med. 407—9. Die Geschichte der Aretaphila wird von Plutarch in den Virtutes mulierum n. 19. erzählt.

13) Vgl. Lieder der ältern Edda, herausg. von den Brüdern Grimm. Berlin 1815. 1. 243 etc. Die angeführten Stellen sind nach Simrock p. 177 etc.

noch auszuforschen.“ Aber sie gewann den Sigurd lieb, der der Gudrun angehörte. Und in ihrem Sinne ward der Dämon mächtig. „Allein (sagt das Lied) saß sie außen, wenn der Abend kam; laut zu sprechen mit sich begann sie: Sterben will ich oder Sigurd hegen den alljungen Mann in meinem Arm.“ Und die Treue und Liebe Sigurds zu seiner Gudrun reizte sie zum Mord. Sie gewann ihren Gemahl, den tapfern Sigurd im Schlummer an Gudruns Seite zu tödten. Mit gellendem Lachen begrüßte sie den entsetzlichen Wehschrei der erwachenden Gudrun, die ihren Gemahl im Blute erblickte. Ihr eigener Mann erschüttert ruft ihr zu: „schlage kein Gelächter auf, Schadenfrohe, heiter in der Hölle, als brächt es Dir Heil. Wie hast Du die lautere Farbe verloren, Verderbenstifterin, die nun selbst verdirbt.“ Aber sie wollte nicht leben nach Sigurd's Tod. „Wollt Einen lieben, ruft sie aus, nicht mehr als Einen, nicht wankelmüthigen Sinns war die Maid!“ Sich zu tödten ließ sie sich nicht abhalten, weder von Bitten, noch vom Zureden der Verwandten und Freunde. Als diese den Högni befragen, wie sie vom Tode abzuhalten sei, antwortet er: „Verleid' ihr Niemand den langen Gang und werde sie nimmer wieder geboren; sie kam schon krank vor die Knie der Mutter; zu allem Bösen ist sie geboren; manchem Manne zu trübem Muth.“ So starb sie; selbst ein böses Riesenweib, das die Höhle bewohnte, durch welche sie zur Unterwelt fuhr, rief sie tadelnd an: „Fort, erfrech Dich nicht zu fahren durch meine steingestützten Häuser; besser ziemt Dir Borten zu wirken, als des Gatten begehren der Andern.“ Sie aber antwortete ihr verächtlich: „zum Unheil werden noch allzulange Männer und Weiber zur Welt geboren; aber wir beide jetzt bleiben zusammen, Ich und Sigurd.“ Und dieselbe Gudrun, deren Gemahl gemordet war, die vor dem unglücklichen Schmerze „nicht schluchzte, noch schlug sie die Hände, brach nicht in Klagen aus, wie Brauch ist der Frauen“ . . . kein Trost und keine Thräne nahte ihr. Vor Zorn, sagte die Edda, konnte sie nicht weinen und vor Gram, der sie füllte um des Fürsten Mord. Erst als sie das bleiche Haupt des Gatten wieder ansah, das Haar verharscht vom Blut, die leuchtenden Augen erloschen, da ward ihre Wange roth, ein Regenschauer rann in den Schooß. Auf die grässliche That folgte auch grausiges Geschick: das Geschlecht der Niflungen ging unter.

Andere Farbe trägt das ähnliche Drama vom Tode Siegfrieds und Rache Chriemhildens erst in der Wilkina und Niflunga saga, denn in unserm Nationalepos der Nibelungen. Hier rächt sich Brunhild wegen der Anspielung auf ihre vermeintlich verletzte Keuschheit und des Spottes, den Siegfried mit ihr ohne ihr Wissen getrieben. Es ist ein Kampf der Eitelkeit und des Hochmuths, der sich zweier edler Weiber bemächtigt, dessen Leidenschaft alle Schranken überfluthet, und zwar in Blut und Jammer. Den schnellen Siegfried meuchelmordet Hagen und Brunhild befiehlt, seinen Leichnam zu Chriemhilden in ihr Schlafgemach zu bringen; „sie schläft, ruft sie aus, umarme sie nun den Todten; er hat, was er verdient, sie desgleichen.“

Der Schmerz unglücklicher Liebe, welchen die Edda in das tragische Motiv Brunhilden's eingemischt, ist scheinbar aufgegeben und nur die Wuth über verletzte Ehrliebe tritt hervor; genaue Aufmerksamkeit wird jedoch die alten Spuren einer versteckten Liebe Brunhildens zu Siegfried auch in den mittelhochdeutschen Liedern nicht vermissen. Es brechen ihre Mannen wirklich der Kammer Thüre auf und werfen der schlummernden Gattin die kalte Leiche in die Arme. Und so erwachte die unglückliche Frau. Nach den Nibelungen, die schon christliche Färbung tragen, legen die Männer den Leichnam vor Chriemhildens Thür, damit sie ihn finden sollte, wenn sie zur Frühmesse, die die fromme Frau nie versäumte, eilen würde. Und die milde liebe Königin, die fromme Frau, deren Herz schier brach unter dem Schmerze, war besonnener Rache voll; sie warnte ihren Schwiegervater und ihre Mannen vor übereiltem Kampfe, der nicht zu gutem Ende führen könnte und sprach: „lasst es sein bis es sich besser fügt; dann wollen wir ihn gebührend rächen; jetzt bleibet und duldet mit mir, Gott möge ihnen vergelten, was sie an uns gethan haben.“ Aber sie erwartete nicht länger als sieben Jahre Gottes Vergeltung; so lange hatte die zärtliche Gattin ihm Liebe und Rache selbst als Gemahlin eines Andern gehegt. Und nach dieser Zeit endete diese Vergeltung in einem grauenvollen Kampfe, den das dämonische Weib gegen ihre Brüder und Gäste entspann, durch den sie das Haus ihres schwachen Gemahls zu einer Mördergrube machte, endlich auf den Leichenhügeln tausend Tapferer selber getödtet ward und nichts als Klagen und Jammer, Rui-

nen und Untergang zurückließ. So blieb ihr Name durch dämonischen Hass und Liebe gleich berühmt, dass von ihr der Vers des alten Dichters gilt:

„Durch Hass den Feinden und durch Huld den Freunden
Wird Menschenleben ruhmesvoll.“ [14])

§. 2. Nach den allgemeinen Vorführungen wird es gestattet sein, auf den Mittelpunkt unserer Erläuterungen vorzugehen.

Indem Jacob Grimm [15]) in seiner Mythologie von den prophetischen Frauen der deutschen und nordischen Sage zu berichten anfangen will, wirft er die interessante Frage auf, warum es bloß „ein bedeutsamer Zug“ des altdeutschen Heidenthums sei, besonders prophetischen Frauen als einer Art Halbgötter zu begegnen, während die jüdische und christliche Ansicht einen Gegensatz bildet; denn hier sind es zumeist Propheten, Engel und Heilige, auf welche die verkündende Kraft im Auftrage Gottes zu reden, niedergelegt ist. Es wäre also die Frage zuerst zu erledigen, worauf die besondere Stellung der Frauen als Zauberinnen und Prophetinnen im deutschen Alterthume beruht.

Die Frage erledigt sich wirklich und gründlich nur durch die Erkenntniss des Gegensatzes, den das Heidenthum in seiner Auffassung im Allgemeinen zur Offenbarungslehre einnimmt.

Das Heidenthum ist großentheils nichts Anderes als eine Religion der Sprache [16]). Die Sprache fesselt ursprünglich Gedanken in feste Formen, oder sie combiniert diese festen Formen durch neue Gedanken zu constanten Reihen. Die sprechende Nachwelt agiert mit Worten und Sätzen wie mit Versteinerungen aus verschiedenen Schichten der Vorwelt. Die Sprachforschung versucht aus der Erstarrung das ursprüngliche lebendige Wesen zu entwickeln.

---

14) Euripid. med. 809. 10.

15) Cap. XVI: Weise Frauen p. 369.

16) Vgl. darüber eines weiteren meine Abhandlung: Die Wissenschaft und die Akademien in der Denkschrift der Erf. Akademie der Wissenschaften vom 19. Juli 1854. Abschnitt I. §. 4. p. XII etc.

Das Heidenthum in seiner Totalität, ob Germanen, Celten oder Griechen angehörig, besteht in derselben Action wie die Sprache und durch dieselbe. Die menschliche Erkenntniss, Erfahrung, Erinnerung und Beobachtung nach den unzähligen Seiten, welche das Leben der Völker, jedes für sich bietet, jedes nach seiner Eigenthümlichkeit produciert, jedes im Laufe der Zeiten steigend und wandelnd gefunden und erhalten, also der Mensch mit seinem menschlichen, aber nichts als menschlichen Intelligenzvermögen — das ist der Inhalt allen Heidenthums, wo auch immer seine Heimath, welches auch immer sein Name sei.

Der Begriff ward zum Wort, das Wort zum constanten Wesen und zum verkörperten Genius; die psychologische Erfahrung versteinert sich zum Wort und erhebt sich in den Himmel als verehrte Gottheit. Das Heidenthum ist die Religion der Sprache. Sein Himmel ist überall mit Worten, festgewordenen Gefäßen eines flüssigen Gedankens bevölkert, die durch die künstlerische Phantasie menschliche Formen, Häupter und Leiber erhielten.

Menschen aus Ton zu kneten oder aus Elfenbein zu bilden haben die Menschen, wie Pygmalion ohne die Götter nie gekonnt. Aber die Götter selbst haben sich die Menschen künstlerisch geschaffen. Sie gossen den Gedanken in die Form der Sprache und schufen daraus das beliebige Bild, welches in der Seele bewahrt blieb. Das Griechische Heidenthum ging einen Schritt weiter. Seine Kunst goss diese Götterbilder und Statuen der Seele in Erz, schuf sie zu Marmor und übte an ihnen tausend wunderbare Künste. Sie malten und entwarfen aus ihrer Seele, wo es lebte, das Götter- oder Genienbild und es lebte nicht bloß in der Seele des Künstlers so, sondern im Geiste des Volkes, dem es Genius war. Der Geist des Volks war der Vorkünstler gewesen, welcher aus dem Wort und Begriff, wie aus einem kalten Steine die vielfachen Gestalten erhabener, übermenschlicher, vorzeitlicher Gottheiten erschuf.

Die Griechen haben außer ihrer Mythologie eine Kunstwissenschaft. Die erste ist die Wissenschaft der starrgewordenen menschlichen Gedanken, Reflexionen und Erinnerungen; die zweite die Wissenschaft der in Stein und Erz und Elfenbein abgezeichneten und wiedergegebenen Versteinerungen der Seele. Letztere haben bloß Völker, wie Griechen und Römer

in besonderem außerordentlichem Maße. Erstere hat das Heidenthum aller Völker nach seinen variierenden Standpunkten.

Das Heidenthum muss daher Polytheismus sein, Vielgötterei, denn es entspricht eben der Sprache, die auch in ihren einfachsten Elementen nicht aus einem Worte besteht. Was der Mensch schafft und denkt ist immer mannigfaltig, weil vereinzelt; nur was Gott ihn gelehrt ist ein einzig umfassend Symbol: es ist der Name des ewigen Gottes selber.

Das altdeutsche Heidenthum — das neudeutsche liegt außerhalb des Kreises unserer Betrachtung — und die Stellung der Frauen darin bieten dazu auch in den skizzenhaften Notizen, die ich anführe, hinreichende Belege. Fast alle ihre Erfahrung, Beobachtung, Verehrung der Frauen nach den einzelnen Zügen, welche das Leben hervorruft und diesem Mannigfaltigkeit in Reiz und Anmuth geben, haben sie zu lebendigen Phantasiegestalten aus dem Worte, dessen sie sich bedienten, herausgemeißelt. Wie durch magische Hand eines Schwarzkünstlers aus irdenen Geräthen plötzlich Blumen sprießen und Vöglein emporsteigen — so fliegen aus den schlichten Worten, welche den einzelnen Empfindungen ihren Ausdruck geben, Genien gen Himmel, begabt mit den idealischen Kräften, von denen jene Empfindungen redeten. Aus der Fülle jener göttlich gewordenen menschlichen Erkenntnisse, wie sie das deutsche Alterthum bietet, erkennen wir anderseitig wieder die Feinheit und Zartheit, wie die tiefe Kenntniss des ganzen weiblichen Wesens, welche die Alten gegen die Frauen beobachteten. Meist ist uns sogar die ideale Eigenschaft des zur Göttin gewordenen Wortes deutlicher überliefert, als das Wort, aus welchem sie ward — wegen des urgrauen Alterthums, in welchem die Metamorphose vorgegangen ist. Darum ist auch nicht bloß das Heidenthum die Religion der Sprache, sondern jedes etymologisch forschende Sprachstudium ist auch eine Wissenschaft des Heidenthums.

Schon an einigen Zügen, wie sie uns die jüngere Edda von den Asinnen, den weiblichen Göttinnen berichtet mögen wir diese Weise der Schöpfung erkennen. Freia hat einen sterblichen Menschen zum Gemahl, Odur, Othr, Othar genannt. Dieser zog in fremde ferne Wege: die treue Frau weint ihm nach und fährt zu allen Völkern, um den Gemahl zu suchen. Daher sie verschiedene Namen trägt. Es ist das ein dunkler

Mythus, der offenbar Zusammenhänge mit dem der Isis, der weiblichen Gottheit Ägyptens hat, die den Osiris, den verlornen ebenfalls durch alle Welt sucht.[17] Es ist auch die Namenverwandtschaft beider Männer offenbar. Freia ist aber das Bild der Frau, denn dieses bedeutet ihr Name und aus diesem Namen sind die schönsten Bilder ihrer Mythen entstanden, nicht, wie man zu meinen pflegt, aus der Freia der Name Frau. Wie hier den Schmerz der Trennung, schildert im Lied der alten Edda die Freude des unerwarteten Wiedersehens treuer Liebenden. Swipdagr, der Verlobte Menglöd's, ist durch das Geschick lang von ihr ferngehalten.

„Des Geschickes Willen, sagt er, widersteht Niemand, wie leichtsinnig es auch schalte.“ Unerkannt kommt er, um die Geliebte zu überraschen und stellt er den Wächtern des Palastes verfängliche Fragen, um sich von der Treue der Braut zu überzeugen. Er erfährt deren treues Herz und eilt zur Geliebten. Diese empfängt ihn mit den Worten:

„Willkommen seist Du! mein Wunsch erfüllt sich.
Den Gruß begleite der Kuss!
Unversehenes Schauen beseligt doppelt,
Wo rechte Liebe verlangt.
Lange saß ich auf liebem Berge
Nach Dir schauend Tag und Nacht:
Nun geschieht was ich hoffte,
Da Du heimgekehrt bist,
Süßer Freund, zu meinem Saal.“

---

17) Schon in den Wissenschaftlichen Berichten I, 2, p. 118 not. habe ich darauf hingedeutet. Ohne die verschiedenen Gedanken, welche die mythischen Personen Othr und Freya, wie Osiris und Isis außerdem umkleiden, hier auflösen zu wollen, dünkt doch der Gegensatz von Mann und Frau, Herr und Herrin in beiden erkannt zu werden. In Othr möchte allerdings ein Zusammenhang mit Osiris, Sanscrit çira, aramäisch aser, lat. herus innerlich klarer sein, als die von Grimm (Myth. 858) aufgestellte Vermuthung. Isis habe ich an angeführtem Orte durch das hebr. ischa, Frau, von isch, der Mann, gedeutet; diese Deutung unterstützt die Bemerkung Horapollo's I, 3. „*ἐνιαυτὸν δὲ βουλόμενοι δηλῶσαι Ἶσιν, τουτέστι γυναῖκα ζωγραφοῦσι. τῷ δὲ αὐτῷ καὶ τὴν θεὰν σημαίνουσι.*“ Dass diese Deutungen manchen andern in alter Zeit gegebenen widersprechen, ist bekannt. Aber diese Zufalls-Erklärungen, wie die Plutarchs von Isis als „alte“, weil as alt heiße, sind wenig geeignet, große Autorität zu verdienen. Von Frau in der Bedeutung domina, ähnlich wie das griech. *γυνή* so oft verwandt wird, hat Grimm überzeugend gehandelt (Myth. 276).

Menglöd ist ihrem Namen und Wesen nach das Symbol der Jungfräulichkeit.

Die lösende Kraft der rauhen und starren Herzen in Männern und Frauen ist die Liebe; siafni heißt sie in uralter Sprache; drum gibt es auch eine andere Asin mit Namen Siöfn [18]); sie sucht, sagt die Edda, die Gemüther der Menschen zärtlich zu stimmen. An Hindernissen, welche Liebenden in den Weg gelegt werden, hat es nie gefehlt; eine erhabene Kraft ist es, welche sie beseitigend die Verbindung erlaubt. Daher eine andere Göttin Lofn, deren Name noch in unserem Urlaub, Erlauben erkennbar ist. Aber Männer und Frauen sind nicht immer so treu, wie sie sollten und die Eide, die sie sich schwören, brechen schneller wie Glas. Da ist die Asin Wara, welche diese wahrnimmt und an den Sündern rächt. Die schützende Asin heißt Syn, denn syn [19]) ist Bewahrheitung und Vertheidigung; die aufrecht erhaltende ist Hlin, denn

---

18) Bei Grimm Myth. 286 (Vgl. Dieffenbach goth. Lex. 2. 203) findet man die bekannten altnordischen Wortformen verzeichnet, die noch zu diesem Namen gehören, sifi amicus, (amasius) sift Verwandter, wozu dann das goth. sibja, althochd. sippa, angels. sibb und sifjan etc. zu stellen sind. Grimm leitet davon sif, die Gemahlin des Thor, ab. Sprachvergleichend wichtig ist; dass man in siafni, sibja kein anderes Wort zu erkennen hat, als die semitischen Sprachen in ahab, verstärkt ahabhab, arabisch und chaldäisch mit dem Spiritus asper chab, vgl. hebr. chabab besitzen. Die germanischen Sprachen haben den Anlaut zum s verschärft in ähnlichem Verhältniss, wie das lat. septem, sieben, zu ἑπτά, simplex zu ἁπλοῦς sich verhält. Eine Abwandlung von ahab ist agab, was zu ἀγαπάω gestellt ist. Daraus geht hervor, dass die Vermuthung von Benfey (griech. Lex. 1, 542) der ἀγαπάω als ein ἀγα-σπάω, ἀγασπάζομαι denkt, noch nicht ganz sicher ist, aber in ασπάζομαι ist allerdings dieser s-Laut, der in sibja erscheint, schon vorhanden. Wie überall, folgen wir in den Anführungen aus der ältern und jüngern Edda der schönen Übersetzung Simrocks. Die obige Stelle steht p. 263. Vom Texte der jüngeren Edda ist mir leider im Augenblicke nur der des Resenius (Havniae 1665.) zur Hand. cf. Fab. 30.

19) Syn ist die bewahrheitende Genie, die dadurch, dass sie als wahr bestätigt, was die Menschen sagen, sie schützt. Dies erg.bt sich sehr schön aus dem Gebrauche in der Gothischen Bibelübersetzung, wo sunis, sunja das hebräische emeth trefflich wiedergeben. Es ist daher mit sinnigem Verständniss statt des Griechischen δικαιοῦν, ἀπολογία wiedergegeben worden. So Lucas 7, 35: „καὶ ἐδικαιώθη ἡ σοφία“, wo man zu übersetzen pflegt: „und es wurde gerechtfertigt“, wo es richtiger dem Sinne nach heißt: „und es wurde für wahr befunden.“ So auch 2. Corinther 7, 11, wo sunjons viel tiefer als apologia greift.

bleinir ist anlehnen. Die Edda gibt vielfach Zeugniss von der genauen Erfahrung, welche die alten nordischen Völker von dem dämonischen Zauber der Frauen gemacht haben. „Verderben stiften (singt ein Alter) einem Krieger sah ich übeln Weibes Wort; die giftige Zunge gab ihm den Tod, nicht seine eigene Schuld.“ [20]) Ein Anderer ruft: „Mädchenreden vertraue kein Mann, noch der Weiber Worten. Auf geschwungenem Rad ward ihr Herz geschaffen, trug es in der Brust verborgen.“ [21]) „Du warst die schädlichste Zauberin (redet ein Anderer eine mythische Dame an) aber bei Allvater allvermögend; man sah die Erhabnen Alle sich raufen, verwünschtes Weib, um Deinetwillen.“ [22]) Dem Sigurd wird folgender Rath gegeben: „Muntere Augen braucht ein Menschensohn, wo es kommt zum heißen Kampf. Böse Weiber sitzen oft am Wege, die Schwerdt und Sinn betäuben.“ „Wo Du schöne Frauen sitzen siehst auf Bänken, lass Weiberschönheit Dir den Schlaf nicht rauben.“ [23]) Sie haben deshalb diesen dämonischen Zauber symbolisiert, in Gestalt übersetzt und Zauberinnen für ihre Geisterwelt, nicht bloß für diese Welt geschaffen. Eine solche alte Zauberin heißt dann Völva, Völe (Vala) [24]) von dem altnordischen völ, Kunst, Zauber, woher sich auch der Name des alten nordischen Künstlers Wieland herschreibt, was Künstler, Zauberer bedeutet. Eine Wöle ist es, von der das älteste und dunkelste Stück der alten Edda handelt, Völuspa genannt und von der es darin heißt: „wohin sie kam, wusste sie Zauber; Sudkunst (Zauberkunst) konnte sie, übte sie; stets war sie die Wonne übler Weiber.“ [25]) Dem Gotte Odin wird vorgeworfen, „von Haus zu Haus als Wöla vermummter Zauberer trügst Du das Menschenvolk, das dünkt mich eines Argen

---

20) In Loddfafnirs Lied, bei Simrock p. 89, Edda Saemundar hins froda ed. Rask p. 25.

21) Im Havamal ibid. p. 85. Rask p. 20. n. 85.

22) Im ersten Liede von Helgi dem Hundingstödter Strophe 38, autul amatlig at alfaudr heißt sie; statt „verwettert“ hatten die Brüder Grimm „svevis kona“ mit „trugweise“ wiedergegeben. Lieder der alten Edda p. 74.

23) Einer der Rathschläge, den die Walkyrie Sigurdrifa dem Sigurd selbst gibt Str. 27. 28. bei Simrock p. 172.

24) Über die Formen von „viel“ cf. Grimm Myth. 350 und Wissenschaftliche Berichte I, 1, p. 43.

25) Strophe 26 bei Simrock p. 6. Edda Saem. Rask p. 4. n. 25.

Art.“ [26]) Solche Zauberweiber getödtet zu haben, rühmt sich der stärkste der Götter Thor zum Ruhme an. Aber die Weise des Zaubers, welchen sie übten, ist der Gegenstand der tiefsten Beobachtung. Sie zaubern mit dem Blick, mit dem Lächeln des Mundes. Wenn eine reizende Jungfrau lacht, [27]) heißt es in alten Sagen und Liedern, zaubert sie Rosen in ihre Schürze, [28]) die von ihren Lippen fallen, eine Zauberei, die auch in schönen Versen in der neuen Dichtung von Louise v. Plonnies. Mariken v. Nymwegen wiedergegeben ist. [29]) Sie zaubern mit dem Kuss. Ein Kuss macht Alles vergessen oder schenkt die Erinnerung wieder. Er ist der Zaubertrank, welchen weibliche Genien den Menschen geben, die sie lieben. Sie zaubern durch die Pflege, die sie den Männern zu Theil werden lassen, und die sie im Zubereiten von Speisen wie in der Mischung von Salben für den wunden Körper bekunden.

Aber mehr als durch Alles zaubern sie durch die Sprache: Beredtsamkeit ist, wie die Sage zeigt, ein uraltes Erbtheil der Frauen, dem in ihren Erfolgen und Einflüssen gewiss der größte

---

26) Loki wirft es ihm vor in dem merkwürdigen Oegisdrecka bei Simrock p. 55. Loka-Glepsa ed. Rask p. 63. n. 24.

27) Im Harbardslied ib. p. 42. 43. ed. Rask p. 78.

28) Grimm Mythol. 1054. 55.

29) Gesang 6. p. 98 (Berlin 1853):

„Und wenn sie lächelt — o wunderbar!
Da zittern Lichter im goldnen Haar,
Da blitzen Strahlen im feuchten Aug',
Vom süßen Munde strömt Rosenhauch,
Und in der Wange erhöhtem Schein
Da zieht als Sieger die Liebe ein!
Und wo ihr Lächeln so sonnig glüht,
Ist eine Rose voll Glanz erblüht,
Die Rose ringt sich vom Frühling los
Und fällt der Schönsten wohl in den Schooß.“

Während der h. Angelus predigte, fielen ihm Rosen und Lilien aus dem Munde. Schon von Radowitz notirt in der Iconographie der Heiligen Ges. Schriften 1. 22.

Der Biancabella im zweiten Märchen des Straparola (übers. v. Schmidt p. 29. cf. p. 283) fallen Perlen und Edelsteine vom Haupt; aus ihren weißen Händen gehen Rosen und Veilchen und Wohlgerüche hervor. Ähnliches ereignet den ausgesetzten Kindern des Königs Lancelot (16. p. 51). In der Erzählung in Gobarts Collection of popular stories 2. 5, die ich nur aus Straparola kenne, fallen die Edelsteine und Blumen dem Mädchen aus dem Munde.

Theil beizumessen ist. Mit ihr, heißt es, überreden sie, schmeicheln sie, bestechen sie das gern glaubende Herz, vertheidigen sie und verwunden sie bis zum Tode. Zu sprechen ist in grauen Zeiten eine große Kunst gewesen und als solche betrachtet worden. Als die Zustände der Gesellschaft noch so geordnet waren, dass die Männer einer mehr nach außen gerichteten Thätigkeit, Streit und Waffenübung oblagen, als der nach innen zu waltenden Arbeit des Denkens und Schreibens, war auch das Redenkönnen eine wunderbare Kraft, eine große Tugend. Es waren noch nicht alle äußerlichen Redeformen so geläufig, dass man hätte reden können, ohne zu denken; wer sprach, musste denken und reden zugleich, denken und verständlich sein in einem Zuge, und das ist in allen Zeiten nicht leicht gewesen. Aber den Frauen, wenn sie eine innere Bewegung trieb, floss zu allen Zeiten die Rede vom Munde; wie aus der Tiefe eines Brunnens die silberne Quelle, so strömten aus dem leidenschaftlich erregten Herzen der Frau die erfolgreichen Worte. Je höher das Redenkönnen im Werthe stand, desto mehr erschien diese Beredtsamkeit der Frauen ein denkwürdig Zeichen weiblichen Elementes, ein deutlich Zeichen weiblichen Zaubers. Denn Erfolg sichert den Zauber. Und gewiss gab es nur seltene Fälle, in denen die Kraft der Frauenrede ohne Erfolg gewesen wäre. Die Zauberin Wöle wird daher in der Edda die „wohlredende“ genannt. Die bösen Frauen betrügen die Männer nach der Sage mit der Zunge. „Einem redenden Weibe soll man so wenig trauen, wie einem lachenden Himmel, einem lustigen Herrn und einem trauernden Kleid.“ [30]) Aber auch ein edeles wissendes Weib ward geschildert mit den Worten: „Sie wird Runen lehren alle die Menschen, die wissen möchten, dazu in allen Zungen reden und heilende Salben kennen.“ [31]) Denn Reden ist der alten Anschauung so viel wie wissen, denn nur wer weiß, ist der Sprache mächtig. Dies gilt aber besonders von dem Wissen, welches in einem tiefen Blick, dessen sich kein anderes Alterthum in dem Maße rühmen kann, das deutsche Alterthum den Frauen übertragen. Es ist das Wissen, welches ein Vorherwissen, ein Schauen, ein Ahnen, Verkünden bedeutet. Die Beredtsamkeit der Frauen

---

30) Im Havamal Strophe 86. p. 85, 86. ed. Rask p. 21.
31) In Gripirs Weissagung p. 150. str. 17. ed. Rask p. 174.

ist an und für sich immer als ein wunderbares, unerklärliches Wesen, der innersten Natur angehörig und entsprossen betrachtet worden. Sie ist kein eigentlich Resultat des Reflectierens und Nachdenkens, der gelehrten Meditation; sie spricht aus dem geheimnissvollen Quell innerer Erregung und fühlt und trifft die individuelle Eigenthümlichkeit, welche ihr gegenüber steht. Es verbindet sich damit ein anderer wunderbarer psychologischer Zug des Frauenwesens, es ist der eines ahnungsvollen Wesens, das selbst unbewusst auf den Gebieten, wo ihre Seele erregt ist, sieht und erkennt, ohne die Erkenntniss deuten und erläutern zu können. Wie von einem Genius zugeflüstert, erkennt der Frauen Sinn, da wo ihre ganze Natur in Wallung ist, was in andern Herzen vorgeht, durchbricht in blitzähnlicher Ahnung Formen und Schranken; sie wissen, ohne zu wissen, woher und warum, sie entscheiden von einem innern Geiste getrieben, sie vernehmen, wie Göthe's Iphigenie sagt, „die Stimme der Götter, die durch ihr Herz reden.“ Es offenbart sich dieser Zug in aller Vielheit durch die tausend Verhältnisse, in denen ein Mädchen, eine Frau, eine Mutter, von innerer Bewegung ergriffen, hofft und fürchtet, kämpft und sorgt. Von dem dämonischen Wesen, das die erfasst, wenn sie von den Geschicken in die wallende Fluth der Leidenschaften geschleudert werden, ist dies nur ein Theil. Die dunkle Ahnung, welche ihnen aus der Seele steigt, treibt sie zum herrlichen Opfer, zum bewunderungsvollen Kampf, aber auch zur grauenvollen unsäglichen That. Diesem Dämon ihrer Seele sind sie unterworfen; ihm folgen sie mit blinder Hast — dann dringt, wie Thoas sagt, „vergebens treu und mächtig der Überredung goldne Zunge auf sie los.“ Das friedliche Abbild dieses innern Gesichtes in den eingedämmten Verhältnissen unseres Lebens ist der Takt, der Frauen schönste Zierde, von dem die Prinzessin in Göthe's Tasso mit Recht verlangt, „dass man bei edlen Frauen anfragen solle, was sich ziemt.“ Das ganze Frauenleben ruht auf der Concentration ihres Wesens in dem, was ihr Herz besitzt oder verlangt; aus dieser, wie aus aller Concentration dringt auch ohne Belege und Beweise ein sehender Blick und eine ahnungsvolle Überzeugung heraus. Aber eben da besonders, wo die Seele der Frau in einer besonderen Wallung, Aufregung, edlem oder unedlem Rausch der Leidenschaft sich befindet, bricht das Dä-

monische, welches in allen Frauenherzen schlummert, durch; dann zuckt die Sprache wie eine züngelnde Flamme dahin, und wie Funken springen aus ihr die seherhaft in das Unbekannte treffende Pfeile, welche die entfesselte Anmuth hinaussendet. Es ist diese Seelenerregung, dieses Außersichselbstsein oder Werden, welches nach den verschiedenen Individualitäten die Frauen zu Seherinnen macht und welche das Alterthum als besondere Erscheinung menschlicher Divination und Vorhersagekunst aufgefasst hat. Die Griechen stellten diese, aus einem besondern Seelenzustande hervorgehende Sehergabe der aus vernünftiger Ueberzeugung sprechenden Frfahrung gegenüber. So lehrt ein sonst dunkler Mythus vom Wettkampfe des Sohnes der Manto[32]) mit dem Kalchas. Manto, eine Seherin, hat ihren Namen, wie mantis, der Seher, von dem griech. mainomai, was diesen Zustand des Außersichseins, des leidenschaftlichen Erregtseins, des Rasens bedeutet. Ihr Sohn steht dem Kalchas, dem besonnenen Manne gegenüber, der seinen Namen von dem griech. kalchainô hat, was in der Brust überlegen, bedenken, sorgen bedeutet.[33]) Aber der Manto Spross besiegt den Kalchas, der wilde Enthusiasmus den sinnenden Verstand. Manto wird als die Tochter des Teiresias ausgegeben, von dem die Sage geht, er habe, nachdem er blind geworden war, die Weissagungsfähigkeit erhalten. Aus der Blindheit die Weissagung ist eben diese aus der Seele ihr selbst unbewusst brechende Rede, in welcher die Alten die

---

32) Dieser Sohn der Manto ist Mopsus; sein Vater soll Apollo oder Rhanius gewesen sein. Die alten Sagen erwähnen noch einen andern Mopsus, aber auch dieser war ein großer Seher. Die Heimath seines Wesens ist, wie alle Spuren ausweisen, Kleinasien. Seinen Namen aus dem Griechischen zu deuten, möchte daher vergeblich sein. Aber in die Augen springend ist der Vergleich mit dem hebr. mopeth (mofez), das Wunder, Zeichen; Ansche mopeth sind Leute, die Zeichen schauen, Auguren, teratoscopi. Dies ist um so wahrscheinlicher, als Teiresias, sein Großvater, wohl mit *τέρας*, was griechisch dasselbe heißt, verbunden werden kann. Dieses *τέρας* vergleicht man mit Recht zu *τεῖρος*, Stern, Licht und auch mopeth hat Gesenius ähnlich zu entwickeln versucht. Das Wunder ist ein sichtbares, allen glänzend erkenntliches Zeichen. Den Sohn der Manto, der Seherin, als das Wunder zu denken, ist gewiss ein sinniger Mythus.

33) Hesychius hat: „*καλχαίνει, ταράσσει, πορφύρει, στένει, φροντίζει, ἄχθεται*“ etc. Die Ableitung des Kalchas von diesem Worte schon beim Eustatius.

Divination symbolisierten und constant festhielten. Dem blinden Teiresias steht der Ausdruck „der Seher“, wie ihn die Bibel überliefert, treffend entgegen.[34])

Die altdeutsche Anschauung hat mit tiefem Zuge dies fast nur auf Frauen übertragen. Ihre weisen prophetischen Frauen nennt sie spâkonor d. h. sprechende Frauen, von einem Stamme der noch ganz deutlich im Englischen speak vorhanden ist.[35]) So hat auch die biblische Debora von Dabar, reden ihren Namen.[36]) Das lateinische vates ist das griechische phates, der

---

34) 1. Sam. 9. 9. heißt es: „Denn den man jetzt Nabi nannte, hieß man damals den Seher“, den Mann, der Gesichte hatte. In Nabi allerdings scheint sprachlich dem Begriffe des μάντις näher getreten, wie der Gebrauch mehrerer Stellen, so namentlich Jerem. 29. 26. zeigt. Aber ich halte naba für dasselbe semitisch gestaltete Wort wie ἔπειν. Für den Kundigen ist gewiss, dass das semitische n oft mit i und e am Anfange wechselt (Jazab, nazab; naah, jaah) oder mit dem Vocal umgeschoben wird. Wie ἔπειν nur Dichter, das begeisterte Reden und die Rede überhaupt bezeichnet, so auch naba und nabi. Nabi war nicht bloß der begeisterte Weissager, sondern überhaupt der Ausleger und Redner, der die Sprache in seiner Gewalt hatte, um zu verkünden, was er in der Tiefe seiner Seele von Gott oder von Anderen erfahren. Hiedurch wird besonders Exod. 7. 1. deutlich, wo Gott die Stellung Mosis zu Pharao mit der vergleicht, welche Er sonst zur Welt einnimmt. Sonst ist Moses der Verkünder Gottes. Hier dem Pharao gegenüber soll Moses gleichsam Gott sein, d. h. der die Gedanken mittheilt, Aharon aber der Verkünder, Ausleger und Redner.

Diese Erläuterung von der Identität des prophetischen Wissens oder Dichtens und Redens in naba wie in ἔπειν hilft die folgende Note einleiten.

35) spâkonor kommt von altnord. spâkr, weise, alth. spâhi, was man mit Unrecht, wie auch Massmann, Grimm folgend, bei Graff, Althochd. Sprachschatz 6. 32. Anm. thut, zu spähen, speculari stellt. Es sind die Spruch sprechenden Frauen, die Weisen. Noch Angelsächs. heißt sprechen sprecan und spĕcan, alth. spehhan und sprehan. Volksthümlich ist bei Schmeller spacht, spächten; cf. Graff 6. 369 und vieles andere bei Dieffenbach Goth. Lex. 1. 325. Möglich, daß man bei diesen Modulationen euphonischen Rücksichten gefolgt ist. Aber die Spruchsprechenden waren eben die weisen und klugen Frauen. Daher aus sprechend der Begriff kundig ward, so dass alth. ein redospâhi, redekundig, vorkommt.

36) Diese Ableitung ist offenbar sinngemäßer als die von „Biene“, die man gewöhnlich annimmt. Damit ist nicht gesagt, dass ein Frauenname im Sinne von melitta nicht annehmbar gewesen wäre, aber die Wichtigkeit des „Biene“ der melitta für das Orakelwesen ist überall aus der sprachlichen Deutung ihres Namens (melos) abzuleiten. Benfey (gr. Lex. 2. 63. unten) nimmt vates zu einem Sanskritstamme katha für vatha, der sagen heiße. Das würde in der Sache dasselbe sein.

Redende, d. h. der Verkündende. In der strömenden Macht der Rede fand man die Kraft einer tiefen Überzeugung und Wahrheit. Denn nicht bloß die schmeichlerisch überredende Kraft ist von dämonischer Wirkung der Zauberei; auch die dunkele aus dunkeler Unklarheit auf besondere Erregung hervorbrechende Spruchweisheit. Zauberinnen sind es daher, welche mit dunkelen Sprüchen besprechen, wie Prophetinnen und Orakel in dunkelen Sätzen verkünden. Diese dunkelen Gedanken erscheinen in poetischer Form, denn die Poesie ist die Sprache dieser Begeisterung, dieses Seelenenthusiasmus, der mächtiger als der bewusste Wille zum Leben drängt. Der Poet ist der Verkünder, die wissende Frau die Zauberin. Daher nennen die Alten, was wir besprechen nennen, besingen aeidein, incantare, althochdeutsch galstar [37]); daher wiederum die älteste Poesie, reden, epein, das Gedicht ein Epos; daher die alte römische Verkünderin Carmenta von carmen, das Lied. Daher finden sich auch in den Vorstellungen der alten Deutschen von den dämonischen Frauen, in welchen sie das dämonische Wesen des weiblichen Geschlechts symbolisiert haben, alles dies zusammen. Die Schicksalsgöttinnen [38]) der Alten,

---

37) Grimm Myth. 1173.

38) Grimm Mythol. 376 sagt: „Norn (parca) hat sich bisher in keinem andern Dialekt aufgefunden, gehört jedoch ohne Zweifel echtdeutscher Wurzel an.“ Nichtsdestominder erlauben wir uns daran zu zweifeln und norn (nor-n wie dor-n) für das griechische *μοῖρα* zu halten. Der Übergang von m in n ist bekannt genug. So erklärt sich, woran man bisher Zweifel zu haben schien, althochd. nunna, angels. nunne, die Nonne, aus dem griech. *μόνος, μόνη, μονιός.* Denn ich glaube nicht, dass die Anführungen bei Du Cange, wonach nonnus und nonna im mittelalterlichen Latein ein Ausdruck der Ehrfurcht sind, im höhern Sinn wie Vater und Mutter, der sich in der Romanischen Sprache als ital. nonno bewahrt hat, dazu veranlassen können, einer andern Meinung zu huldigen. Denn das Wort erscheint erst in der christlichen Zeit und ist nur durch christliche Anwendung bekannt. Die älteste Erwähnung des Wortes bei Hieronymus, wo es heißt: „quia maritorum expertæ dominatum viduitatis praeferunt libertatem, castae vocantur et nonnae“ deutet vielmehr schon darauf hin, dass der Ausdruck der Ehrfurcht, welchen das Volk hineingelegt, in der religiösen Bewunderung vor denen, welche das Gelübde der Jungfräulichkeit oder Keuschheit in den ersten Jahrhunderten des Christenthums abgelegt hatten, seine Wurzel hat. Das Wesen einer Mönchin imponierte, wie das eines Einsiedlers und ihre Namen wurden der Begriff von Ehrwürdigkeit, wie man in späteren Zeiten „Bruder und Schwester“ verwandte. Dem Volke war dieser Übergang von m in n ge-

die **Nornen**, sind auch poetische Frauen und haben den Beinamen **quidr**, redend; wie fatum von fari reden; denn nach dem Urbegriff des Redens ist Wort und Wahrheit dasselbe. Was gesprochen ist, ist wahr; daher sind die Redenden die Wahrheit verkündenden und die, welche das Schicksal ewig in Händen halten und beschließen, werden durch Redende bezeichnet. Aus diesem Grunde ist der Norne der Zukunft in der alten Sage ein Brunnen beigelegt. Ein solcher ist der Besitz derer, die in die Zukunft sehen. [39]) Wie aus dunkler Tiefe des Brunnens der Quell, so sprudelt dem Kundigen das Wort aus der verborgenen Zukunft. Der weise Mimer, der nichts ist, als das personificierte Gedächtniss (memoria), hat einen Brunnen des Wissens; bei ihm hat Odin, der höchste der Götter, für einen Trank daraus sein Auge, d. i. die Sonne, die sich wiederspiegelt, versetzt. Der alles wissende Wieland wird darum

---

wöhnlich. So sagt Diez (Etym. Wörterb. der Roman. Spr. p. 237), indem er das roman. nespola nespera, nefle vom lat. mespilum mispel richtig ableitet, wozu auch **althochd. nespil** gehöre, „es sei durch den **gemeinromanischen** Übergang" des m in n geschehen. Als solche Volkswandelungen erklären sich auch die von Salmasius (Exercit. Plinianae 824. b) beigebrachten Beispiele von *μετώπιον* und *νετώπιον* etc. In einer Stelle des Talmuds, die anderswo näher zu erläutern ist, steht ein bisher unerklärtes Wort nucli besser uncli. Es ist nichts als das lateinische **amiculum**; n steht für m. Ebenso habe ich bereits (Mag. Alterth. p. 268) nachgewiesen, dass kimmeria im Talmud, also im Volksausdrucke der Zeit kineria genannt ward. Arabisch heißt onphak, was griechisch *ὀμφάκιον* genannt ist. In den Wissenschaftl. Berichten I (2. 3. p. 213. Anm.) ist gothisch hnasqvus zu griechisch *μαλακός* gestellt. Von **sprachlicher** Seite kann also keine Schwierigkeit dagegen erhoben werden, dass in nor-n das griechische moira vorhanden sei. Eine andere aber gibt es nicht. Denn die ganze Ausbildung der **drei** Nornen, wie es drei Mören gibt, ruht auf ähnlichen Gedanken, was sich selbst in Einzelnheiten nicht verleugnet. Auch die Mören, wie die Hymne an Merkur zeigt, sind weissagende Jungfrauen. Wie die deutschen Mährchen die früheren Nornen in den „Tod" verwandeln, so sind auch die Mören der dahinraffende Tod, wie Hesiod sie schildert und wie man ihren Namen selbst zu *μόρος* und mors gestellt hat (vgl. Preller Mythol. 1. 330). Wie die Nornen und Walkyrien in einander nach der nordischen Sage übergehen, so sind auch die Mören Kriegsjungfrauen. Sie streiten auf den Schlachtfeldern mit den Keren um die Gefallenen (Hesiod, Schild des Hercules v. 258), außerdem nahmen sie, wie Apollodor 1. 6. 2. berichtet, Theil am Kampfe der Giganten und erschlugen den Theon. Dass die Sage von der Fackel des Meleager auch im deutschen Alterthume vorhanden ist, hat schon Grimm (Myth. 386).

39) Grimm Myth. 379. not. Wissenschaftl. Berichte 1. 1. p. 44. not.

der Besitzer eines Brunnens genannt. In dem Pholesbrunno, welches vorkommt, ist ein Apollobrunnen [40]) zu erkennen, denn Apollo ist der Gott der Weissagekunst. So erzählt auch Pausanias von weissagenden Brunnen des Apollo in Lycien. Noch in späterer Zeit sind Vorstellungen davon vorhanden. Darum werden die Nornen ferner spakonur, Redende, wie die weisen Frauen und völvur, Zauberinnen, genannt. Auch die Feen sind ursprünglich fata, nämlich parcen, mehrere Fatums, welche über das irdische Leben zu beschließen und zu zaubern Macht haben. Anderseitig sind dann Völen Zauberinnen, prophetische Frauen; ähnlich wie Saul die Hexe von Endor aufsucht, eilt Odin unter dem angenommenen Namen Wegtam, Wanderer, in die Unterwelt, wie es in der Edda heißt, „wo er der Wöla Hügel wusste, das Wecklied begann er der Weisen zu singen, schüttelte Stäbe nach Norden schauend, sprach die Beschwö-

---

40) Im Phol einen Apollo zu erkennen, habe ich schon Wissenschaftl. II. 2. 3. p. 157 angedeutet; Koberstein hat in diesem Jahrbuch p. 57 die Merseburger Sprüche noch einmal abdrucken lassen, was mich veranlasst, einige Bemerkungen hinzuzufügen, weil sie mir gewissermaßen für jenes bestätigend scheinen. Phol und Wodan kann ich mir nicht als Brüder denken, auch nicht Sinthgund und Sunna — wie Frua und Volla als je zwei Personen. Sinthgund übersetze ich (von altn. sinna curare, heilen, observare) und gund Wunde) die wundheilende. Die Sunna, Sonne, wird, weil sie im Deutschen als Frau gedacht ist, hier als die Schwester des Lichtgottes Phol (Apollo) betrachtet. Dann sehe ich in Frua Vollâ die jungfräuliche Frau, die mit Artemis als Selene correspondiert. Dass Frûa zu Artemis gestellt werden (in der Vôluspa heißen Sonne und Mond Geselle) können, hat Grimm selbst anerkannt. Volla, Fulla wird in der Edda wie Gefion als keusche Jungfrau dargestellt. Sonne und Mond sind also Schwestern des Phol. Den Sinn des Spruches würde ich dann so fassen:

„Phol und Wôdan fuhren ins Holz,
Da ward dem Balders Fohlen sein Fuß verrenkt:
Da besprach ihn die wundheilende Sonne, seine Schwester, (ira = sua)
Da besprach ihn die jungfräuliche (Selene) Frau, seine Schwester.“

Als es aber die heilende Sonne, noch der Mond, welchem bekanntlich zauberkräftiger Einfluss auf Wunden zugeschrieben ward, nicht konnten, — da erst war dies die Kunst Wodan's im Stande. Die Naturheilung wich der Kunstheilung. Sollten nicht durch diese Deutungen Grimms Zweifel bei Haupt 2. 189. und in der Myth. zu verscheuchen begonnen sein. Auch war es Grimm, der (Myth. 285) Fulla als Vollmond für möglich hielt, was dies Bild als Schwester der Sonne und ihre jungfräuliche Eigenschaft fast zur Gewissheit erhebt.

rung und heischte Bescheid, bis gezwungen sie aufstand, Unheil verkündend.“ Wöla spricht: „Welcher der Männer bringt mir Beschwer, stört mir die Ruh? Schnee beschneite mich, Regen beschlug mich, Thau beträufte mich, todt war ich lange.“ Und so erklärt sich denn auch die Stelle des Tacitus, in welcher er von der Veleda erzählt: „diese Jungfrau (sagt er) herrschte weit über die Bructerer, nach alter Sitte bei den Deutschen, nach welchen sie meist alle Frauen für prophetisch und bei steigendem Aberglauben für Göttinnen halten.“ Nicht jedem war der Zutritt zu ihr gestattet. Man wurde von ihrem Anblick abgehalten, sagt der Römer, um die Verehrung zu wahren. Sie befand sich in einem Thurme. Eine ausgewählte Umgebung vermittelte Frage und Antwort. Es ist kein Zweifel, dass in diesem Namen der der Völe, der wissenden Zauberin, enthalten ist. Tacitus berichtet ferner: „Aber auch die Aurinia und mehrere Andere haben sie einst verehrt, aber nicht in Abgötterei und nicht, dass sie sie zu Göttinnen machten.“ Für Aurinia hat man vielleicht statt der bisherigen Vermuthungen Naurinia oder Norinia[41]) zu lesen und darin die Norne zu finden. In späteren Zeiten wird einer ähnlichen Frau mit Namen Ganna erwähnt. Noch König Gunthram befragte eine Frau im Jahre 527 um ihren prophetischen Rath. Dem römischen Feldherrn Drusus, als er sich der Elbe näherte, trat eine übermenschlich scheinende Frau entgegen, die ihm vorzudringen wehrte, und sein nahes Ende prophezeite.

Wer selbst begeistert ist, kann auch begeistern, wer hingerissen ist, reißt hin; in dessen Seele ein dämonisches Walten mächtig ist, ergreift auch die Nahestehenden mit fortstürmender Gewalt. Die Frauen begeistern, reißen hin, erwecken zu Wetteifer und Tapferkeit, machen den schlummernden Ehrgeiz lebendig, vor ihren Augen will Niemand schwach und feige sein.

Der Deutschen Ruhm und Ehre, Thätigkeit und Wirkungskreis war besonders der Krieg; die Begeisterung zum Kriege daher der Frauen edles Amt, und sie erhöheten den Muth zum Kampfe durch den Werth ihrer Personen, durch ihre Gegenwart, durch ihre begeisternde Rede.

---

41) Germania 8. Die Vermuthung ist keinesfalls kühner, als die, durch welche man bisher statt Aurinia, Aliruna las.

Dieses Verhältniss der deutschen Frau zum Manne ist ebenfalls zu edlem Bilde aus der Sprache aufgestiegen und hat die Walkyrien, die Schlachtjungfrauen der Sage geschaffen. In ihnen ist die Sehnsucht nach Sieg und Kampf ausgedrückt; sie entscheiden über denselben, sie ermuthigen, sie beleben den Krieg. Wal, woher der Name, heißt Streit, Kampf.

Die tiefsinnige Anschauung der altdeutschen Sage vom Frauenwesen fasst jede Seite desselben auf, ohne über die Einheit desselben, in welchem sich alle verschiedenen Eigenthümlichkeiten wieder zusammenfinden, zu verlieren.

Daher finden wir die Walkyrien, die Schlachtjungfrauen einmal als liebende Frauen. Die edelsten Helden der Edda haben treue Gemahlinnen an Walkyrien. Zu Sigurd sagt die Walkyre Sigurdrifa: „Dich liebe ich und keinen Andern, hätte ich auch zu wählen unter allen Männern.“ Dieselben werden dann als weissagend vorgestellt. Die Walkyrienfrauen helfen ihren Männern nicht bloß durch ihre begeisternde Kraft, sondern auch durch ihre voraussehende Weisheit. Dieselbe Sigurdrifa, welche ein Gelübde gethan hatte, sich keinem Manne zu vermählen, der sich fürchten könne, die aber ihm mit Muth und Minnetrank bewirthete, wird von ihm gebeten, ihm Weisheit zu lehren, „da sie alle Geschichten aus der ganzen Welt wisse.“

Dieselben Walkyrien werden darum auch nicht von den Nornen, den Schicksalsgöttinnen, ganz geschieden. Die jüngste der Nornen, Skuld, d. h. die Zukunft, wird auch eine Walkyre genannt. In tiefsinnigster Weise, denn die Zukunft ist für alle Welt noch die Zeit des Kampfes, ist selber die Genie, welche zum Kampf und Sieg auffordert. Nur eine Auslegung dieser Identität ist es, wenn ein alter Held in der Sage durch einen Felsenspalt singende Frauen mit Spinnen beschäftigt sieht, die sich als Walkyren bezeichnen, während sonst doch die Nornen, die Schicksalsgöttinnen, so gedacht werden. Bei ihrem Gewebe haben sie Menschenhäupter zum Gewicht, Därme zu Garn, Schwerdter zur Spule, Pfeile zum Kamm. Die Zukunft voller Kampf, Tod und Sieg webt ihr Riesengewebe mit Menschenköpfen und Schwertern.

Aus Begriffen, Erfahrungen, Empfindungen, nationalen Eigenthümlichkeiten, so weit sie die Frauen angingen, ist die Idealisierung und Symbolisierung der Frauennatur entstanden.

Die alte religiöse Anschauung schafft wie der Künstler und Dichter; sie erhebt das Sterbliche in das Ideale, löst die Makel ab, und erschafft ihre Genien aus den Erkenntnissen des Lebens, nur in dem Maße potenziert und erhoben, als die Poesie nöthig findet für den Grad der Verehrung, der Bewunderung und Furcht. Daher ist eben das Heidenthum die Religion der Sprache, der Poesie. Denn reden und dichten fällt im Urbegriff einer Nation zusammen. Das Bilden der Worte ist eine poetische Schöpfung; das erste Wort, das erste poetische Werk. Mit dem letzten Menschen zieht der letzte Dichter hinaus.

Diese kurzen Anführungen könnten als Belege [42]) an diesem Orte genügen. Die berühmte Stelle des Tacitus, wo er von den deutschen Frauen handelt, kann als das treffendste Zeugniss nicht übergangen werden. Er sagt: „den Deutschen in der Schlacht sind die Frauen die ehrwürdigsten Zeugen, die höchsten Lobertheilenden. Zu den Müttern, zu den Frauen bringen sie ihre Wunden, und es scheuen sich jene nicht, nach den Verletzungen zu sehen und sie zu untersuchen, und bringen sie den Streitenden Nahrung und Ermunterung. Ja, man erzählt, es seien schon erschütterte und wankende Schlachtordnungen von Frauen wieder hergestellt worden durch die Unablässigkeit ihres Zuredens, und dadurch, dass sie ihr eigenes Leben oder ihre Freiheit in Gefahr brachten; denn die Gefangenschaft ihrer Frauen trugen sie bei weitem unwilliger, als die eigene, so dass die Gesinnungen der Genossenschaften (civitatum) wirksamer verpflichtet werden, denen unter den Geißeln auch edele Jungfrauen zu stellen aufgegeben wird. Denn ihrer Ansicht nach ist in ihnen etwas Heiliges und Prophetisches (sanctum aliquid et providum) und darum verschmähen sie we-

---

42) Von den Maurusiern erzählt Procop in den Vandalischen Merkwürdigkeiten 2. 8. Folgendes: „Zu der Zeit, als man die Vermuthung hatte, es werde die kaiserliche Flotte nach Libyen kommen, fürchteten die Maurusier, dass sie dadurch Verluste erleiden würden und bedienten sich darum der Wahrsagekünste der Weiber. Denn nach ihren religiösen Begriffen darf bei diesem Volke keine Person die Wahrsagekunst treiben, sondern Weiber, welche in Folge eines feierlichen gottesdienstlichen Aktes in Begeisterung gerathen, sagen die künftigen Begebenheiten, wie früher die Orakel voraus.“

der ihre Rathschläge, noch verachten sie ihre Bescheide.“ [43]) In diesen wenigen Sätzen ist die ganze Anschauung enthalten, mit welcher die Mythe der alten Deutschen ihre Halbgöttinnen, Prophetinnen, Priesterinnen, Nornen, Völen und Walkyrien bald nach den besonderen Eigenschaften, bald nach dem concentrierten Wesen der Frauen geschaffen hatten. Es sind die Frauen, welche den Krieger ermuthigen und anstacheln und den Lorbeerkranz aus weißer Hand reichen; sie pflegen und heilen den Wunden; für sie geht seine Ritterlichkeit auch in das verlorne Treffen zurück. Endlich glauben sie in allen Frauen etwas Heiliges und Prophetisches. Dieser letzte Zug, den der große Geschichtschreiber aus ihrem Leben richtig erkannt hat, bezeugt deutlich die Richtigkeit unserer Auffassung, dass der Quell des Gedankens der germanischen Völen und Walkyrien, Zauberinnen und wissender Nornen im germanischen Leben enthalten ist. Dem Heidenthume ist das Leben der Völker der Maßstab für das Leben der Götter und Genien. Die tiefe und sinnige Stellung der Frauen bei den Germanen gab die Basis zu den wunderbaren Vorstellungen des mythologischen Frauenwesens. Und wiederum geben uns die vorhandenen Kunden aus alter Göttersage des Heidenthums und des Germanenthums insbesondere Zeugniss von dem uralten Leben der Völker auf dieser Erde.

Darum hat auch Tacitus Recht, wenn er die Erscheinung weiblichen Einflusses auf das Leben der Männer, ganz besonders der Deutschen, mit denen hier zum Theil die celtische [44]) Sitte übereinkommen möchte, zuschrieb. Denn nur bei ihnen

---

43) German. 7. 8. „numerare plagas“ habe ich nicht geglaubt, einfach „die Wunden zählen“ übersetzen zu können. Es drückt doch wohl mehr die Thätigkeit der Frau aus, welche den Körper des Verwundeten näher untersucht, wie sehr und an welchen Theilen das Geschoss des Feindes ihn getroffen. „Die Wunden zählen“ konnte auch einen Sinn auszudrücken scheinen, der wenigstens nur zum Theil von dem Geschichtschreiber angedeutet ist.

44) Plutarch über die Tugenden der Frauen cap. 6. erzählt, dass unter den Celten einst ein arger Zwiespalt ausgebrochen sei. Damals hätten nun die Frauen diesen Streit so weise geschlichtet, dass daraus die innigste Eintracht gefolgt sei. Daher ist in späterer Zeit von den Celten die Sitte bewahrt worden, dass sie bei ihren Berathungen über Krieg und Frieden die Frauen zuzogen und die Streitigkeiten mit ihren Bundesgenossen durch ihre Hülfe beilegten. (Moralia II. 14. Wyttenbach).

hat das Leben immer die Harmonie offenbart mit der Auffassung der Sage und Religion. Das Leben enthielt zu aller Zeit noch die Elemente, aus welchen jene mythischen Gestalten hervorgingen und wären sie noch nicht geschaffen, neugeschaffen werden könnten. Noch immer trägt im germanischen Leben die Frauennatur eine dämonische Kraft für Verhältnisse des Privat- und öffentlichen Lebens. Aus allen Ereignissen seiner Geschichte tritt mit den Thaten der Männer immer auch ein großes dämonisches Heldenweib mit wallendem Hauptschmuck hervor. Nach dieser Seite hin zeichnet sich die germanische Sitte allerdings nicht bloß nach dem Orient hin, sondern auch von der Griechensage nicht unwesentlich ab. Der griechischen Mythologie sind Zauberinnen und Prophetinnen, welche griechischer Heimath entstammten, bei weitem nicht in dem Maße eigenthümlich; sie konnten es auch nicht sein, weil das griechische Familienleben, so weit es die historische Zeit erkennen lässt, minder geeignete Grundlage zu dieser dämonischen Idealisierung gab, und das Verhältniss des griechischen Mannes zur griechischen Frau nie den zarten Schmelz erreichte, den das deutsche Leben immer getragen hat. Außerdem ist eine Betrachtung der griechischen Mythologie, so weit sie zur Comparation mit dem griechischen Leben auffordert, immer eine noch mehr schwierige, als dies überhaupt bei solchen uralten Kunden der Fall ist. Denn in ihr ist zum großen Theil nicht bloß das Glauben und Anschauen von Griechenland allein, sondern der damaligen bekannten Welt zusammengeflossen. Kunst, Dichtung, Menschenkunde haben für den griechischen Sagenkreis alles zusammengetragen und centralisiert, was im Horizonte damaliger griechischer Kenntniss lag; das griechische Heidenthum ist daher in seinen Ursprüngen viel schwerer als irgend ein anderes zu sondieren, je verschiedener die Elemente, je mannigfaltiger die Schichten der Bildung und je weiter auf einem entwickelten geistigen Leben der Gedanke, die Person, die Phantasie ihre Arme ausstreckt, um zu schaffen, zu verbinden, zu wetteifern. Das zeigt sich in der Sage, so weit sie Frauen angeht, recht deutlich. Nicht als ob die eigentliche Ursage von Hellas arm wäre an großen, dämonisch bedeutsamen Frauen — daran ist keine Nation arm, wie wir oben bereits bemerkten — aber bezeichnend ist, dass diejenigen weiblichen Gestalten, welche die griechische Mythe als Zauberinnen

und zum Theil auch als Prophetinnen bezeugt, aus der Fremde und aus Gegenden, und Sprachen stammen, die zuweilen an Germanische oder Celtische Einflüsse erinnern. Hecate, die Zauberin der Nacht, wie Circe wohlbekannt in allen Misch- und Zaubertränken, die Männer in Thiergestalten verwandelte, stammen aus dem fernen Colchis. Medea, die dämonische Frau ist eben daher; Jason, als er über ihr Wesen erschrickt, ruft beim Euripidas aus: „Kein griechisch Weib wahrhaftig hätte dies je gethan.“ [45]) Nach dem Scythischen Tauris wird Iphigenia versetzt, der Diana zu dienen; der Dienst besteht, wie es beim alten Dichter heißt, „zu opfern jeden, denn so ist alte Sitte dieser Stadt, wer je aus Griechenland hieher verschlagen ist;“ Iphigenia freilich weihet die Opfer nur als Priesterin, den Mord überlässt sie Andern, aber deutlich erinnert dies an die grauen barfußen Priesterinnen der Cimbern, die im weißen Gewande die Gefangenen schlachten und aus dem im Kessel siedenden Blute prophezeien; was aber besonders merkwürdig sein muss und viele Irrthümer früherer Zeit aufhellt, ist, dass der Name der berühmtesten Weissagerin des klassischen Alterthums, der Sibylle, deutschen Ursprungs scheint. Spillon heißt gothisch verkünden und wird für evangelizesthai, das Evangelium verkünden, wiedergegeben. Spill heißt so viel als Mythos. In anderen Dialecten spell, spiall, Rede, Fabel, Zauberlied, spello, reden, voraussagen, daher im Althochdeutschen wârspello, ein Prophet von Ezechiel gebraucht, gudspiall, das Evangelium, woher das englische gospel. Beim Besprechen ist der Zauberspruch ags. spell, goth. spill, wie spell noch heute englisch auch für Zauberei, Besprechung gebraucht wird. [46]) Wie auch ein alter Autor berichtet, „man habe eine Zauberin Sibylle genannt, da sibyllainein so viel sei als begei-

---

45) Medea 1340. *„Οὐκ ἔστιν ἥτις τοῦτ' ἂν Ἕλληνις γυνὴ ἔτλη ποθ'“.*

46) Von welchem Interesse diese Ableitung ist, wenn sie, wie ich gern hoffe, angenommen wird, beweist schon, dass Dieffenbach, ein Gelehrter, der in etymologischen Dingen um verwandte Stämme selten verlegen ist, für das goth. spill keine exotischen Verwandten findet und dass Benfey für Sibylle nichts als die alte unhaltbare Verwandtschaft von *βουλή* beizubringen weiß. Wenn es später gelingen sollte, meine Untersuchungen über Hecate, Circe und Sibylle zusammenzustellen, so soll diesem Gegenstande erneuerte Untersuchung gewidmet sein.

stert werden.“ [47]) Diese Abstammung ist für die Zusammenhänge deutschen Lebens mit den Griechen and Römern bereits im zweiten Jahrhundert vor Chr. Geburt, von Iuteresse und gibt einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Herkunft der Sibylle und ihrer Orakel, welche noch jetzt aufbewahrt für die Bewegungen auf dem Gebiete christlicher Lehre in den ersten Jahrhunderten bedeutungsvoll sind.

§. 3. Fassen wir das Resultat des Angeführten zusammen, so nehmen Frauengestalten als Priesterinnen und Zauberinnen die Stelle im deutschen Alterthume aus dem Grunde ein, weil wie die heidnische Mythe immer nur ein ideell erhabener Abriss des menschlichen Lebens und Wesens war, das Verhältniss der Frauen im deutschen Alterthume als ein besonders eigenthümliches, tiefes und edles ebenfalls zu einer besondern Eigenthümlichkeit im mythischen Himmel gelangte. Es war, wie das Heidenthum in sich die Mannichfaltigkeit des Lebens der Völker erkennen lässt, der besondere Character der Frauenstellung im deutschen Leben auch in dem mythischen Zauberspiegel besonders nüanciert.

Wir haben die Frage zu beantworten, weshalb im Juden- und Christenthum Propheten, Engel, Heilige prävalieren. Dies möge durch folgendes geschehen.

Das Heidenthum war die Religion der Sprache; die Bibel lehrte Gott deu Unaussprechlichen; das Heidenthum wurzelt in der Mannigfaltigkeit, die Bibel lehrt den Einen, Allgemeinen, jenes göttliche Bruchstücke, diese ein unendliches untheilbares Ganze.

Jenes beruht auf der menschlichen Natur und Geschichte, war also mit Menschen zu aller Zeit und überall vorhanden; der biblische Gott, den Menschen aus ihrer Contemplation nicht fassten, offenbarte sich der einzelnen Nation, aus der er auf den Stufen der erleuchteten Zeit in die Erkenntniss der Menschen stieg.

Das Menschenthum, welches aus dem, was menschlich an ihm ist, Gestalten construiert, die mehr als Menschen sein sollen und deshalb Heidenthum ist, entbehrt nicht den ewigen

---

47) Diodor. Sicul. 4. 66: „*τὸ γὰρ ἐνθεάζειν κατὰ γλῶτταν ὑπάρχειν σιβυλλαίνειν.*“

Gott, aber es weiß ihn nicht; es wird von ihm geleitet, aber weil es ihn nicht sieht, schafft es sich Gestalten aus eigenem menschlichen Thon.

Es ist wie die Nacht; die Sonne ist nicht untergegangen, ihr heilsames Licht nährt noch den Erdball. Aber sie sieht sie nicht durch die Ordnung der Ewigkeit, wie das Heidenthum Gott nicht sah durch den Willen der Vorsehung. Es ist wie ein Mensch, dem das Leben ein Gefäß ist voll sinnlicher Lust und Triebe. Es fehlt ihm nicht die Seele, die in ihm schafft und erhält, aber er weiß nichts von ihr und aus eigenem Stoff macht er sich ein trübes Lebensziel zurecht.

Das Heidenthum ist das irdische Wesen, nicht ohne Gott, aber in Unwissenheit von Gott, in der Abkehr, in der Selbstschaffung ohne Gott.

Alles, was auf ihm steht, baut und schafft daher aus sterblichem mit Endlichem, mit Natürlichem d. h. mit sichtbaren Erscheinungen der Natur, bruchstücklichen Erinnerungen und individuellen oder nationalen Erfahrungen des Menschen und Volkslebens.

Weil dies der Fall ist, so hat das Heidenthum keinen Begriff wirklicher Unendlichkeit. Jupiter und Odin fangen an und gehen unter. Denn wer auf menschliche Erinnerungen, und wären es tausende von Millionen Jahren sich stützt, hat eine Vergangenheit, die anfängt; wer sie hat, dem fehlt auch der Blick in die Zukunft. Nur wer ewig ist, kann immer ein Prophet sein. Nur im Ewigen fällt Vergangenheit und Zukunft wie ein Moment zusammen, und darum gibt es nur eine gewisse Prophetie, die des ewigen Gottes, in dem was ist und wird und war ein Punkt ist, und vor dessen Einheit alles was geschieht als das Eine, als das Gleichzeitige, als das Gleichörtliche wie auf einer Hand ausgebreitet liegt.

Die Orakel, die Weissagungen des Heidenthums, sind Erzeugnisse des menschlichen und natürlichen Waltens; sie brechen oft unbewusst aus dem mysteriösen Bau der menschlichen Natur heraus; sie werden aus dem unbewussten Zusammenhang mit Gott als Ahnung, als dunkeles Schauen erzeugt. Sie gehen, wie Blumen der Nacht ohne Sonne, obschon der Erdball ihrer nicht entbehrt, so ohne Gott, in nächtigem Schatten aus der Seele auf. Deshalb ist der Traum ein besonderes Merkmal heidnischer Weissagung, weil er eben sich im Menschen



erzeugt, wo dessen inneres Leben, nicht geleitet vom Willen und dem logischen Verstand, fessel- und regellos auf und umherfliegt, und in dieser räthselhaften Gestaltlosigheit dem denkenden Menschen eine combinationsfähige Möglichkeit gibt. Deshalb können heidnische Verkündigungen und Orakel klar und deutlich nie von der Zukunft reden; in dunkeln Sprüchen, in räthselvollen Ausdrücken, in zweideutigen Sätzen erscheint durch das ganze Heidenthum die orakulöse Weise. Dann macht der Mensch mit seiner Combination, die in die Fülle des möglichen Lebens, wie in eine Lotterie greift, sich die Auslegung aus den vorhandenen Umständen ebenso zurecht, wie er die Götter sich aus den Erfahrungen und Individualitäten von Zeit und Volk zusammensucht.

Daher ist der wunderbare Satz zu verstehn, wenn Gott in der heiligen Schrift sagt: ich rede mit Moses von Angesicht zu Angesicht und nicht in Räthseln: lo bechidoth. [48]) Dieses Wort chida ist das, was Orakelspruch bedeutet. Und daher erzählen alte Autoren von einer Sibylle in Palästina, die Sabbe geheißen. [49]) Das ist keine andere, als die Königin von Saba, welche kam, dem Könige Salomo Chidoth, Räthsel, aufzugeben.

In alten griechischen Sätzen finden sich selbst Ahnungen von dieser Natur der heidnischen Weissagung. Wenn Aeschylus [50]) die Erde nennt, die erste, welcher das Orakel zu Delphi gehörte. Denn aus der menschlichen und irdischen Natur kam das Orakelwort, und musste von menschlichem Wesen menschlich gefasst werden. Ein anderer Gedanke bei Pindar [51]) nennt ebenso tief die Nacht, als die erste Besitzerin des Orakels. Auch zu Megara war ein Orakel der Nacht. Dasselbe ist auf Münzen als ein hohes verschleiertes Bild dargestellt, vor welchem eine weibliche Figur eine Fackel hält. [52]) Denn nur aus blindem Schauen, nur aus dunkler Ahnung, nicht aus hellem Gesicht sprach das weissagende Wort. Wenn Apollo dann als Erbe des Besitzes eintritt, so thut er es nicht

---

48) Numeri 12. 8.

49) Pausanias Phocica 10. 12, 5: *„παρὰ Ἑβραίοις τοῖς ὑπὲρ τῆς Παλαιστίνης γυνὴ χρησμολόγος, ὄνομα δὲ αὐτῇ Σάββη.“* cf. 1. Kōn. 10. 1.

50) Aeschyl. Eumenid. 2.

51) Arg. Pind. Pyth.

52) Vgl. Rathgeber in Ersch u. Gruber III. 4. p. 27: voce Orakel.

als Sonnengott, Helios, der Alles hell sieht, sondern vielmehr im Gegentheil als Dichtergott, als das Symbol poetischer Entzückung, die aus dem innern Drang hervorstürzt in freierem Schwunge als dem des sinnenden und entwickelten Gedanken. Denn seine Sprüche sind eben dunkel poetischer[53]) Natur, aus dem verzückten Rausch der Priesterin herausgeschleudert, und dem Gefühl wie Verständniss der Anderen wie eine Dithyrambe anheimgegeben. Daher auch die Pythia Lorbeerkränze trug, das Orakelgewölbe lorbeerbehängt war, auf dem Altar Räucherwerk von Lorbeer brannte. Der Dunst, der aus einem Erdschlund, also aus der Erde aufstieg, soll die Priesterin zu dunklem prophetisch-dichterischem Enthusiasmus verzückt haben, aus dem die bewussten Ausleger deuteten.[54])

Auf dem Gebiete des Heidenthums konnte ein Orakel das andere nur mit Unrecht verleugnen; auch jedes Volk jedes Orakel als wahrhaftig anerkennen; der Synkretismus, d. h. die Verschmelzung der Heidenthümer, den man bei den Alten so auffallend findet, ist ganz natürlich, da es doch immer dieselben Grundelemente sind und anerkannt werden, welche die Ansicht des Einen, wie des andern Volkes trägt. Es ist ganz in der Ordnung, wenn lydische und persische Könige griechische Orakel, wenn Römer asiatische Sibyllenbücher oder das delphische Orakel befragen; der dunkele Kern, aus dem des Heidenthums Weissagung entsprang, ist ja bei Allen derselbe, nur die Auslegung wird und ist eine verschiedene.

Eine andere Stellung nimmt dazu die biblische Lehre ein.

Sie kann dem Götzendienst nicht duldsam zusehen, denn das würde die eigene Wahrheit verkennen heißen. Sie muss die Götter von den Altären stürzen, denn es sind eben keine Götter, sondern sterbliche Wesen nach Entstehung und Gestalt. Ebensowenig kann sie die heidnische Weissagung und Zauberei dulden. Denn es gibt keine Weissagung außer im ewigen Gott, und die Anerkennung einer solchen gleicht der Leugnung der Einheit und Unendlichkeit des offenbarten Gottes.

---

53) Socrates sagt in der Apologie des Plato cap. 22: „ἔγνων οὖν καὶ περὶ τῶν ποιητῶν ἐν ὀλίγῳ τοῦτο, ὅτι οὐ σοφίᾳ ποιοῖεν ἃ ποιοῖεν, ἀλλὰ φύσει τινὶ καὶ ἐνθουσιάζοντες, ὥσπερ οἱ θεομάντεις, καὶ οἱ χρησμῳδοί.“

54) Vgl. Preller Mythologie 1. 178.

Jede Aufrichtung eines Götzenbildes ist kein anderer Prozess als die Errichtung eines Orakels, welches den Menschen das Unbekannte nach Wunsch verkündet.

Das Heidenthum sagten wir, entbehrte nicht den Gott, aber es wusste ihn nicht.[55]) Es lag der dunkele Trieb in ihm, der Gott sucht; aber es suchte in Abkehr von der Gottheit, im Menschenwesen selber. Durch die Gestaltung, welche diese dunkele Sehnsucht von der Menschennatur erhielt, wurde sie so mannigfaltig als das Menschenleben selber, ein Abbild der Menschennatur selbst d. h. gab es so viele Götter als Gedanken der Menschen über sich und jedes Götzenbild war der festgewordene menschliche Commentar des dunkelen, instinctiv waltenden Dranges nach Oben. Die biblische Lehre stürzt das Götzenbild, nicht weil sie den dunkelen Trieb als ungöttlich erkennt, sondern weil sie die Gestaltung, welche ihm gegeben war, als menschlich, als die dürre, sterblich vereinzelnde menschliche Willkür, als unwahr erkennt, weil sie dieser Gestaltung nicht mehr bedarf, da das Dunkele hell, die Nacht zu Tag, die Sehnsucht nach oben nicht mehr unklar ist, wen sie suchen und wo sie zu finden hat.

So beruht auch die heidnische Weissagung auf der Nacht der Ahnung, auf den dunkeln Schauern einer geheimnissvollen Natur in uns, auf einem unbewussten Walten der Phantasie, einem unbekannten Verhältniss der Nerven und des Bluts; und dieses Mysterium des Lebens entbehrt nicht eine unausgesprochene Wahrheit, aber es kennt sie nicht und darum wird sie zur Unwahrheit und zum Aberglauben, so bald sie ausgesprochen und ausgelegt wird.

Denn die Auslegung ist wieder der Mensch und zwar nicht in dem Stadium der dunkelen Schauung, sondern dem der Selbstbetrachtung und Selbsterinnerung. Es empfängt hierdurch die Vielfachheit und Vereinzelung der Auslegung, welche der Mensch sich nach seinem Wesen gestaltet, dadurch eben die Unwahrheit und Ungöttlichkeit. Die Furcht ist eine Gewalt im Menschen, die von derselben Natur ist, eine instinctive Ge-

---

55) Sehr merkwürdig ist der Ausspruch Heraklit's von der Sibylle: *μαινομένῳ στόματι ἀγέλαστα καὶ ἀκαλλώπιστα καὶ ἀμύριστα φθεγγομένη χιλίων ἐτῶν ἐξικνεῖται τῇ φωνῇ διὰ τὸν θεόν.*“ Vgl. Schleiermacher: Heraklit der Dunkele in seinen Philosoph. Schriften, Werke 2. p. 14.

burt unseres vitalen Lebens, ein Erzeugniss der Nachtseite der Seele — wie wir von der Furcht ergriffen sind, gestalten wir Alles nach den Formen, welche unsere menschliche Individualität uns fürchterlich vorstellt, wir bilden aus unserer Einbildungskraft tausend Gestalten, die unserm gewöhnlichen Lebenskreise entsprossen sind, und die wir wirklich sehen. Der Trieb der Furcht ist hier keine Unwahrheit, sondern die Schöpfungen sind es, welche wir erzeugten. Das böse Gewissen geht mit uns ähnlich zu Werke. Es zaubert uns vor die Seele all die Geister in lebendiger, sichtbarer, vereinzelter Gestalt, welche uns, um unserer Vergehen halber nahen und verfolgen. Wir sehen, was wir nicht sehen, wir gestalten, was nie gestaltsmäßig und möglich ist.

Man kann insofern auch nicht sagen, dass der Trieb des Heidenthums zum Orakel ungöttlich war, aber die Auslegung des Orakels war abergläubisch und ungöttlich. Denn es war ja der Mensch, welcher gläubig oder ungläubig, ehrlich oder in der Täuschung das geheimnissvolle Dunkel nach sterblichem, augenblicklichen Bedürfniss und Leben, auslegte.

Die biblische Lehre muss diese Weissagerei verwerfen, denn es ist keine außer in Gott. Seine Erkenntniss ging auf, wie die Sonne; vor ihm verschwinden alle Nachtgesichte. Die Auslegungen dieser dunkelen Schauung sind nichts besseres als Götzenbilder; sie fixieren nach endlich-räumlicher und zeitlicher Weise und mit menschlicher Willkür und fordern für dieselbe den Glauben, der nur der Ewigkeit gebührt.

Als das Orakel in Delphi die Autorität verlor, befragte man es nicht über Staatsangelegenheiten, aber über private Dinge, über Sclavenkauf, Heirathen, Feldbau und Geschäfte aller Art. Den Alten war aber der Gegenstand der Frage der Maßstab der Bedeutung. Darin zeigt sich der heidnische Irrthum am meisten. Denn sie begränzten die Kraft der Weissagung selbst durch die Enge der menschlichen Verhältnisse, aus denen die Frage kam, während es für das Orakel eben so schwer war, zu wissen, in welchem Jahre ein Mädchen ihren Geliebten heirathen werde, als ob der König Krösus über den Grenzfluss gehen solle. Vielmehr wurden diese Gesellschafts- und Familienfragen, wie man sie in neuerer Zeit an drei und vierbeinige Orakel zu stellen pflegte, der Auslegung der privilegierten Deuter immer schwer, weil der Kreiß der Deutung oder

vielmehr der Vieldeutung, immer enger ward. Aber diese Auffassung musste dem Heidenthum eigen sein, denn das heidnische Orakel weiß nichts, als was die Menschen fragen und auslegen; sein Wissen erscheint daher je weiter und größer, je ausgedehnter die Kreise, die politischen und geographischen Gränzen sind, aus denen die Fragen kommen. Denn einen Begriff von einer Ewigkeit, welche sich nicht blos auf ein einfach Vor- und Rückwärts beschränkte, in welcher nicht blos alles Hintereinander, sondern auch jedes Nebeneinander in einen Brennpunkt zusammenfiel, in der also die einzelne Begebenheit ebenso fern und nahe lag, als die dunkele Zukunft und die dunkele Vergangenheit, hatte das Heidenthum eben nicht.

Die biblische Lehre verwirft alle Wahrsager, Geisterbeschwörer, Todtenbeschwörer, wie Götzendiener, sie verkünden im Namen falscher Götter; denn Gott ist es nicht, der um der Neugier und der gewöhnlichen Fragelust der Menschen, in die Hände einiger Ausleger das Verborgene gegeben hat. „Diese Völker, die du vertreibst (sprach wörtlich Moses zum Volke) hören auf Wolkendeuter und Wahrsager, — Dir aber verkündet nicht so der ewige Gott. Einen Propheten wie mich wird der Ewige dein Gott aus deinen Brüdern erwecken, und auf den sollst du hören." (Vgl. Evangel. Matthäi 17. 5, Lucae 9. 36. wo die Erfüllung dieser Verkündung in Christo offenbart wird.) Die Prophetie des Moses ist hier, wie eine Art Norm für alle Prophetie im Namen des ewigen Gottes hingestellt. Und wie ist denn diese Prophetie beschaffen! Sie unterscheidet sich von dem Orakel wie Gott von Apollo sich abzeichnet. Ihr Maßstab und Norm ist eben nie etwas Anderes als die ewige Lehre, der allgegenwärtige Gott. Ihr Zweck ist nie ein anderer, als für die sittlichen Wirkungen und Folgen der Lehre des Herrn. Die Gränzen der Prophetie sind nicht die Gegenwart, darum beschränkt sich auch nicht ihr Wort auf ein bestimmtes Verhältniss und eine bestimmte Zeit. Sie nimmt ihren Ausgang nicht von dem einzelnen Menschen, sondern immer vom allgemeinen Gedanken. Sie wartet darum nicht bis sie gefragt wird, sie redet von den Gesetzen der Welt auch gegen den Willen und gegen die Mode der Zeit. Sie sieht, wie Elia über dem Sturm, dem Donner, den brausenden Elementen den stillen waltenden Geist der Ewigkeit,



sie zeigt, wo Alles dürr und erstarrt ist, auf den Flecken am Himmel wie eine Hand groß, den noch Niemand sieht, dass von ihm herunterströme das Geschick der Zukunft; sie lehrt die Völker, mit denen sie lebt, an den ewigen Gesetzen Gottes und der Wahrheit ihr Leben und ihren Vortheil messen, und darum sind ihre Verkündungen, auch wenn die Personen zu denen sie spricht, wechseln, immer noch dieselben; ihre Aufgabe ist nicht, das was den Menschen verborgen bleiben muss zu enthüllen, sondern das, was ihnen kund werden muss zu erklären: die kleinen Gelüste menschlicher Neugier erfüllt sie nie;[56]) wenn sie dem Einzelnen antwortet, den ein individuelles Schicksal drückt, so geschieht dies nur mit Hinweisung auf die Norm des ewigen Geschicks und zur Deutung der unendlichen Sittlichkeit, die in jedem Herzen als Richter, wie als Zeuge sitzt. Wenn der Mutter des Abia, eines königlichen Prinzen über die Krankheit desselben ein Bescheid gegeben wird,[57]) so geschieht es nur um der Sünde ihres Gemahls einen Sittenspiegel vorzuhalten. Dagegen nähert sich ein anderer Prophet dem armen Weib,[58]) die ihr Kind verloren glaubt, mit heilender Kraft, denn sie glaubte, dass er ihrer Sünden wegen nahe und ihr die Schuld an der Krankheit ihres Lieblings deuten werde. „Lehrer der Umkehr" werden sie daher treffend von Gregorius v. Nyssa genannt.[59]) Die Prophetie im Namen des Ewigen bedarf daher keiner Verzückung und dunkeler Begeisterung. Sie legt vielmehr den hellen Tag in die Seele des Menschen, in dem er sieht, was durch lokale und zeitliche Hindernisse von Andern nicht ge-

---

56) Tief und trefflich heißt es daher in einem Briefe der heiligen Hildegard, worin sie einem Petenten aus Coblenz ablehnt seine Fragen über die Zukunft zu beantworten! „de salute autem animarum magis loquor, quam de casibus hominum et ideo multotiens de his sileo, quia spiritus sanctus non affudit manifestationem in confusione criminum populorum sed justum judicium" Epp. var. n. 27. bei Martene et Durand Vett. ss. et monn. amplis. collectio 2. p.: 1047. 48. Auch der h. Severinus antwortet dem fragenden König der Rugier: Du hättest mich vielmehr über das ewige Leben fragen sollen. „Disce insidias cavere, non ponere et in lectulo quippe tuo pacifico fine transibis." Acta sanct. Surii Jan. p. 160.

57) 1 Kön. 15. 7. 8.

58) 1 Kön. 17. 17.

59) Vgl. Suicer. thes. eccles, 2, 871.

sehen wird, indem ihm der Moment wie ein Tropfen, worin sich der ewige Gedanke reiner oder trüber abspiegelt, und vorglänzt sein eigener Geist, erhoben über die Beengtheit des individuellen Naturells, die Sprache findet, in welcher er redend dieses Gesicht wie in ein Gefäß verbirgt, um ewig den Menschen zu verbleiben. Sehr fein drückt sich darüber d. h. Basilius aus: „wie kann denn der sinnlos verzückt werden, welcher von Gottes Allgegenwart ergriffen wird, wie denn der seinen Verstand verlieren, der in der Seele die göttlichen Lehren bewegt, der seine eigenen Reden nicht verstehen, der Andern hierdurch Verständniss bringt.“ Es liegt ja das bereits in den Worten des Moses, die Prophetie werde auf einen Mann, wie er übertragen sein — mit dem Gott nie in Räthseln sprach, und der selbst nicht einmal mit dem gewöhnlichen Namen „Prophet“ sondern Mann Gottes genannt wird.

Die Prophetie beruht auch nur auf einem ganz von Glauben und Lehre erfüllten Wesen — dies ist unwiderstehliche Bedingung. Daher erklärt sich, wie mit der Vorschrift, die Zauberer zu vertreiben, das Gebet verbunden war, „denn du sollst ganz sein mit dem ewigen Gott.“[60]) Nichts in der Seele soll andern Instincten und Neigungen folgen. Der ganze Mensch soll ein Spiegel ewiger Reinheit werden. Es ist daher ein tiefer Satz, wenn Theophylactus sagt „Jeder Gläubige ist eine Art Prophet; denn er sieht, was er nicht sieht, er hört, was er nicht hört.“ Wenn es im Leben des heiligen Gregor von Nazianz heißt „reine Naturen haben für die Erkenntniss der Dinge einen wunderbaren Blick.[61])

Der Prophet selbst ist daher auch kein Maßstab für die Prophetie Gottes. Der Prophet ist ein Mensch durch dessen Individualität das Licht mehr oder weniger scheinen kann.[62])

60) Deuteronomium 18. 13.

61) Vgl. meine Ausführung des 4. Makarismus in der Bergpredigt Christi bei Matthäus 5. „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ in: Irene, eine sprachlich-exegetische Skizze von Selig Cassel. Erfurt 1855. p. 29—32.

62) Vgl. die schönen Worte des Papstes Gregor darüber Acta Sanctor. Sur. Mart. p. 369. „prophetiae spiritus prophetarum mentes non semper irradiat“ etc.

Dies ist der Sinn, wenn es in der Schrift heißt: man werde einen Maßstab für die Wahrheit des Propheten haben, dass das Wort, welches er sprach, sich bestätige; bestätigt sich es nicht, so hat es Gott nicht geredet. Es ist hier nicht die Rede von einem Factum, einer bestimmten Angelegenheit, etwa wie viele Jahre man leben werde, welche als Maßstab gemeint wird; eine solche Prüfung würde ja vom Volke in vielen Fällen gar nicht anzuwenden sein; sondern immer nur von den Grundsätzen, den geistigen Normen welche der Prophet vorschlägt, und die daher sich gründen müssen auf die ewige Lehre, Anwendung erleiden in nächster Nähe und größter Ferne, engster Besonderheit und größter Allgemeinheit. Der Prophet hat dann mit Leichtsinn prophezeit, sagt die Schrift, wenn er mehr sein besonderes Ich, seine eigene Natur, sein menschliches Verhältniss, menschliche Rücksichten als den allgemeinen über alle Besonderheit des Menschen schwebenden Standpunkt ewigen Rechts eingenommen. Indem er dies nicht that, so irrt er.

Darum auch prävalieren für die heilige Lehre nicht Frauen, sondern Männer als Träger der Prophetie. Was Frauen für die heidnische Weissagung als besonders geeignet erscheinen ließ, ließ sie im Lichte der ewigen Lehre minder tüchtig erscheinen.

Die Frauen sind eben Trägerinnen jener instinctiven dunkelen Schauung, besonders begabt mit der nervösen Reizbarkeit, welche wechselnde Stimmungen, Verzückungen begünstigt, auf der ein besonderer Trieb zur Hellsehung d. h. zum dunkelen Greifen nach Ahnungen und Sympathien ruht.

Die Concentration des Frauenwesens auf das Herz gibt ihnen die Natur eines begeisterungsvollen Wortes, mit dem sie oft unbewusst in die Ferne und das Geheimniss treffen; aber dieselbe bannt auch Alles, was sie betrifft oder berührt, in den Kreis ihrer Individualität; sie können sich von dieser niemals befrein und losmachen; es ist die ganze Welt nur der Umlauf um dieses ihr concentriertes Wesen im Herzen; nur das in der Welt ist vorhanden, wohin ein Strahl ihres Herzens, welches Inhalts auch, ausläuft.

Diese Natur macht sie für das, was das Heidenthum Weissagung nennt, vollkommen geeignet, das verlangt ja blos Einzelnes, für einen gewissen Lebenskreis Beschränktes, auf be-

stimmte Interessen Abgegränztes; dies verlangt ja auch ein dunkeles Begeistertsein um wie aus Wolken, mit den Augen dieser beschränkten Neigungen und individueller Verhältnisse zu lesen. Es handelte sich um Thatsachen, eine Schlacht, einen Entschluss, ein Opfer; nicht um Grundsätze, die ewig gelten, um Allgemeinheiten, die für alle Welt ein Spiegel sein sollen. Die schwache Natur der Frau ist ihre starke Natur. Das was sie nach der Seite ihrer besonderen Natur bewundernswerth und gewaltig macht, lässt sie in Beziehung auf den Geist allgemeinen Lebens als unbefähigt und schwach erscheinen. Ihre dämonische Natur beruht auch nur auf der Kraft des Individuellen, auf ihrem Einfluss im Einzelnen und auf das Einzelne. Auf ihnen kann aber kein Gedanke ruhn, der losgelöst vom Individuum, abstreifend alle Berührungen persönlicher Theilnahme und Rücksichten, getragen wird zur Wahrheit aller Zeiten und zum Eindruck auf das Ganze und Dauernde.

Auf diesem innern, gewaltigen, reizenden Zusammenhange mit dem Augenblicke, mit der Person, mit dem bestimmten Verhältniss, ruht der Ruhm, die Macht, der Einfluss der Frauen in aller Zeit. Aber auf dem Mangel, der in dieser Natur sich offenbart, begründet sich auch die Entfernung, welche die Lehre der Dauer und Allgemeinheit von ihr einnimmt. Auch die Vorurtheile mancher Zeiten und extremen Secten beruhen auf dieser Erkenntniss des Mangels in ihnen. Es ist ganz natürlich, dass die Ketzersecten des Marcion und Manes, welche allen Prophetismus für einen schlechten hielten, den Frauen besonders unhold waren und ihr ganzes Geschlecht für ein Werk des Teufels hielten; wozu ein wackerer Mann im vorigen Jahrhundert in seiner naiven Weise bemerkte:[63]) „Sie dachten nicht, dass sie selber davon herkommen und meistentheils ihr Wesen haben und sich also am meisten damit schimpfeten. Weil sie aber Christen sein wollten, so ist es ihnen und allen, die noch dieses edle Geschöpf Gottes so vernichten, destoweniger zu verzeihen.“ Und nicht blos im 6. Jahrhundert hat ein Bischof die ungalante Behauptung aufgestellt, Frauen seien keine

63) Eberti's Eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers Frkf. und Leipzig 1706. Vorrede.

Menschen, sondern noch im 16. Jahrhundert wurde dies vertheidigt, so dass die Schrift von einem Merseburger Superintendenten für ketzerisch erklärt und von den Theologischen Facultäten zu Leipzig und Wittenberg den Studenten verboten worden ist, was gewiss sehr nothwendig war.[64])

Die biblische Lehre verbannt außer den Zauberern und Wolkendeutern ausführlich die Zauberinnen. König Saul hatte, als er noch im Lichte des Gesetzes regierte, alle Zaubereien aus dem Lande geschafft; als er aber abgefallen war, als ihm Gottes Stimme in seiner Zerwürfniss wie es heißt, sowohl in Träumen, als in Propheten schwieg — da wandte er sich zu den Meistern der Nachtgesichte und suchte die Hexe von Endor auf. Wer abfiel vom hellen Tag des ewigen Glaubens kehrt sich zu den kundigen nächtigen Zaubereien. Wer innerlich zerrissen die reine Stimme der Allgegenwart Gottes nicht mehr hört, sucht die Befriedigung im mystischen Kitzel dunkeler Naturkräfte. Diesen Gegensatz hat das Christenthum übernommen und wie die biblische Lehre ihn gegen den Aberglauben der Urbewohner des heiligen Landes festzuhalten hatte, so das Christenthum gegen all die Fülle heidnischer Sitten und Gedanken, denen es auf dem ganzen Umkreis seiner Verbreitung begegnete.

Nirgends mehr als in Deutschland hatte es die Meinung und die heidnische Ansicht von übernatürlichen Kräften der Frauen zu bekämpfen.

Das Christenthum hat viel reizende Poesie und liebliche Sage in Deutschland zerstört, aber der Sonnenstrahl zerstreut so auch die bunten und malerischen Träume der Nacht, die phantasiereichen Hoffnungen des Morgenschlummers, der mit Flügeln über Hinderniss von Raum und Zeit hinwegführt.

Sollte es seine Lehre wahrhaftig ausbreiten, musste es den fremden Göttern, welche man ehrte, feindlich begegnen; sollte es den Völkern in aller Majestät erscheinen, musste es dem Aberglauben die glänzenden Kleider ausziehn, die er trug; sollte das Licht der neuen Lehre von einem ewigen Gotte aufgehen, musste in die Nacht zurück alles, was dem widersprach oder von ihm abwich. Und so verkehrt es all den Glanz und

---

64) Eberti ibid. Vorrede not. 4. aus Titius Lit. hist. Art. 9. cap. 2. p. 196.

Reiz des alten Glaubens in Hässlichkeit und nächtiges Wesen; sein Heil wird zum Schaden, sein Trost zum Gift. Der Schmetterling ward zur hässlichen Raupe. Die Götter werden zu Gespenstern; die halbchristliche Heimskringla stellt Odin nur noch als Zauberer und Erzähler dar. Die holde Freia wird zum wüthenden Nachtgespenst, die als Frau Holle gefürchtet und grausig ist. Die edlen Ausdrücke des Wissens, Kundigseins verwandeln sich in die Bedeutung von böser Zauberei. Die Namen spamædr und spakona, Bezeichnungen der weisen Frauen, fiölkunnigr, das Vielkönnen wird das schlimme Wissen unrechter Dinge; die holden Frauen werden unholde Teufelinnen. Hans Sachs wechselt noch mit Bezeichnungen wie weise Frau und alte Unhuld ab. Denn statt der ewig jungen Göttinnen werden lauter alte Hexen.[65]) Das reizend verführerische Auge wird roth und triefend; noch in späten Jahrhunderten hielt man ein rothtriefendes Auge für das Merkmal einer Hexe. Das Lächeln wird zum Grinsen, der Kuss zu Gift. Es erinnert dies Alles an uralte Schöpfungen. Nicht blos der böse Blick ist überall hin als gegnerischer Aberglauben verbreitet. Bezeichnend ist was vom Kuss die Iranische Sage meldet. Er, welcher das Zeichen von Huld und Treue ausdrückt, wird aus dem Munde des bösen Geistes Ahriman eine grause Strafe. Als der listige Teufel den Zohak auf die Schultern küsst, springen Schlangen hervor, die unvertilgbar sind und mit Menschenbein gefüttert werden müssen. Die Erinnyen und Medusen haben Schlangen statt lockender Locken vom Haupte herunter rieseln. So wird auch dann die heilsame Pflege mit Speisen und Salben zur Hexenküche. Die Walkyrien, welche als Frauen edler Männer den Beruf der Liebe und des überirdischen Wandels zugleich erfüllen, werden zu bösen Weibern, welche in der Nacht ihren Mann verlassen und in die Hexenversammlung eilen.[66]) Die Schwanfrauen mit dem Schwanenhemde, die durch Luft und Himmel fliegen,

---

65) Vgl. Grimm Mythol. p. 987. etc.

66) Von Hermogenes v. Klazomenae wird bekanntlich berichtet, dass seine Seele bei Nachtzeit den Leib verlassen konnte, dass aber einst seine Frau den seelenlosen Leib verbrennen ließ, während er fort war und die Seele daher nicht zurückkehren konnte. Plini us histor. nat. 7, 53. Vgl. Hegel Gesch. der Philosophie 1. 346.

werden alte Weiber, die auf Besen durch die Wolken reiten. Es ist hier unmöglich den ganzen Kreis des Sagenschatzes auch nur annähernd zu berühren; aber überall ist der Gegensatz festgehalten zum Schönen, Jungen, Edelen, zum Natürlichen und Vernünftigen. Die Schilderung des Treibens auf dem Blocksberge, viel bekannt, ist der Gegensatz alles anmuthigen Wesens durch Ekel und Garstigkeit, der Gegensatz jedes Genusses durch Dürftigkeit und Abscheu. Denn nicht etwas ordentliches zu essen und zu trinken bekamen die armen Hexen. So erzeugte der Gegensatz des Christenthums zur alten Sage den Gegensatz in ihr selber. Wie aus der edelen Phantasie der vorchristlichen Zeit die schönen Gestalten der Göttinnen und Feen, so aus der verdorbenen, der antichristlichen Zeit die Karrikaturen der Hexen und bösen Weiber; das Christenthum bekämpfte die heidnischen Ueberreste durch sich selber, wie man die phantastischen Lockungen sinnlichen Rausches durch die malerische Darstellung der reuevollen Nüchternheit zerstört. Dieser Gegensatz war aber im Volksbewusstsein nur instinctweise vorhanden. Sonst würde man diesen Krieg gegen das Heidenthum im Ueberreste seiner Traditionen nicht auch mit solchen leiblichen Waffen geführt haben, wie dies in den Hexenverbrennungen leider geschehen ist. Es sind diese eine trübe Erfahrung der christlichen Völker, die weit in die neuere Zeit hineinreicht, die aber erklärt und durch diese Erklärung lehrreich werden kann.

Seitdem die biblische Lehre der Erkenntniss des Menschen geschenkt worden ist, ist Alles, was aus dem Irdischen und Menschlichen allein hervorgehend zu Übermenschlichem sich gestalten will, was dunkele Geheimnisse des irdischen Menschen nach Willkür und besonderem Interesse, kraft eigener Einsicht zur Wahrheit und gegen das Gesetz der göttlichen Verborgenheit, auslegen will, was mit den Schauern der Nacht und der irdischen Elemente auf das Herz zu wirken unternimmt, für verwerflich, abgöttisch und sündig betrachtet worden.

Frühzeitig ist nun auch der umgekehrte Schluss gangbar geworden, dass auch bereits, was in Geheimniss gehüllt erscheint, was nicht Allen verständlich, was den Meisten unerklärlich schien, was sich verborgen hielt — als unchristlich betrachtet werden müsse und könne und dem dunkelen Treiben des zauberischen Heidenthums angehöre.

Daher erklärt man sich nicht bloß manche wunderbare Erzählungen von großen Gelehrten des Mittelalters, sondern auch die seltsamen Vorwürfe, welche man den von der Kirchenlehre abweichenden Secten der Albigenser, Waldenser und Hugenotten machte.

Durch das Umsichgreifen dieser Secten war die Praxis der Kirchenlehre eine energische und strenge geworden. Indem man das Ketzerwesen mit dem Hexenwesen auf eine Linie stellte, wurde diese energische Strenge auch gegen die übertragen, welche man im Besitze dunkeler Künste, also im Abfall von der Lehre der Kirche betrachtete.

Dies datiert ungefähr seit dem 13. Jahrhundert. Vorher war die Praxis eine mildere gewesen. Nur diese, die Strafe, der Prozessact, sind später gegen sie war eine andere voll größerem Schrecken und Grauen geworden. Die Ansicht über ihre Verwerflichkeit brauchte keine andere zu werden.

Das Verfahren gegen sie bewies nur durch seine Härte und Furchtbarkeit den festgewurzelten Glauben an das Vorhandensein solcher heidnischer Kräfte, an die Wahrheit der Geständnisse, welche die Folter den Hexen abzwang.

Es zeigt dieser Glaube nur die Mangelhaftigkeit der Vorstellung, nicht bloß von dem Wesen und der Schöpfung des Heidenthums selbst, sondern auch von dem ganzen geistigen Prozesse, durch welche an die Stelle der Nornen und Walkyren Hexen und Zauberinnen getreten sind. Man stand also nicht außerhalb der Atmosphäre, in der man jenes gestalten sah, sondern innerhalb der Wolken, in welche der Kampf gehüllt war. Dadurch erhielt der Aberglaube selbst eine Berechtigung, weil man nicht verstand, seinen Quell und seine Geschichte zu erkennen, und in seinem Walten das natürliche dauernd Menschliche und das unnatürlich heidnische Endliche zu unterscheiden.

Man darf sich dabei nicht auf die heilige Schrift berufen, dass doch die Hexe von Endor allerdings auch im Stande gewesen sei zu zaubern und die Wahrheit zu treffen. Hierbei soll eben nur gelehrt werden, dass die Wahrheit, die dem sündigen Saul mitgetheilt werden soll, nicht mehr von ihm verdient war durch das Organ der ächten Prophetie zu vernehmen; sie wird ihm durch die Zauberin mitgetheilt, die selber eine lebendige Mahnung ist an die Zeit, in welcher man dem Gesetz gehor-

sam lebte und alle Zauberinnen vertrieb. Man kann auch nicht sagen, dass das mosaische Gesetz ihren Tod befohlen. Es steht nicht, wie sonst, „Du sollst eine Zauberin tödten“, sondern nur, du sollst eine solche nicht existieren lassen,[67]) d. h. nicht als Zauberin mit offener Verhöhnung der ewigen Lehre ihr Gewerbe treiben und das Volk verführen lassen. Daher es auch von Saul nur heißt, dass er sie aus dem Lande verbannt habe.[68]) Der Grund des Gesetzes liegt in der tiefen Erkenntniss der menschlichen Natur, die sich eben nach Jahrhunderten noch bestätigt. Sie soll das Volk nicht verführen, an magische Kräfte zu glauben, die entweder nicht da sind, oder wenn sie da sind, nicht durch menschlichen Witz und persönliche Willkür ausgelegt, sondern allein an dem ewigen Gott gemessen und von ihm durchleuchtet werden sollen. Es ist daher für alle Zeiten lehrreich, sich immer den historischen Entstehungsprozess des Heidenthums vorzustellen und zwischen seinen Elementen und den daraus entstandenen Producten zu unterscheiden. Man täuscht sich wohl nicht, wenn man dies gerade in unserer Zeit für wichtig hält.

Denn heidnische Anschauung ist jeder Glaube an die Möglichkeit einer Zauberei; richtig aber ist die Anerkennung einer dunkelen Macht im menschlichen Leben, die in tausend Gestalten und Formen auf unser Herz losstürmt, die durch wunderbare Träume, Sympathien, Ahnungen unsere Phantasie aufregt und beflügelt, die wie ein feuriger Drache uns bald zu Furcht erschreckt, wie eine glatte Schlange zu Abwegen führt, wie ein wackelnder Tisch zu heidnischem Spiele verleitet — aber dieser Anerkennung geht voran die Pflicht, den Glauben an den ewigen Gott durchdringen zu lassen den ganzen Menschen und die ganze Seele, dass das Leben von ihm erfüllt werde, wie ein Leuchte vom Licht, dass er durchschimmere auch durch den dunkelen Traum, dass er Maß werde auch für das Unerforschte und Unerforschliche. Denn wie ein alter Kirchenlehrer sagte: „ein Gläubiger ist ein Prophet.“ Und ein Prophet will und darf nicht wissen wollen, was verborgen blei-

---

67) Exodus 22. 18. Damit steht Leviticus 20. 27 nicht im Widerspruch.

68) 1. Sam. 28. 9. In der That ist dieses Capitel der Schrift eines der dunkelsten, zwar nicht dem Wortlaute, aber dem Geiste nach.

ben muss, und nur verkünden und erklären, was offenbar werden soll.

Wenn aber auch durch diese Stellung der Prophetie auf dem Grunde der Ewigkeit und Allgemeinheit für das Juden- und Christenthum, Männer als Träger derselben prävalieren mussten, so hat es doch nicht an wunderbaren Frauen gefehlt, welche der Geist erfüllt hat und bei denen der enthusiastische Drang wie eine Perle in der Schale erhabenen Gottesbewusstseins lag. Debora, die Prophetin, erträgt nicht länger die Schmach ihres Volks unter dem Kananiterkönig: sie ruft auf die Muthigen des Volks. Aber auch der Muthigste antwortet: Ziehst Du mit, so ziehen wir; wenn nicht, so bleiben wir. Und sie zog mit; ihre That und ihr Gesang sind für alle Zeit verblieben. Wie eine Dithyrambe aber in Sonne getaucht, wie ein Bardinnenruf, aber mit heilig hallendem Echo, wie ein bacchantischer Päan, aber auf ewigem Psalter tönt ihr Lied: „Untergehen werden alle deine Feinde, Ewiger; deine Freunde aufgehen, wie die Morgensonne in Herrlichkeit.“

Eine Prophetin war die Chulda, welche dem frommen Könige Josias, dem Reformator der alten Lehre über das Geschick der Zukunft in düsterer Rede weissagte. Ihr Auge sah in die Ferne und ihre Verhängnisse; auch ihr Name erinnert an diese Kraft.

Die heilige Geschichte des Christenthums ist reich an edelen Frauen, in deren Auge und Seele ein Spiegel des unendlichen Glaubens, tiefsinniger Gedanken und heiliger Begeisterung war.

Die Martyrerlegenden heiliger Frauen und Jungfrauen bilden die rührendsten Episoden in der Geschichte der Duldungen für die christliche Lehre. Aber auch die besondere Gabe der Prophetie besaßen nicht wenige. Bereits unter den Montanisten, einer Sekte des zweiten Jahrhunderts, in welcher Vergeistigung des Menschen, Lossagung vom Irdischen, ekstatisches Entsagen edles Streben war, treten schwärmerische Frauen auf, Maximilla und Priscilla, welche Gesichte vom Himmel und dem tausendjährigen Reiche hatten.

Aber besonders in der rechtgläubigen, namentlich deutschen Kirche zeichnen sich Frauen durch wundersame Seherkraft, wie die Heiligengeschichte mittheilt, aus. Der heiligen Brigitta von Kildare, der Patronin von Irland, werden dunkel

prophetische Bücher zugeschrieben, die sie in Offenbarung verfasst hat. Darauf beziehen sich die Symbole, welche ihr auf Bildern gegeben werden: sie hat eine Lampe in der Hand, Feuerflammen leuchten um ihr Haupt. Einen deutschen Namen trägt die heilige Godoleva,[69]) welche unter allen Leiden die sie ihrem Manne verdankte, verkündete, einst berühmter wie alle Frauen Flanderns zu werden.

Die h. Lidwina aus Schiedam[70]) sah in die Herzen und Fernen und ihr Rath half dem Frommen auf den Grundsätzen seiner Lehre auszuharren. Ein Seefahrer, der auf ihren Rath nicht am Festtage in die See stechen wollte, rettete dadurch Leben und Freiheit.

Die h. Gertrud von Oesten[71]) verkündete die Zukunft, aber sie verweigerte Bescheid, bis er ihr im Geiste verkündet ward.

Die h. Adelheid wurde zu unerwarteter Hellseherei in gelehrten Dingen entzückt. Berühmter als alle war aber die h. Hildegard, Aebtissin bei Bingen am Rhein, die Verfasserin mehrerer durch Erleuchtung empfangener Werke. In der Vorrede eines dieser Bücher, Scivias genannt, sagt sie: Als ich 42 Jahre 7 Monate alt war, kam ein feurig Licht von blendendem Strahle vom Himmel, durchgoss mit ganzes Gehirn, das ganze Herz und Brust wie eine Flamme, nicht verzehrend, sondern wärmend, und entzündete mich so, wie die Sonne alles erwärmt, auf welches sie ihre Strahlen sendet. Und so verstand ich plötzlich den Sinn der Auslegung des Neuen und Alten Testaments; ich hatte aber weder eine Uebersetzung ihrer Texte, noch verstand ich ihre grammatische Form.“[72]) Ihr Symbol in bildlicher Darstellung ist daher ein Buch.

Aber es bedarf weder der Aufzählung der Zauberinnen der Sage, noch der Prophetinnen der Legende, um die große Weltwandlung zu erkennen, welche seit dem Erscheinen der Sonne, seit dem Aufgange des Morgenlichts in der Wahrheit der heiligen Lehre mit der Stellung der Frauen vorgegangen ist.

---

69) Acta Sanct. Sur. Jul. p. 111.
70) Act. Sanct. Sur. Apr. 745. 46.
71) Act. Sanct. Jan. p. 9. 10.
72) Act. Sanct. Sur. Sept. 346.

Freilich die Natur derselben hat sich nicht verändert. Sie tragen noch dieselben Zaubermächte in sich, aus welchen einst die Genien emporstiegen; noch immer waltet in ihnen die dämonische Gewalt, welche das Herz der Männer beherrscht und fesselt; noch immer glühn die Feuer, aus welchen die schönsten wie die heftigsten Leidenschaften lavaähnlich über das Leben dahinrollen.

Nicht untergegangen ist der Reiz, welcher mit magnetischer Wunderkraft die Liebe ausstreut hinweg über die natürlichen und unnatürlichen Schranken dieser Welt. Noch lebt die süße Heimlichkeit, welche die treue Häuslichkeit der züchtigen Hausfrau um den thätigen, sorgen- und kampfgeübten Mann webt.

Noch waltet die magische Kraft der Mutterliebe, bereit zur entzückenden Hingebung. Noch begegnet man außergewöhnlichen Gewalten in den Seelen der Frauen, mit unwiderstehlicher Sehnsucht drängend zu freier Bewegung des Geistes und mit Adlerschwingen deckend ein sanftes, mildes Herz; es sind noch alle die Eigenschaften da, welchen die menschliche Poesie die Gestalten von Wölen und Hexen, die Schwanjungfrauen und Walkyrien entlockten — das dämonische Gelüste der Sinne rauscht noch heute gespensterhaft wie Frau Holle durch die Gemüther. — Aber alle diese Gaben und Elemente sind nicht mehr allein. Ueber ihnen steht die goldne Scheibe sonniger Erkenntniss. Ueber ihnen leuchtet der lächelnde Mond verzeihender, duldender, göttlicher Liebe.

Medea's fanatischer Rachegeist schmilzt von dem Anblick ewiger Milde.

Aretaphila kann nicht mehr die irdische Freiheit eines Volkes erkaufen wollen durch die diabolische Knechtschaft menschlicher Listen und Gräuel.

Brunhild kann nicht mehr in ihrer verzehrenden Leidenschaft Genugthuung finden für die dämonische That gegen den Geliebten.

Chriemhildens Ruhm ist untergegangen, welcher groß wurde durch den Rachemord gegen sündige Brüder und Verwandte.

Die ewige Liebe ist als Bändiger der Leidenschaft erschienen. Der allgegenwärtige Dulder unseres Wesens als der fesselnde Zeuge unserer losbrechenden Schmerzen. Die dämonische Macht der Frauen, die sich auflehnt gegen die Gesetze

der Welt, und die dunkelen Schatten der Nacht nicht scheut herauszufordern für ihre Sehnsucht und Lust, ist zur angelischen geworden, welche ihre überirdische Macht beweiset durch ein hinreißendes, bewältigendes Dulden.

Den Frauen ist eine neue Zauberkraft geworden, stärker denn alles, was sie bisher besessen, gewaltiger wie die entfesselnde Leidenschaft, die kein Mittel scheut, die bannlose Lust, die mit der eigenen Natur die Zerstörung anfängt — es ist eben die engelgleiche Bewältigung des Dämons durch Liebe und Duldung in und vor Gott.

Wahrhaft bewundernswerth ist der Wahlspruch, den die h. Theresa sich gewählt hat; er überragt an beschattender Wahrheit alles, was die weise Edda enthält. Aut pati aut mori schrieb das fromme Mädchen: entweder dulden oder sterben.

Dulden, d. h. lieben und Segen verbreiten in Gott, ist leben. Ohne dies ist nächtiger Schatten des Todes.

Dulden ist die Kraft, welche in den Augen, der Geberde, den Worten des Weibes ausspannt die siegreiche Fessel um Alles, was da lebt.

Für die größte Frau der größeste Ehrgeiz, das herrlichste Ziel, die siegreichste Schlacht ist dulden.

Deutsche Frauen begreifen die unendliche Tiefe dieses duldenden Lebens bis zu beseligender Wirkung. Noch immer herrscht in ihnen, wie zu Tacitus Zeit, „etwas Heiliges und Voraussichtiges", ihnen und ihrer Duldung galt auch mein einfaches Wort von dem Sterblichen und dem Ewigen, von der Schwäche der Gewalt und dem unendlichen Anfang.

Vorm Werden war das Wort; aus ihm entquoll die Zeit.
So ist die Liebe worden die Mutter der Ewigkeit.

Vorm Werden war das Wort; die Pforte ist der Geist,
Doch Liebe ist der Schlüssel, der in das Dunkle weist.

Das Wort, ein weites Meer, drei Perlen schwimmen drin,
Poesie, ein Frauenherz, ein gottesgläubger Sinn.

XXI.

ZUR

MAKARONISCHEN POESIE

VON

Dr. OSKAR SCHADE.

Unter makaronischer Poesie hat man oft fälschlich entweder jede Vermengung verschiedener Sprachen oder Mundarten im Verse zu komischem wie nicht komischem Zwecke verstanden, oder die Einmischung fremder Wörter, Phrasen, Satz- und Versglieder in die Nationalsprache. Sonach fiele also jede Mischpoesie und Sprachmengung ins Bereich des Makaronischen, also z. B. jene halb lateinischen, halb altdeutschen Verse, wie die des Leichs auf die Versöhnung Ottos I. mit seinem Bruder aus der Mitte des 10. Jhdts.:

Nunc almus assis filius — therô êwigerô thiernûn,
benignus fautor mihi, — thaz ig iz côsân muozi
de quodam duce, — themo hêron Heinrîche,
qui cum dignitate — thero Beiaro rîche bewarôde u. s. w.

oder Lieder des 12. Jhdts, wie

Virgo quædam nobilis
diu gie ze holze umbe rîs u. s. w.

Floret silva undique:
nâch mime gesellen ist mir wê u. s. w.

oder das spätere Kirchenlied:

In dulci jubilo
nun singet und seit fro!
alle unser wunne
leit in presepio. u. s. w.

ferner:

> Puer natus ist uns gar schon u. s. w.
> Vinum quæ pars — verstehstu das? u. s. w.

oder Vermengung des Nordfranzösischen und Deutschen, wie:

> dag was Èrec fils li roy Lac —

oder jene Verse des Dante:

> Ahi faulx ris per qe trai haves
> Oculos meos et quid tibi feci,
> Che fatto m'hai così spietata frande —

in denen Provenzalisch, Lateinisch und Italiänisch abwechseln, oder wenn ein provenzalischer Dichter, Rambaldo di Vacchera, in eine Canzone der Reihe der Strofen nach fünf verschiedene Sprachen oder Mundarten einflocht, Provenzalisch, Italiänisch, Französisch, Gascognisch und Spanisch, — das alles würde dann makaronische Poesie, wenigstens würden es makaronische Verse sein. Der beste makaronische Dichter der Welt wäre dann wol ein Deutscher, Oswald von Wolkenstein, der ein Gedicht aus Wörtern von sieben Sprachen gebildet hat, aus dem Hochdeutschen, Flämischen, Italiänischen, Französischen, Ungrischen, Lateinischen und Slavischen*). Doch dem ist nicht so:

---

*) Die erste Strofe dieses Gedichtes lautet:

> Do fraig amors,
> adjuva me!
> ma lot, min ors
> na moi ferce
> rent mit gedank,
> frau, pur a ti.
> ek lop, ek flap
> vel quo vado,
> we fegg, min krapp,
> ne dirs dobro
> ju gflaf e frank
> merfchi vois gri.
> Deutfch welifch mach,
> franzoifch wach,
> ungrifchen lach,
> prot windifch pach,
> fleming fo krach,
> latein die fibend fprach!

jene Definitionen beruhen auf Irrtümern. Die makaronische Poesie hat vielmehr zur Grundlage ihres sprachlichen Materials immer das Lateinische, das dann mit nachgemachtem Latein aus den Wörtern einer andern Sprache (je nach der Nationalität des Dichters) versetzt wird: an diese Wörter werden lateinische Endungen gehängt und sie werden dann wie lateinische decliniert und conjugiert, man beobachtet möglichst die lateinischen Constructionen und selbst die Gesetze der lateinischen Metrik, sofern es thunlich, wenigstens scheinbar. Der makaronische Stil hat es also allemal nur mit zwei Sprachen zu thun, der lateinischen und einer beliebigen andern latinisierten in organischer Verbindung, wenn man so sagen darf. Der italiänisch-makaronische Dichter verbindet also das Latein mit latinisiertem Italiänisch, z. B.:

> Poſtquam Falchettum fruſtra cercaverat ante
> Nec valuêre ſui crebro chiamando gridores
> Perdideratque viæ dudum veſtigia rectæ,
> Supra depictam diverſo flore piazzam
> Improviſus adeſt, ubi dulcis ventulus afflat,
> In cūjus medio vivi fontanula ſaxi
> Perſtrepit undiculas teneram fundendo per herbam.
> (Merl. Coc. Mac. XVI, ed. Amſtel. 1692 p. 242.)

oder:

> Non dux, non princeps, non rex, non denique papa
> Mangiat, ni tavolæ ſtet ſibi Mosca comes.
> Immo repreſentant vix coram rege piatum,
> Credenzam regi Mosca galanta facit.
> (Merl. Coc. Mosch. 43.)

Die Worte selber brauchen auch nicht gut toskanische zu sein: es sind mundartliche aller Art erlaubt. So bringt Teofilo Folengo viele lombardische Ausdrücke an, ja nach seiner Heimat speziell mantuanische. Der Provenzale verbindet das Latein mit latinisierten provenzalischen Wörtern:

> Non facias totiens nobis mutare banaſtas,
> Argentum coſtat de trahinare foras.
> Ipſe meos libros jam carregiare per orbem
> Feci et cum bonibus milleque mille vices.
> Facherias grandes ſtudiantes ſæpe repaſſant
> Mutando libros bagagiumque ſuum.
> (Anton. de Arena.)



Der Deutsche macht aus Wörtern seiner Sprache lateinische, es mögen nun niederdeutsche sein, wie einige in

> Glofite (quæfo) mihi! mihi glofite (quæfo), fodales!
> Sæpius expertus redo hoc, cum Wolkibus altis
> Deleuchtunt Sternæ et fchinit Mane undique lechte
> Et fuadent Slapum vollbringere tempora finftra,
> Solum verhindrunt tardum fwarta agmina Slapum.

oder hochdeutsche, wie in

> Afchâ vermifchtâ Biero et hinc inde geftreutâ
> Per Tifchos quidam ceperunt reibere Zähnos
> Et rurfus klaro fibi Biero ausfpülere Mundum.

Diese Beispiele mögen vor der Hand genügen, um das bei Bildung makaronischer Verse in Anwendung kommende Gesetz zu veranschaulichen. Dasselbe gilt fürs Spanische, Englische, Holländische: denn auch Dichter dieser Sprachen haben sich in solchen Versen versucht.

Die makaronische Poesie ist ein Kind des italiänischen Witzes. In Italien ward sie geboren, hier erhielt sie ihre volle Ausbildung, von da erst wanderte sie zu den übrigen stammverwandten Romanen und den germanischen Völkern. Auch ihr Name schmeckt nach der italischen Heimat. Sie ist benannt nach den Maccaroni, jener bekannten Leibspeise der Italiäner und ganz besonders der Landleute. Ob deshalb, weil auch in ihr verschiedenerlei Ingredienzien gleichsam in einen Teig verknetet sind (wie Lessing in den Collectaneen zur Literatur will) bezweifle ich; wahrscheinlicher ist, dass man sie durch diesen Namen als ächt italiänische derbe nationale Kost (vielleicht nicht ohne Rücksicht auf die Derbheit des in ihr waltenden Humors) von vorn herein hat kennzeichnen wollen, gerade im Gegensatze zu den Pedanten, die ihre Verse in der Muttersprache mit allerhand gelehrten Zuthaten zu versetzen trachteten. *)

*) Ars poetica macaronica a macaronibus derivata, qui macarones funt quoddam pulmentum farina cafeo botiro compaginatum, groffum rude et rufticanum: ideo macaronices nil nifi graffedinem ruditatem et vocabulazzos debet in fe continere.' Merlini Cocaii Apologetica in fui excufationem, in der Ausgabe Venetiis ap. Bevilacquam 1613 pag. 19 fg. — Le Poesie, le quali Teofilo qui efemplarmente ritratta, fi chiamano maccaroniche o maccharoniche

Was gab nun aber den Anlass zur Entstehung dieser Dichtungsart und wann kam sie auf?

Bei den Dichtern des 15. Jahrhunderts finden sich mehrfach Einmischungen lateinischer Flexionen ins Italiänische, absichtlich als gelehrter Zierrat hinein gebracht. In dieser Abgeschmacktheit zeichnete sich besonders Bettino Tricio (gegen Ende dieses Jahrhunderts) aus, der in seiner Letilogia Verse machte wie:

Sythari el fano cum Afiriani,
Amazoni Medorum ac Perfarum
Et tutti Athenienfi et Micenarum,
Indiani Longobardi et Egyptiani,
Macedoni Corinthi et Argivorum
Lacedemonii Lydi cum Judey,
Laurenti et d'Israhel et Glamorey,
Cretenfi cum Albani et Latinorum etc. *)

---

per la pafta groffa della locuzione burlefca e barbara, nella quale fone a bello ftudio compofte, dicendofi maccaroni in Lombardia e gnocchi in Roma quel cibo di pafta leffata, che è condito di cafcio e butiro. Fontanini, Biblioteca dell' eloquenza Italiana, Venezia 1753 tom. 1 pag. 304. — Poema Folengus tanquam rude et rufticum Macaroneum appelavit: macarones enim Italis bucellæ funt ex rudi farina ovis et cafeo trito, quæ inter menfæ delicias agreftibus habentur. Tomafini Elogia pag. 73. — Eine andere Herleitung des Namens von den sogenannten Macronen oder Macaronen, einem groß- und dickköpfigen Volksstamm am schwarzen Meere (Rhodiginus erzählt von ihnen in den Lectt. antiq.), nach denen man dann stumpfsinnige, bäurische Menschen überhaupt benannt habe, kann nur als gelehrte Deutelei betrachtet werden.

*) Nicht viel anders haben es manche deutsche Dichter desselben Jahrhunderts gemacht, vgl. z. B.:

Durch Barbarei, Arabia,
durch Hermani in Perfia,
durch Tartari in Suria,
durch Romani in Turgia,
Ibernia
der fprüng hab ich vergeßen.

Oswald v. Wolkenstein, Beda Webers Ausg. S. 31 fg.

Es feuft dort her von orient
der wint, levant ift er genent.
durch India er wol erkent,
in Suria ift er behent.

ebendas. S. 111.

Aber Camillo Scrofa (in der Mitte des 16. Jahrhdts) machte von dieser Sprachmischung absichtlichen Gebrauch und bildete die aus gelehrter Lüderlichkeit stammende Manier zu einer ganz besondern Gattung Poesie aus. Er veröffentlichte seine Gedichte unter dem Titel Cantici di Fidenzio Glottocrifio Ludimagiſtro, und nach dem Namen Fidenzio ward die ganze Gattung die fidenzianiſche genannt, neben dem früheren Spottnamen pedanteſca. Vgl. Crescembeni, l'iſtoria della volgar Poeſia, Ven. 1731. 1. Bd. S. 366. 242 und 73, wo ein schönes Sonett Scrofas als Probe mitgeteilt ist.

Als Tochter nun jener pedantischen Sprachmengerei des 15. Jhdts, die später zur Poeſia pedanteſca ausgebildet ward, bezeichnen die Italiäner die makaronische Poesie. Creſcembeni 1, S. 367.*)

Si tempft die gauzen muſica
mit großer reſonanz,
die recht menſur appoſita,
all noten hol und ganz
lat ſi erzittren durch ir kel.

ebendas. S. 222.

*) Bestimmungen über die Bildung makaronischer Wörter und ihre Quantität fürs Italiänische finden sich in einer unter des Merlinus Cocajus Namen gehender Apologie dieser Gattung von Poesie, die in einigen Ausgaben der Werke dieses Dichters, z. B. Venet. ap. Bevilacquam 1613 Seite 19 fgg. Amſtel. Someren 1692 sich findet:

Normula macaronica de sillabis.

Normula ſillabarum macaronicarum hæc eſt. Ut quælibet vocabula vulgariter latinizata ſcribi debent in forma vulgari, ſicut orecchia, occhius, rozzus, razza et innumerabilia. latina vero vocabula ſuam obſervant quantitatem, ut caballus, focus, accensdo etc.

Quælibet dictio macaronica cujus prima ſillaba duas habet conſonantes non hærentes ſequenti ſillabæ, ſunt ad placitum, ut gridare, sbraiare, tracagnum, tamen non ſuccendente vocali, quia tunc brevis eſſet, ut brioſſus.

Quælibet dictio quæ literam i et u claudit inter duas vocales latine fit longa, ut Maja; ſed macaronice fit ad placitum, ut taiare, sbraiare etc. quælibet adverbia terminantia in a aut in e aut in o latine ſunt longa, quamvis multa in e excipiuntur, ſed macaronice ſunt ad placitum, ut valde longe retro ultra erga et cet. reliqua vera latinitatis aut vulgaritatis orthographiam ſervant, verbi gratia, ſi hoc nomen aqua non poteſt latiniter aptari verſibus, ſcribe vulgariter acqua, tunc de brevi fit longa ſillaba. denique ſicut Vergilius ac cæteri vates in arte poetica potuerunt alterare ſillabas autoritate ſua,

Der erste bekannte makaronische Dichter in Italien (und deshalb vielleicht zu schnell als Erfinder dieser Gattung Poesie gepriesen) ist Typhis Odaxius, zu Padua geboren und daselbst auch im Jahre 1488 gestorben. Er verfasste Carmen macaronicum de Patavinis quibusdam arte magica delusis, das trotz seinem Gebote auf dem Sterbebette, es zu verbrennen, doch gedruckt und hinter einander mehr als zehnmal wieder aufgelegt wurde. Es war seiner Zeit eine Lieblingslectüre für ganz Italien und es wird ihm eine solche Komik nachgerühmt, dass es die Leser vor Lachen fast platzen gemacht hätte.*)

---

verbi gratia, reliquias: ita macaronicus poeta non minus hanc auctoritatem poſſidet circa ſcientiam et doctrinam propriam, ut catare et cuttare, quamvis rariſſime. item macaronice potes duas vocales collidere in medium dictionis, ut curioſus triſillabum facere potes, ut ſtare poſſit carmen.

Item ſicut plurima vocabula differunt a derivatis ſuis quantum ad ſillabas, ut ſedes habet primam longam et ſedile brevem, flagrum et flagellum: ita macaronice dicemus frater et fradellus, cagna et cagnola, et multa alia. tamen de principio ad finem libri reperies me latinæ poeſiæ et regulæ ſumma cum diligentia adhærere. Reliqua vero non bene ubi quadrantia æquo animo feras et hæc baſtabilia ſunt quantum ad ſillabarum macaronicarum regulam.

*) Bernardini Scardeonii Canonici Patavini de antiquitate urbis Patavii et claris civibus Patavinis libri tres in quindecim claſſes distincti. Baſil. Nicol. Episcop. jun. 1560. Lib. II claſs. X pag. 238 ſq: Addamus lepidiſſimum poetam Typhim Odaxium, ætatis profecto ſuæ urbis et orbis magnas delicias, qui vel ob hoc ipſum celebratiſſimæ famæ fuit, quod novæ et ridiculæ admodum poeſeos auctor fuerit. Adinvenit enim primus ridiculum carminis genus, nunquam prius a quopiam excogitatum, quod macaroneum nuncupavit, multis farcitum ſalibus et ſatirica mordacitate reſperſum, quo facetiam de quibusdam Patavinis magica arte deluſis, tanto cum joco effinxit, ut legentes cachinnos et riſu pene rumpantur. Hunc deinde minus feliciter ſecuti ſunt plerique viri doctiſſimi, qui inani labore tentarunt hoc ridiculum genus aſſequi ac etiam effingere doctius: nemo tamen eo carminis genere omnium judicio lepidius uſus eſt neque qui profundiores cachinnos excutiat quam Typhis: vel quod expreſſius ſtultorum hominum ingenium aptioribus ad id verbis effingat habita eleganter perſonarum ratione ac etiam materiæ, cui ejusmodi verſus maxime conveniant. — — Quam frequenter autem tunc eo ſeculo ii verſus in ore omnium ſemper fuerint etiam doctiſſimorum, vix credi poteſt. Merito ergo (ſi conferre exemplum liceat) tantum huic noſtro civi Macaronæum carmen debet, quantum heroicum Virgilio et Danti aut Petrarchæ vernaculum. In ipſo etenim joco aliquid ubique probi ingenii ſemper elucet et eo magis quo res quæpiam ſeria eo loco lepide occulitur. Verum enimvero et ſi ſciam quosdam eſſe qui ludicra iſta parum probent, non propterea hæc a me tacenda hoc loco cenſui, ne laude tam præſtantis in-

Doch ist es später nicht wieder gedruckt und gehört zu den größten literarischen Seltenheiten; es gieng mit dem Interesse, das man an einem speciellen Vorfalle nahm, mit der Stimmung und den Anforderungen seiner Zeit zu Grabe. Und wie hätte es auch lebendig bleiben können neben den Werken Folengos, die bald Italien in Staunen setzen sollten?

Dieser Teophilo Folengo war es, der die makaronische Poesie zur fertigen, ausgebildeten Kunstgattung erhob und sie in Epopöe und Idylle den großen poetischen Leistungen seiner Landsleute ebenbürtig an die Seite stellte. Er war zu Mantua, am 8. Novbr. 1491 geboren aus einem alten Patriziergeschlechte, das Besitzungen unweit seiner Geburtsstadt hatte, bei Cipada, dessen er in seinen Gedichten mehrfach gedenkt.*) Die Eltern gaben ihm in der Taufe den Namen Girolamo, den er später bei seinem Eintritte ins Kloster mit Teofilo vertauschte. Als Dichter nannte er sich Merlinus Cocajus.**) Im sechszehnten Jahre, 1507, trat er in ein Benedictinerkloster und that nach bestandner Probezeit am 24. Juni

---

genii Odaxius omnino fraudaretur, quum is in hoc carminum genere antiquas satiras non infeliciter fuerit imitatus, quæ a priscis illis poetis de quorundam improborum civium moribus licenter vulgo publice palamque edebantur. Id quoque tacendum non putavi, quod ipsemet Typhis in morte cavit, ne unquam volumen istud publice in vulgus legendum traderetur, sed igni potius comburendum. Nihil tamen ea cautione provisum est, quin libellus plusquam decies impressus in tota Italia ab omnibus haberetur et magna cum voluptate legeretur. Das Zuviel des Lobes muss man auf Rechnung des Patriotismus schreiben.

*) Z. B. Baldus, Phantas. 5. Edit. Amstelod. a. 1692 pag. 98:

> Crede mihi, non est tellus æquanda Cipadæ.
> Taiat abundanter frumentum lignaque boschi,
> Mungit abundanter vaccas, facit inde ricottas.
> Suntque Cipadenses apti studiare terenum:
> Alter habet vantum melius fossata cavare,
> Alter arat bassumque tenet subarando gumerum,
> Alter scit melius vignæ podare maderos,
> Alter scit putridis stallam netezare boazzis
> Pinguificoque ruto campos implere strinatos.

**)
> Nomine Merlinus dicor, de sanguine Mantus,
> Est mihi cognomen Cocaius Maccaronensis.
> Baldus, phant. XX, edit. Amstel. 1693 pag. 309.

1509 Profess. Die klösterliche Einsamkeit scheint ihm aber nicht sonderlich behagt zu haben: der Mensch und der Dichter regten sich in ihm stärker als es mit der Ordensregel verträglich war und nach einigen Jahren floh er aus dem Kloster einem schönen Weibe und der Poesie nach, für die er schon früher unläugbaren Beruf gezeigt hatte. Im Jahre 1517 erschien sein großes komisches Heldengedicht in 17 Phantasien, das eine Masse von Auflagen erlebte und dem er erst später noch 7 Phantasien hinzufügte. Er soll zuerst ein umfassendes lateinisches Heldengedicht ganz oder teilweise (die Angaben sind verschieden) gearbeitet und den Ehrgeiz gehabt haben, den Virgil zu übertreffen. Da er aber nach dem Urteile geistreicher Freunde jenem gefeierten Sänger den Lorbeer nicht entrissen, habe er sein Gedicht verbrannt und sich auf die makaronische Dichtung geworfen, um so großer Nebenbuhlerschaft ein für alle Male enthoben zu sein. Er führte nach seiner Entweichung aus dem Kloster ein irres, umherschweifendes, recht makaronisches Leben, durchzog Italien, auch als Soldat, die Kreuz und Quere, dabei immer der Poesie nachhängend und mit Ruhm überschüttet, bis er müde der Irrfahrten und gesättigt von Ruhm und Lebensgenuss, Ruhe ersehnend, im 36. Jahre seines Alters, 1527, in die Heimlichkeit seines Klosters zurückkehrte. Er beschrieb seine Verirrungen selber im Chaos de Triperuno und verbesserte seine Gedichte, suchte Anstößiges zu entfernen und übergab sie dann 1530 seinem Bruder zur Herausgabe. Reuevoll über seine zu beißende Satire schrieb er das Epigramm:

Cum mihi præteriti ſubeunt inſomnia Baldi,
Tum pudet ut pudeat non puduiſſe ſatis.
Infelix tamen ipſe minus fortaſſe viderer,
Luſiſſem varios ſi ſine deute modos.

Seine komische makaronische Muse war verstummt, er wandte sich der geistlichen Poesie zu, ein Feld wohin ihm der Beifall nicht folgte. So schrieb er 1536 auf 37 ein italiänisches Gedicht in Ottaverimen La humanità del figliulo di Dio entweder zu Brescia oder bei Caprä. Dann begab er sich nach Sicilien, wo sein Gönner Ferrante de Gonzaga Vicekönig war, und stand einem Kloster unweit Palermo in reizender Gegend ein

Jahr lang vor. Beim Abschiede schrieb er an die Wand seiner Zelle folgende schöne Distichen:

Dulce solum patriæque instar, mea cura, Ciambre,
Accipe supremum (cogor abire) vale!
Vos rupes atque antra, cari gratique recessus,
Quodque horrore nemus, silva virore places,
Vos vitrei fontes et amoris conscia nostri
Murmura perpetuo vere cadentis aquæ,
Tuque mei testata gravem vix longa laborem,
Tuque olim sancto, cellula, culta seni,
Si vestri curam gessi quidquamve peregi,
Quo facti auctorem fas sit amare boni, —
Mantoum æternis memorate Teophilon annis
Sitque meæ vobis causa sepulta fugæ!

Er musste in eine Abtei nach Palermo übersiedeln und schrieb hier unter anderm auch ein Mysterium, das in einer Kirche gespielt wurde und die Schöpfung und Menschwerdung behandelte. Weiter schrieb er einige Tragödien und auch ein lateinisches Gedicht, Hagiomachia, das die Kämpfe der Märtyrer feierte. Im Jahre 1543 verließ er Sicilien und gieng ins Kloster Santa Cruce di Campese bei Bassano, wo er bald, am 9. Dezember 1544, sein Leben beschloss und in der Klosterkirche begraben ward. Vgl. Theophilus Folengus in Jacobi Philippi Tomasini Patavini Elogia, Patav. Sebast. Sardi 1644 pag. 72 sqq. Biblioteca dell' eloquenza Italiana di Giusto Fontanini con le aunot. del Sign. Apostolo Zeno Venez. 1753 tom. 1. p. 301 sqq. Genthes Geschichte der macaronischen Poesie S. 99 fgg.

Das Hauptwerk Folengos ist ein großes komisches erzählendes Gedicht, die Phantasiæ Macaronicæ (es hat deren fünf und zwanzig), das die Thaten und Fahrten des Baldus von Cipada beschreibt,*) eines zweiten Hector und Orlando-

*) Den ungefähren Inhalt des Baldus gibt der Dichter selbst am Ende der ersten Phantasie an durch die prophetische Stimme die er über seinen neugeborenen Helden ausgehen lässt:

Nascere, parve puer, cui cœlum terramque fretumque
Ac elementa dabunt tot casus totque malannos!
Ne dubita, quoniam gaiarditer omnia vinces!
In presone diu stabis sub rege Gaioffo,
Sub qua non unquam sperabis cernere lucem.
Non tibi mancabunt astutæ Cingaris artes,

quo non hectorior, quo non orlandior alter —, nach dem Vorbilde der Aeneide des Virgil gearbeitet, dieses durchs ganze Mittelalter hindurch bis auf jene Zeit hinab gefeiertesten Dichters. Sein Trachten gieng dahin, die Palme, die Virgil im ernsten Epos erhalten, fürs komische zu erringen.**) Die Einleitung des Werkes beginnt

Phantaſia mihi quædam phantaſtica venit,
Hiſtoriam Baldi groſſis cantare Camænis,
Altiſonam cujus famam nomenque gaiardum
Terra tremit baratrumque metu ſe cagat adoſſum. etc.

Nach ihr hebt das eigentliche Gedicht so an:

Eſt locus in Franza montagnæ ſiccus in alto
Culmine, quem capræ celeres appena ſalirent:
Hunc Montalbanum Franzeſa brigata dimandat.
Non urbs nec villa eſt, verum fortiſſima rocca,
Quæ ſaxo vivo tribus eſt obcincta murajis,
Dam bombardarum ſtimmans batimenta ſonantum,

Pro quibus exibis tenebroſum carceris antrum.
Sed non iſtud erit fortunæ munus iniquæ,
Namque valenter enim dum tecum Cingare ſolo
Urbs aſſaltabit ſtipantibus ætera lancis.
Cuncta fracaſſabis victorque ſcapabis ab urbe.
Non terræ ſat erit tantas ſuperaſſe fadigas,
Verum quam citius pelagum tentare parabis.
Cunctus ab undoſis montagnis nulla videbis
Aetera, ſed pluvias patiere, tonitrua, ventos,
Fulmina corſaros ac tandem mille diablos.
Aſt ubi ſtraccatus ſalſis exibis ab undis,
Sæva tibi rapiet carum Muſelina Lonardum.
Invenies patrem confectum tempore, quem tu
Et vivum puncto mortumque videbis eodem.
Poſt cœlum terram pelagumque ſubibis Avernum:
Ac ita, parve puer, venturus naſcere fœlix!

**) Magna ſuo veniat Merlino parva Cipada
Atque Cocaiorum ſurgat caſa baſſa meorum.
Mantua Virgilio gaudet, Verona Catullo,
Dante ſuo florens urbs Tusca, Cipada Cocaio.
Dicor ego ſuperans alios levitate poetas
Ut Maro medeſimos ſuperat gravitate poetas.

Baldus, Phant. 3 fin. Edit. Amſtel. 1692 pag. 79.

Quam ſtimant aſini muscas buſatique tavanos;
Quam famosus homo quondam ferus ille Rinaldus
(Si cantant verum Turpini ſcripta) tenebat,
Et ſeptem centos proprio ſub jure ladrones
Banditos habuit, tres fratres atque ſorellam.
Ipſius a razza poſt longum tempus et annos
Exiit armipotens vir magnus nomine Guido,
Maturus placidus ſapiens generoſus et armis
Deditus et regi Francorum gratior altris,
Mæcenasque alter claros erat intra barones.
Pro cujus nimia forma nimioque vigore
Unica capta fuit Franzeſi filia regis,
Quam Baldovinam proprio rex ore vocarat.
Hæc erat in toto formoſior orbe puellis,
Unica nata patris, patriæ regina futura:
Quam non mortali credebant ſtirpe creatam,
Sed magis angelicam jurabant eſſe figuram.
Altera Pallas erat ſensu, Venus altera vultu,
Cui formæ ſummam laudem jungebat Honeſtas,
Ingenioſa, gravis, frontis mentisque pudica,
Religioſa magis quam ſecli tradita pompis,
Sed tamen arcta fuit tanto Guidonis amore,
Quod nunquam potuit quicquam reperire quietis. etc.

Wie man an einen Goldfaden Perlen reiht, so hat der Dichter an die wunderlichen Schicksale seines Helden Episoden geknüpft, in denen er Gelegenheit findet, sich über Bräuche und Einrichtungen seiner Zeit auszulassen, über Sitten und Laster der verschiedenen Stände und Geschlechter. Er geißelt eine Reihe damals berühmter und berüchtigter Persönlichkeiten und trifft mit nicht der geringsten Härte seine Feinde. Auch über Kunst und Wissenschaften verbreitet er sich, — und das Alles mit so feiner Beobachtungsgabe, so ausgebreiteter Welt- und Menschenkenntnis, so klarer Einsicht in alle bestehenden Verhältnisse, mit so unauslöschlicher Laune, in so anmutiger, gewandter Sprache, entsprechender Feinheit der poetischen Form, dass man in ihm ohne Frage einen der ersten Dichter seiner Zeit, den ersten komischen Dichter bewundern muss.*)

*) Tomaſini Elogia p. 73 ſq: Nimirum omnia hic ſalſe, opipare condita omnia, quibus nemo ſatis exſatiabitur, cognoſcet qui vel ſemel ea deguſtaverit. Amœniora literarum ſtudia ſi quis deſiderat, nihil hic deſiderabit: ſi ſevera, ſub jocoſis amicorum nominibus ea ſic latent, ut nihil calamo exciderit unde non aliquid utile jucundis facetiis inſinuetur. Quanta artificio ſuperbos

Ein anderes komisches makaronisches Gedicht Folengos ist die Moschæa, in elegischen Distichen, das in äußerst anmutiger Sprache und mit vielem Humor den Krieg der Mücken und Ameisen behandelt. Anfang:

Grandia Moscarum Formicarumque furentum
Prælia, desdegnos, fata cruenta cano.
Tunc et alhora ſuos abscondit Apollo cavallos,
Cum ruere armatos vidit in arma duces.
Cuncta per intornum tellus quaſſata tremebat,
Poca ſuper cœlos nec cagarella fuit.
Gens ceratana ſinat vecchias cantare batajas,
Squarzet Virgilios turba pedanta ſuos.
Magna fuit (confeſſo quidem) ruinatio Trojæ,
Quanda cavallazzo credidit illa buſo.
Fare parangonem ſed quisquis vojat ad ipſam,
Dictus ab egregia gente bachiocchus erit.
Maxima materies iſta eſt quam ſprezzat Homerus,
Sit niſi macronicas dignus habere deas.
Non eſt Clionis, non eſt impreſa Polynæ,
Hanc melius ſomam Togna gajarda ferat. etc.

Das idyllische Gedicht Zanitonella hat die Liebe des Schäfers Tonellus zur Schäferin Zanina zum Gegenstande. Es besteht aus sieben Eclogen, die teils in Hexametern, teils in sapphischer Strofe abgefasst sind, wozu noch 13 sogenannte Sonologien in elegischen Distichen kommen und am Schlusse dieser eine Strambotolegia in gleichem Maße. Zauberisch ist hier die Wirkung die der Dichter übt, wenn er mit dem zarten Schmelze seiner Sprache das antike Odenmaß umgibt:

---

titulos heroum taxat! quos non mores hominum sub diverſis tegumentis depingit! quam bene lentas inertium moras, quam vere curioſa nimis mortalium pudia commemorat! quil non adverſus ventri deditos tela ſtringit! quam ſevere alienæ virtuti cavidentes impetit! Virtutis oblectamenta quam divine proſequitur! quam docte ſua cuique regioni, quæ mirantur naturæ imperiti, reddit! Nulla certe artium documenta prætermiſit. Quin omnium ludorum, argutiarum et certaminum apparatus, ritus, ceremonias, athletas, arma, currus, balnea, popinas, tabernas miro ordine propoſuit. Sed quid exactius quam vitia in medium proferre et ea ſine offenſione mordere? — Über Folengos Sprache urteilt Eichſtädt De poeſi Macaronica Jenæ 1831 p. 9: Erat in eo inexhauſtus fons facetiarum, linguæ latinæ accurata ſcientia, parsimonia quædam in verbis miſcendis, caſtitas in jocis ſerendis, mira in verſibus fundendis et facilitas et elegantia, corjuncta illa cum recto uſu artis proſodiacæ et metricæ, quam multi hujus generis poetæ ſusque deque habuerunt.



Ayme, quo dulcis properas Zanina?
Ayme, cur ſchenam traditora voltas?
Ayme, ſta meo (precor) et hunc bellum
Accipe pomum!
Barbaros vincis feritate, Moros,
Biſtones, Turcos, Sguiceros, Todescos,
Beſtias omnes, animas diabli
Belzebuelis.
Curæ planinum, tibi ſaxa mangiant
Cruda ſcarparum, ſparamenta ſolas,
Cancar ortighis veniat quod ipſæ
Crura cruentant.
Deh quid indarnum ſequor hanc ribaldam?
Deh quid unius ſub amore ladræ
Ducor ad forcam? mihi jamque lazzum
Boia paravit. u. s. w.

Diesen größern Werken Folengos aus der Gattung der komischen makaronischen Poesie schließen sich in den gewöhnlichen Ausgaben noch mehrere kleinere Stücke an, so drei Episteln (1. Merlini epiſtola colerica ad Polaſſum, in quem multas depingit laudes. 2. Epiſtola ſecunda faceta ad Falchettum familiarem ſuum. 3. Epiſtola tertia de Stornellis et Gaſa ad Baldum) und sieben Epigramme.

Von Folengos Nachfolgern in Italien, deren keiner ihm aber gleichgekommen ist weder an Genialität in der Conception noch an Feinheit der Ausführung noch an Fruchtbarkeit, werden genannt Guarini Capella in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, Egidio Berzetti, ein Auguſtiner, Giovanni Ariane um 1560, Bartolomäus Bolla etwas später (der meist in Deutschland, besonders zu Heidelberg lebte), und außer andern besonders Ceſare Orsini um die Mitte des 17. Jhdts, der unter dem Namen Magiſter Stoppinus schrieb und unter allen am meisten gerühmt wird. Vgl. Creſcembeni IV p. 149. Leſſings Collectaneen zur Literatur hrsg. v. Eſchenburg ſub lit. M. Macaron. P. Genthes Geschichte der macaron. Poesie S. 139 fgg.

Die Anfänge der makaronischen Poesie in Italien fallen also in die zweite Hälfte, vielleicht noch in die Mitte des funfzehnten, ihre Blüte in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts; doch noch das siebzehnte hindurch ward sie geübt.

Natürlich musste diese komische Dichtungsart, die in Italien so ungeheures Aufsehen machte und so allgemeine Beliebt-

heit errang, sich bald über die Grenzen dieses Landes hinaus verbreiten. Es geschah mit reißender Schnelligkeit: denn wenige Jahre nach dem ersten Erscheinen von Folengos Gedichten (wahrscheinlich schon vor Anfange der zwanziger Jahre) finden wir sie in Südfrankreich und einen Provenzalen damit beschäftigt, das Idiom seiner Heimat zu ihr zu verwenden. Es war Antonius Arena, auch Sablon oder de la Sable genannt, aus Soliers in der Diöcese Toulon, der unter Alciatus die Rechtswissenschaften studierte und als Richter zu St. Remi 1544, dem Todesjahre Folengos, starb. Er wird als gewandter Jurist gerühmt, der auch als solcher schriftstellerisch thätig war. Berühmter jedoch machten ihn seine makaronischen Gedichte, von denen das eine wenigstens noch auf der Universität zu Avignon gefertigt sein wird. Es wurde dies zuerst in Südfrankreich, später auch mehrere Male in Paris gedruckt und gehört zu den größten literarischen Seltenheiten. Es handelt von der Tanzkunst, verbreitet sich aber vorher noch über allerhand andre ergötzliche Stoffe. Der Titel ist

> Antonius de Arena Provencalis de bragardiſſima villa de Soleriis ad ſuos compagnones, qui ſunt de perſona friantes, baſſas danſas et branlos practicantes, novellas de guerra Romana, Neapolitana et Genuenſi mandat. Una cum epiſtola ad fallotiſſimam ſuam garſam Ianam Roſæam pro paſſando tempus.

Ein anderes noch seltneres makaronisches Gedicht Arenas behandelt humoristisch den Feldzug Karls V. in Frankreich vom Jahre 1536. Es erschien zuerst zu Avignon 1537, soll aber bald aus Staatsrücksichten von der französischen Regierung unterdrückt worden sein.

Das ist gewis dass sich Arena, so groß immer sein Ruf seiner Zeit in Frankreich war, weder in Wahl, Anlage und Behandlung des Stoffes, noch in Feinheit der Sprache und des Versbaues, noch seiner ganzen poetischen Intention überhaupt nach, nur im Entferntesten mit Folengo messen kann. Doch scheint er der einzige zu sein, der die makaronische Poesie in Südfrankreich und im Idiome seiner Heimat mit größerem Beifalle geübt hat und dem wol ohne Zweifel die Ehre der Über-

mittelung dieser von Italien empfangenen Gattung an Nordfrankreich gebührt. Rabelais (geb. 1483 zu Chinon in Touraine, † 1553 zu Paris) hat hier etwa zehn Jahre nach dem ersten Erscheinen des Hauptwerks von Antonius Arena im ersten Buche seines Gargantua sich der makaronischen Schreibart für seinen komischen prosaischen Stil mehrfach bedient, so besonders im 19. Capitel in der Rede des Meisters Janotus von Bragmardo, durch die er die breite Genüglichkeit und das unwissende Behagen schulfüchsiger Professoren geißelt. Nicht als ob er den makaronischen Stil erst vom Antonius Arena gelernt, denn bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und Kenntnis von Sprachen und Literaturen muſte er ja auch in der italiänischen bewandert sein, zumal diese seit anderthalb Jahrhunderten die grösten Geiſter die ihrigen nannte: und er bekundet auch vielfach seine Bekanntschaft mit Folengos Werken und seine Achtung vor diesem Dichter. Aber die größere Zahl der Gebildeten, denen die Werke des großen Italiäners minder zugänglich und minder verständlich waren, haben sicher erst durch Arena von der neu aufgekommenen Gattung komischer Poesie Notiz genommen und sind mit ihr vertraut geworden. Bald fanden sich auch andere französische Dichter, die sie zu humoristischen Zwecken verwandten. So Remy Belleau (geb. um 1523, † 1577), der 'Dictamen metrificum de bello Hugenotico et Reistrorum Pigliamine ad Sodales' verfasste; ferner Etienne Taburot († 1590) und Andere, auch Ungenannte, und der noch ins folgende Jahrhundert hinüberreichende (er starb 1631) Janus Cäcilius Frey, ein Deutscher von Geburt aus Kaiserstul am Rheine, der erst Philosoph, dann Mediziner, auch der makaronischen Muse im 'Recitus veritabilis ſuper terribili Esmeuta Payſanorum de Ruello' seinen Tribut entrichtete. Im dritten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts ward sie endlich auch in die Komödie eingeführt und zwar vom ersten französischen Komödiendichter selber, von Molière (geb. 1620, † 1673): er verwandte sie äußerst passend im Malade imaginaire am Schlusse zur Schilderung des Doctorexamens und der Promotion des Bacalaureus Argan, jenes Stückes, das eine ebenso derbe als witzige Satire auf die Jünger Aesculaps ist. Es beginnt

Savantiſſimi doctores,
medicinæ profeſſores,

qui hic aſſemblati eſtis,
et vos, alti meſſiores,
ſententiarum facultatis
fideles executores,
chirurgiani et apothicari
atque tota compagnia auſſi,
ſalus honor et argentum
atque bonum appetitum! u. s. w.

Die weitere Geschichte der makaronischen Poesie in Frankreich, ob und in wie weit sie im vorigen Jahrhunderte geübt ward, ob man sich ihrer noch jetzt vielleicht zu komischen Gelegenheitsgedichten bedient, darüber sind wir außer Stande Aufschluss zu geben.

In Frankreich sehen wir also die makaronische Muse zumeist im sechszehnten Jahrhundert (vom zweiten Viertel desselben an), dann auch noch im siebzehnten im Dienste einzelner, auch begabter Dichter, aber mehr als Kind augenblicklicher komischer Laune, als zu höheren, weitgehenderen poetischen Absichten verwandt. Kein einziger Dichter, der sich nur einiger Maßen an Begabung mit jenem Folengo messen könnte, hat sein Streben, auch nur teilweise, aber mit Ernst ihr gewidmet.

Wir lassen die Beteiligung der Literaturen anderer Völker an dieser Kunstgattung, der Spanier und Portugiesen, ferner der Engländer und Holländer, für diesmal außer Acht und wenden uns sogleich zu den Deutschen.

Hier finden wir makaronische Verse erst im zweiten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts. Denn jene Haushaltungsregeln aus dem Anfange des funfzehnten

Sege korn Aegidii, haveren gerſten Benedicti u. s. w.

(vgl. W. Wackern. Gesch. des deutschen Hexameters S. 12 fgg.) und der fast eben so alte versifizierte Vocabular (ebend. S. 15 fg.) mit Versen wie

Pawus vel pabo phaw, cignus tibi ſwan eſt,
Niſus ein ſperber, accipiter habicht tibi ſignat u. dergl.

beides ist nicht makaronisch, denn die deutschen Worte sind ohne Veränderung den lateinischen angereiht, ohne durch Flexionen latinisiert zu sein. So nahe es auch solcher Sprachmi-

schung lag, diesen kleinen Schritt weiter zu gehen, er ist selbständig nicht gethan worden und erst der Impuls von außen hat ihn bewirkt. Aber woher? Von Frankreich? Wol eher direct von Italien, der Wiege des Humanismus, mit der Deutschland in ununterbrochenem geistigen Verkehre, in näherem als mit Frankreich stand. Nicht bloß die Werke der Humanisten verbreiteten sich ja rasch über Deutschland, auch einzelne der italiänischen Literatur fanden hier schnellen Eingang und Achtung: schon in den siebziger Jahren des funfzehnten Jahrhunderts übersetzte man den Boccaccio ins Deutsche, der seitdem unzählige Auflagen und Bearbeitungen erlebte. Obwol wir keine beweisende Stellen dafür beibringen können, müssen wir es fast für mehr als wahrscheinlich halten, dass der Name Folengos nicht nur, auch einige seiner Werke oder doch Stücke davon frühzeitig in Deutschland bekannt wurden, wenn wir beides betrachten, die Berühmtheit dieses Dichters in Italien und die Schonungslosigkeit seiner Satire, auch gegen die Geistlichkeit, die in diesem satirisch gestimmten, polemischen Zeitalter ganz besonders ansprechen musste.

Das älteste Stück makaronischer Poesie in Deutschland, das uns bekannt geworden, ist ein Pasquill aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre des 16. Jhdts. Es lautet:

Pasquillus
auf den protestierenden krieg seit 1546.

Heitz ein, Landgrafi! gieß an, Sachs! Schertle, beſchers wol!
Reibs auß, Carle pater! ſolvite, Reichſtettites!
Reichſtettites narri, quos ciphus et amphora duxit
Saxonica ins ſchweißbad, ferre quod hi nequeunt.
Gallia nunc vobis, Kuemaul, nunc Marcus et æger
Conſilii Danus, Anglia verba dedit.
Nec qui gotswortum veſtrum beſchirmere vellet,
Turcus erit, ho ho, perfida gſelliditas!
Spes erat in bauris auflaufos machere doctis,
Protulit ad ſpießos ruſtica turba fero.
Witz habuit Nürmberg, achslâ tragavit utrâque,
Ratſchlägiis veſtris ſensit ineſſe metum.
Eia agite in witzis ſervando Cæſari glauben,
Ne Senecæ badum wermere conveniat!

Aus einem Foliobande des frankfurtischen Stadtarchivs mitget. durch Fr. Böhmer in Haupts Zeitschrift 6, 538.

Einige Jahre später finden wir makaronische Stellen bei Hans Sachs und zwar in Poesien, die er in den Jahren 1552, 1554 und 1556 geschrieben hat.

Zuerst in einem Fasnachtspiele Der geſtolen bachen, das Hans Sachs nach seiner eigenen Angabe am 6. Dezember 1552 vollendet hat (Nürnberger Ausg. der Werke H. S. durch Leonhard Heusler 1589. 3 Buch 3 Teil fol. 40 fgg.). Einem geizigen Bauern wird von einem Nachbar aus Schabernack eine Speckseite gestolen. Der Bestolne wendet sich an den Pfarrer mit der Bitte, durch seine schwarze Kunst den Dieb zur Rückgabe zu zwingen. Der Pfarrer (der mit dem Diebe unter einer Decke steckt) entgegnet, das könne er zwar nicht, doch wolle er ihm wenigstens den Bachendieb anzeigen. Er lässt sich im voraus fünf Batzen geben und trifft seine Zurichtungen zum Zauber. Er nimmt drei Stückchen verzuckerten Ingwer (für sich, den Dieb und einen andern Nachbar) und noch ein viertes Stück, das auch von außen verzuckert ist, aber innen aus Aloe und Hundsdreck besteht: das soll dem Bestolnen zugeschanzt werden. Wer seinen Ingwer essen kann, der ist vom Verdachte frei; wer ihn aber nicht hinunterbringt, ist der Dieb. Der Pfarrer spricht nun die Beschwörungsformel:

Nun hört mir zu den ſtarken ſegen!
In narribus phantaſtibus
Nequaquam et in diebibus,
Hanges in galgare fane
Rabique nagare pame.

Nun ſezt euch all zuſamen nider!
Da nembt nach einander ein ieder
Ein ingwer zehn, ir liebe kint!
Welcher ſein keuet und verſchlint,
Der iſt unſchuldig an dem bachen:
Welcher aber in ſein rachen
Den grün ingwer nit bringen kan,
Derſelb den diebſtal hat gethan.
Nun diſe kunſt frei zu probiern,
Wil ich zum erſten mich purgiern.

Er nimmt sogleich seinen Ingwer und verspeist ihn ohne den Mund zu verziehen, ebenso die beiden Nachbarn nach einander. Unerschrocken und im Gefühle seiner Unschuld greift

der Kläger auch zum seinigen und steckt ihn in den Muud, muss aber sogleich alles ausspeien und schreit:

Er hat mir smaul ſo gar verbittert:
Mein ganzer leib bidmet und zittert
Und thut mir swaßr zun augn außtreiben.
Solt ich ein dieb mein lebtag bleiben,
So wils nit nein, es muß als wek:
Es ſchmecket gleich wie ein hundsdreck.
Es wil mir gleich zum herzen ſtechen:
Hab ſorg, ich muß mich kotzn und brechen.

Da stellen sich die Nachbarn empört über seine ruchlose Anklage, fallen über ihn her und drohen, seiner Frau zu sagen, er habe die Speckseite selber ausgetragen und sie der Strigel Christe gegeben. Er bittet, nur das nicht zu thun und ihm keine böse Ehe zu machen. Da verlangt der Pfarrer als Buße einen Gulden zum gemeinsamen Vertrinken und zwanzig Bratwürste. Der Bestolne verspricht lieber zwei Gulden zu geben: nur solle man ihm die Würste erlassen, die er vor seiner Frau nicht anrühren dürfe. Der Pfarrer beschließt:

Alſo muß man ſchuchen die affen
Und die filzingen geizhels ſtrafen,
Die wimmer muß man mit keiln klieben:
Ir lebtag ſi ſunſt wimmer bliben.
Die ſchanz iſt uns nur wol geraten.
Nun kompt! ſo wöl wir ſiedn und braten
Und von dem kargen pauren zechen.
Weſt ers, im möcht ſein herz zerbrechen.
Nun wöl wir trinken guten wein
Und mit einander frölich ſein
Im pfarrhof biß es heint wil tagen,
Den Herman laßn an knochen nagen,
Weil er ſeins guts ſelb nit geneußt
Und es vergrebet und beſchleußt.
So hat er uns das gelt eingraben.
Ein sparer muß ein zerer haben.

Daß der geltſack zu groß nit wachs
Bei kargen leuten, wünſcht Hans Sachs.

In dem Fasnachtspiele Die wünderlichen mänder und unheuslichen weiber geſchlacht und heuslich zu machen (Nürnb. Ausg. 1589. 4 Buch 3. Teil fol. 31 v. fgg.), das am 24. April 1554 geschrieben ist, tritt eine junge Frau

ein altes Weib (eine Unhulde, die von Wahrsagerei und Zauberei aller Art lebt) mit der Bitte an, durch ihre Kunst ihren wunderlichen groben Mann geschlacht und sanftmütig zu machen. Die Alte fragt nach den Gewohnheiten des Mannes und es stellt sich bald heraus, dass es ein ganz solider ordentlicher Mensch ist und dass daher die Schuld der Unverträglichkeit auf die Frau fallen muss. Sie gibt ihr daher den Rat, bei einer Göttin selber Hilfe zu erfragen:

Ir müßt hin auf die wegſcheid gehn
Da der groß holzöpfelbaum ſteht
Morgen frü e die ſonn aufgeht.
Nembt mit euch drei neu thaler fein
Und drei klein rote beutelein!
Werft den erſten gen occident
Und den andern gen orient
Und den dritten gen mitternacht!
Zu iedem wurf ſprecht mit andacht
Diſen heiligen krefting ſegen
Und neiget euch darzu allwegen:

Trutz eigenſinn und klaffibus,
Widerpellen und muffibus
Venit brügel und fauſtibus
Sub capite et lendibus.

Auf den ſegen ſo ſprecht hernach
Mit lauter ſtimm in teutſcher ſprach:
Göttin Alrann, ich ruf dich an:
Hilf tugendhaft machen mein man!

Beim dritten Male werde die Göttin Antwort geben: die solle ſie wol merken und darnach thun, zum Opfer aber die Thaler liegen lassen. Am andern Morgen steckt sich die Alte in jenen Holzapfelbaum, um die Rolle der Göttin zu übernehmen. Die Frau kommt auch wirklich bald, wirft den ersten Thaler gegen Orient und spricht:

Trutz eigenſinn und klaffibus,
Widerpellen und muffibus
Venit brügel und fauſtibus
Sub capite et lendibus.

Darauf sagt sie auch die deutschen Worte und thut solch Werfen und Segnen zum andern und zum dritten Male, — da schreit die alte Unhuld aus dem Baume:

Weib, merk mit fleiß drei ſtück mit nam!
Erſtlich ſei deinem man ghorſam!
Zum andern, ſchickt dein man dich auß,
So kom bald widerumb zu haus!
Zum dritten ſchweig, wenn zörnt dein mon!
So kombſt ungeſchlagen darvon.

Stillschweigend entfernt sich da die junge Frau, geht heim und gelobt ihrem Manne Besserung und die drei Ratschläge treulich zu halten.

Noch ein anderes Fasnachtspiel ist für uns ausgibig, Der los man mit dem munketen weib (ebendas. fol. 35 v. fgg.), dem Hans Sachs als Geburtstag den 24. Mai 1554 beigesetzt hat. Ein munket (d. i. eigensinnig, trotzig) Weib hat einen losen, lüderlichen Mann, der mehr in den Wirtshäusern als in der Werkstatt sitzt, das Geld verthut und sich um seine Familie nicht kümmert. Auch jetzt geht er wieder zum Zechen: vergebens erinnert ihn sein Weib an die Kinder, die barfuß laufen, an den Hauszins, der fällig ist. Während das Weib traurig dasitzt, kommt ihre Mutter, hört die Klage der Tochter an und ermahnt sie, durch Sanftmut ihren Mann zu bessern und an Häuslichkeit zu gewöhnen, ihr launisches, muckiges, trotziges Wesen abzulegen und so das Unglück abzuwehren. Zu Nacht kommt der Mann voll heim und bringt noch einen Zechgesellen mit, den Schlaftrunk mit ihm zu trinken. Die Frau sieht sie und nimmt sich vor, zum Ärger nicht ein einziges Wort zu sprechen. Ihr Mann und sein Zechgesell bieten ihr guten Abend, der Mann heißt sie ein Maß Wein holen, einen Rettig, — sie schweigt; er fragt nach ihrem Befinden, — keine Antwort. Da meinte der Zechgesell, sie schiene die Munksucht zu haben.

Der man
Ei rat, wie helf wir ir denn ab?
Der zechgeſell
Meinr muttr iſt oft die ſprach verlegen:
So het mein vatr ein krefting ſegen,
Den ſprach denn über ſie mein mum
Und das ſchwarz kirſchenwaßer num
Und beſtrich ir bruſt, rück und lend,
Hals, beide ſchultern füß und hend.
Zu hand kam ir die ſprach denn wider:
Das hats allmal geholfen ſider.

Der man
Wo ſol ich hin? es iſt zu ſpat:
Die apotek man zugſperrt hat.
Wie ſol ich widerbringn ir ſprach?

Der zechgeſell
Hinder deim haus da ſteht gar nach
Ein ſchwarzer hoher kirſchenbaum:
Zu dem lauf hin und dich nit ſaum
Und hau ein brügel dir darvon,
Weil du nit kirſchenwaßr magſt hon.
Weil die kirſchen auß diſes ſaft
Zeucht auß dem holz ſo große kraft,
Glaub ich, das holz die kraft auch han.

Der man
Was müſt ich aber darmit than?

Der zechgeſell
Wenn du dein weib darmit thetſt ſalben
Umb die ſchulter wol allenthalben,
So glaub ich warhaftiglich ie,
So bald würd wider reden ſie.

Sie gehen hinaus, den Kirschenprügel zu holen; das Weib aber nimmt sich vor, weiter auf ihrem Schweigen zu verharren. Bald tritt der Mann mit seinem Gesellen wieder ein, hat einen Prügel in der Hand und spricht:

Mein weib, dir iſt dein ſprach verlegen.
Ich wil dir ſprechn ein krefting ſegen,
Darvon dein ſprach komb widerumb,
Daß du nit allzeit bleibſt ein ſtumb.

Mala beſtia in ſpelunkis,
Habes kümaul que et munkis,
Bengelque ſub ſchulter et lendes
Facit dein rüſſel hie loquentes.

Dabei schlägt er sie mit dem Stecken drei Mal über die Lende. Auf der Stelle gewinnt sie die Sprache und läßt ihren Schimpfreden freien Lauf. Als der Mann weiter auf sie einschlagen will, geht sie zornig ab. Zuletzt tritt die Schwiegermutter auf, redet zur Güte und Versöhnung und ladet die Eheleute zu Gaste.

Endlich müssen wir eines Schwankes Erwähnung thun Das unhulden bannen, der am 10. Januar 1556 gedichtet ist (Ausg. von 1590. Nürnbg. 2 Buch 4 Teil fol. 48 v. fg.).

Ein abergläubischer schwäbischer Bauer schrieb alles Unglück, das ihm widerfuhr, wenn ihm ein Pferd oder eine Kuh krank wurde, den Truten zu. Er wollte sich deshalb an ihnen rächen und wünschte sie kennen zu lernen. Einst kommt ein fahrender Schüler zu ihm; der verspricht ihm seinen Wunsch zu stillen und lehrt, wie er es anfangen müsse.

Er ſprach 'ſo nimb zu dir zwen man
und geh mit in nauß für den walt
da im feld ſteht ein eichen alt
gleich bei der dreifachen wegſcheid.
da ſolt du haben und ſie beid
iedes in der hand ein bloß ſchwert.
und machet ein kreiß an der erd
etwan auf dreißig klafter weit
umb diſe eichen groß und breit.
nach dem ſo ſchürt ein großes feur
in dem kreiß zu der abenteur
und lauft darum drei mal ringwerts
und werft ins feuer ein kalbs herz,
das neulich haſt geſtochen du.
ſprich diſen ſegen auch darzu:
    venite, ir unhuldibus!
    bringt pengel her uns ſtultibus,
    die ſemper mit uns ſpentibus
    ſub capite et lendibus!
ſchau wenn ir das habt drei mal gſprochen,
ſo kommen auß dem wald mit pochen
die unhuldn umb den kreiß rumb rennen,
daß ir ſie mögt perſönlich kennen.
denn ſprecht den ſegen widerumb,
daß kein ungwitter übr euch kumb.
doch wo ir felet an dem ort
an dem ſegen ein einigs wort,
ſo wirt der teufel unverholn
zu euch werfen feurige koln
und die unhulden wern on ſcheuch
ein ungwitter machn über euch
und euch vor ängſten machen heiß.
doch bleibet all drei in dem kreiß!
wo ſich einer darauß wirt geben,
ſo wirt es koſten im ſein leben.'

Froh versprach der Bauer um Mitternacht mit zweien andern zu kommen. Der fahrende Schüler aber gieng des Abends in die Rockenstube, gewann neun rüstige Bursche, hieß sie Frauen-

kleider anlegen wie alte Unhulden, gehörige Prügel mitnehmen und machte sich hinaus mit ihnen in den Wald. Sie versteckten sich da und der Schüler kletterte auf die benannte Eiche. Um Mitternacht erschien der Bauer mit zweien Nachbarn und that Alles wie ihm geheißen. Als die Bursche das Feuer sahen, kamen sie aus ihrem Verstecke und tanzten mit Gabeln, Besen und Schaufeln in ungestümem Geschrei herum. Die Bauern erschraken und vergaßen ihren Segen. Da warf der Schüler vom Baume herab Kohlen unter sie, — da meinten sie gar, das habe der Teufel selber gethan und werde sie alle holen. Die Truten rückten immer näher ihnen auf den Leib, warfen sie mit den Prügeln und trafen sie an Kopf und Lenden, dass sie sich wie Töpfe umdrehten, — und doch wagte sich keiner aus dem Kreiße heraus. Als die Unhulden ihre Prügel verworfen, liefen sie wieder in den Wald. Da athmeten die Bauern endlich auf, traten aus dem Kreiße und schlichen hinkend und voll Beulen nach Hause. Der Schüler erhielt den bedungenen Lohn und zog am andern Morgen weiter. Die Bursche aber plauderten das Abenteuer aus und so mussten die drei zum Schaden noch die Schande haben.

Diese makaronischen Brocken (denn mehr ist es nicht) bei Hans Sachs haben sonst weiter keine Bedeutung, als dass sie die Bekanntschaft des Dichters mit dieser Gattung des komischan Stiles verraten. Er verwendet sie nur zu Segen und Zaubersprüchen und trägt noch ein parodisches Moment mehr hinein durch absichtliche Entstellung der latinisierenden Flexionen ('ir unhuldibus' für 'ir unhuldæ') zum Zwecke der Verspottung jener Segen, die betrügerische Ignoranz Abergläubischen als wirkliche Zaubersprüche aufband.

Einzelne makaronische und zahlreicher noch makaronisierende Stellen finden sich dann bei Johann Fischart. Dieser fabelhaft belesene Schriftsteller kannte auch den Folengo, wie aus einer Stelle im ersten Capitel der Geschichtsklitterung (die erste Ausgabe davon erschien 1575) hervorgeht:

> 'ſchreibet doch Merlin Cocai in seinen Nuttelverſen: plus Roma parit quam Francia Gallos, nemlich in illo tempore da man bald hernach die Sicilianisch Vesper hat gespielet.'

Mit Nuttelverſe, d. i. Nudelverſe, übersetzt er richtig: Versus maccaronici, die von den Maccaroni, den be-

kannten italiänischen Nudeln, ihren Namen haben. Ein makaronischer Pentannter findet sich im 8. Capitel, der Trunkenen Litanei (Ausg. v. 1608 L 5 v.):*)

'Ich hab auch des Krauts Raufch wider Raufch. Laß mich machen, ich hab Haar im A . . . Hui hui dem Ofen zu, zur Stub hinaus! Hie liegt er im Treck in aller Säu Namen. En jacet in Treckis, qui modo palger erat: wie ein gefchlachtes Bürslein.'

Ferner makaronische Stellen in Prosa im 22. Capitel, von der schönen Glockenoration (dem 19. bei Rabelais, das wir oben erwähnten), so S 7 r. Ausg. v. 1608:

'Herr Domine, wann ihr bei mir zu Nacht eßen wollt in camera, bei dem Sackerr auf Krifam, charitatis nos faciemus bonum Cherubin et Gefchirrium. Ego occidi unum porcum, ego habet bonum vino et tria oves. Aber von gutem Wein kan man nit reden bös Latein. Et ego folvam Zecham. Videto wolan de parte Dei, bei Gott umb Gottes Willen date nobis Glockas noftras, noftra Tiatina, Tiatina. — — S 7 v: Vultis etiam Pardonos et Ablaß? Per Diem apud Deum vos habebitis et nihil payabitis noch zaletis. O Herr Domine, glockedonaminor nobis! — — S 8 r: Ich wils euch ftattlich bewären, daß irs uns geben folt. Ego fic argumentor, Jungherr, refpondens: Omnis glocka glockabilis in glockerio glockando glockans glockative glockare facit glockabiliter glockantes. Parifius habet glockas, ergo glüch. Ha ha ha! das heißt narriert! das heißt parliert!'

Und weitere Verse im 24. Capitel 'Von des Stroßengurgels beftem ftudieren' Ausg. von 1608 T 7 r:

'Hei wie fauber Klüppelvers für die Jugend:
Nicht hindere Brunzen, nicht nötige heftiglich Arfum!

---

*) Makaronisierende Stellen: L. VI v. Nun ift bibendum, nun pede libero zu träppelen tellus und zu läppelen häl us; wie man fchreibt in tabernaculis rufticorum, im Lande zu Sachfen, ubique in altiquo mure mit weißen Kolen: Sauf dich voll und leg dich nider! Steh früh auf und füll dich wider! So vertreibt ein Füll die ander, — fchreibt der fromme Priefter Arslexander. M III v. Ja ja Tityre du Platzars, reck den Schwanz fub tegmine, Kühfchwanz! Ille ego qui quondam, Kannen vinumque cano. u. f. w.

Mit efelen farcis ftreite, fic non eges arzis!
Vier ding auß winden veniunt, fo ventre verfchwinden.
Vinum faure klinglitum farit in aure.
Rüben helfen ftomachum, wißen zu fördern wintum,
förderen urinam, fchädigen auch zano ruinam.' u. f. w.

Diese Beispiele aus Fifchart mögen genügen, um seine Bekanntschaft mit dem makaronischen Stile zu bezeugen und die Art, wie er ihn handhabte. Er wendet ihn nur stellenweise an, allerdings in komischer Absicht, aber ohne höhere und weitere Intention.

Der Zeit nach folgt nun das erste wirkliche makaronische deutsche Gedicht, das im Jahre 1593 zuerst gedruckt erschien und von Niederdeutschland im niederdeutschen Idiome ausgieng. Wir lassen es hier aber einstweilen bei Seite liegen und erwähnen es erst später, da wir eine hundert Jahr spätere hochdeutsche Bearbeitung mitteilen werden.

Im Jahre 1627 erschien ein Gedicht folgendes Titels:

DELINEATIO
Summorum Capitum
L U S T I D U D I-
NIS STUDEN-
TICAE
in
nonnullis Academijs ufitatæ.
Epigr.
Catoni Cenforio.
Hoc Studioforum convivia carmen adumbrat,
Nec tam quid deceat, fed foleat fieri.
V. V. V.
Anno M. DC. XXVII.

Es ist auch in die Facetiæ facetiarum, Pattopoli 1657 S. 7 fgg. aufgenommen und neuerdings bei Genthe a. a. O. S. 323 gedruckt. Der Titel besagt schon seinen Inhalt. Es beginnt:

Ha viva fratres, viva! precor effe coraffi,
nam vos ex animo lætor adeffe meo.
Efte coraffi hodie, mihi miffa pecunia præfens
triftitiamque tulit, lætitiamque dedit.
Et fi non effet mihi miffa pecunia, quid tum
poffem hodie nihilo lætior effe minus?

Craſtina non lux eſt mihi curæ, dummodo Sluckopf
in bona cum Biero dat mihi vina fidem.
Ha falala falala! Spelmanni, brummite in unum
et muſicæ ſpecimen promite dulciſonæ!
Vos famuli Kannis Bacchum demergite tiefis
et date Rhenano pocula plena mero!
In Glaſis etiam longis cereviſia ſpumet,
ſervet et alternas potio juſta vices. u. ſ. w.

Dieses Gedicht ist übrigens nur stellenweis makaronisch, meist lateinisch und hie und da makaronisierend.

Wir wenden uns nun zu jenem bereits erwähnten ersten, dem bekanntesten und (wenn man so sagen darf) berühmtesten deutschen makaronischen Gedichte, das einen eben nicht zu delikaten Stoff mit meist gutem, wenn auch derbem und mitunter niedrigem Witze behandelt, der Floia. Sie ist von einem ungenannten Niederdeutschen in Hamburg (wie der Schluss besagt) geschrieben worden. Die älteste bekannte Ausgabe ist vom Jahre 1593. Lessing (Collectaneen zur Literatur 2, 102) gibt den vollständigen Titel so an: Floia, cortum verſicale, de flois, ſchwartibus illis deiriculis, quæ omnes fere Minſchos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et ſpitzibus ſuis ſchnaflis ſteckere et bitere ſolent, autore Gripholdo Knickknackio ex Floilandia. In Quart. Er führt ferner noch eine andere Ausgabe von 1614 an mit (wie er meint) einer hübschen Vignette, wo sich eine ganze Familie bis auf den Hund flöht. Es gibt außerdem noch eine ganze Reihe von Ausgaben; auch ist das Gedicht in verschiedene Sammlungen komischer Stücke aufgenommen worden, so in die Nugæ venales, den Theſaurus ridendi et jocandi, die Facetiæ facetiarum. Noch in neuerer Zeit wieder hat man seine Herausgabe nicht verschmäht und ein bedeutender Name hat sich mit ihm verbunden, Aeander d. i. Karl Immermann (Münster 1822, 8°. mit einer Epiſtola laudatoria). Zuletzt ist es gedruckt in Genthes Gesch. der macaron. Poesie S. 333 fgg. Gleichwol können wir uns nicht entschlagen, es hier mitzuteilen und zwar nach einer, wie es scheint, bis jetzt noch ganz unbekannten Version, einer Übertragung ins Hochdeutsche, die stellenweise sich zu selbständiger Behandlung

herbeilässt. Unser alter Druck ist vom Jahre 1689, 4 Blätter in 4, und sein vollständiger Titel lautet:

FLOCHIA
ſeu
GEDICHTUM VERSICALE
DE FLOCHIS,
Schwartzis illis Thiericulis, qui omnes fere
Menſchos, Mannos, Weibras, Jungfras, Kindros, etc.
behupfere, ſpitzibus ſuis Schnablis
ſtechere et beiſſere ſolent.
AUCTORE
Greisholdo knickknackio Flochlando.
[Holzſchnitt-Seitenverzierungen, in der Mitte
ein Kranz, worin ſteht: Der kurtzweilige Floch.]
ANNO 1689.

Wir geben einen gereinigten Text und teilen am Schlusse die den alten Druck entstellenden Fehler für Liebhaber solcher Curiosen mit.

Gedichtum versicale
de Flochis.

Angla Flochosque canam qui wachsunt pulvere ſchwarzo
E Waßroque ſimul fließente et Schweißide warmo,
Multipedes Thieri qui poſſunt hupfere longe
Non aliter quam ſi Flüglos natura dedisset, —
5 Illis ſunt equidem, ſunt (inquam) corpora kleina,
Sed mille erregunt Menſchis Martrasque Plagasque,
Cum ſteckunt Schnablum in Leibum Blutumque rubentem
Exſaugunt: homines ſic vexierere poſſunt, —
Et quæ tandem illis pro tantâ Lonia reſtent
10 Vexeritate et quem nemant per vulnera Todum.

Sunt variæ Martræ quibus ob ſua Sünda ſuamque
Ob Mutwillitiam Menſchos abſtrafit acerbe
Ille deus, cœlum et Sternos qui fecit et Erdam.
Hunc ſtichit Schlangus, laufit Dollhundus in illum,
15 Beißit et in Leibum ut cogatur reddere Geiſtum.
Aſt alium Wolfus frißit Bärusve zureißit.
Hic habet innumeros Läuſos et tempore nullo
Freudam habet: hi lauſunt per Kleidros et male beißunt.

Aſt reliquos inter Thieros non bœſior ulla eſt
20 Nec magis infeſtat Menſchos illisque moleſtas
Erregit Martras quam peſſima turba Flochorum.
Non illis ſatis eſt finſtri ſub tempore Nachti
Stechere et e ſanfto Mägdas aufweckere Schlafo,
Sed quoque ſub Tago durchkriechunt undique Kleidros,
25 Nunc huc nunc illuc ſpringentes, ſpitzibus ægre
Beißentes Schnablis, ſic ut de corpore Blutus
Sæpe fluat Fleckique rubri cernantur in Hauto.
Glaubite (quæſo) mihi! mihi glaubite (quæſo), ſodales!
Sæpius expertus redo hoc. Cum Wolkibus altis
30 Sterni deleuchtunt et ſcheinit ab Himmlide Mondus
Et ſuadent Schlafo ſe tradere tempora finſtra,
Solum verhindrunt tardum ſchwarza agmina Schlafum.
Nunc eſt Luſtus iis per weichum ſpringere Beddum,
Nunc vero auffteigunt Beinos, Beinisque relictis
35 In medio ſitzunt Baucho prope Nablia runda,
Nunc quoque per Bartum kriechunt: dant vulnera Menſchis,
Vulnera quæ ſchmerzunt, Augos Naſosque geheiunt.
Deinde juvat rurſus warmo ſe tradere Beddo
Et Schultros Armosque Handosque inviſere; quin et
40 Sæpe infra wandrunt corpus, Ruckumque beſuchunt
Et rundos Lendos, treibentes undique luſtrum.
Non ſecus atque ſolet dicko Mörderus in Holzo
Wandere, non tantum ut longum vertreibere tempus
Detur, at ſchlagat, verwundat, denique tœdat,
45 Si qui begegnunt Leuti qui Beutila Geldo
Plena gerunt Kleidrosque bonos in corpore tragunt:
Sic quoque nigrorum damnanda caterva Flochorum
In Beddo late ſchleichit Kleidrosque beſuchit
Non propter longum, quoniam ſed quærit in ipſis
50 Gliederibus Blutum, ſchönum quoque merkitat Hautum.
Protinus ut findit, veluti Mörderus adhupfit,
Ausſteckit Schnablum, ſub quo ſcharpfiſſima ſemper
Angla latent, zartum quæ tiefe ſteckit in Hautum.
Ausſaugit Blutum neſcitque aufhörere, donec
55 Se ſüßo füllat Safto plenusque recedat.
Nec ſaugit tantum, verwundit et undique Leibum,
Ut Schlangus ſtichit, furioſus beißit ut Hundus
Et poſt ſe multos Fleckos Mahlosque relinquit

Rotigenos. Schlafens hæc quando fühlit, in andrum
60 Se wirfit Seitum misere, wegstoßit et Handis
Deckbeddum, scharrit Näglis Schadumque befühlit.
Sed quando Martram Gliedo vertreibßit ab uno,
Mox Flochus ex Stundo weghupfit et alta behendus
Vulnera dat; si nec Stetto quoque tutus in illo est,
65 Rursum alio springit proque uno vulnere stichit
Plurima, ut ille, semel Schlafo qui aufwachuit alto,
Non iterum possit müdos zuschließere ocellos:
Se walkit misere, ruckit fluchitque rufitque
Insequiturque Flochos fühlitque in corpore, verum
70 Greifere cum tentat, Blutum sibi greifit in Hautum.
Sæpe igitur totos sine Schlafo ducere Nachtos
Cogitur et multas leidit Martrasque Plagasque.

Nec saltem hæc fiunt, Beddo cum ligimus alto,
Sed quoque cum lesimus, cum schreibimus, eßimus, imo
75 Betere cum volumus, male plagitur undique corpus.
Præcipue Beinos intra zartisque sub Armis,
Summis in Kragiis, hìc hìc sunt regna Flochorum.
Hìc grüblunt, stechunt, beißunt, kizluntque subinde, ut
Sæpe pati nequeas et scharras Näglibus Hautum.
80 Et (quod verwundrunt omnes) non ullus in Erdâ
Lebet Thiericulus, non ullus in aere schwebit
Qui tam magnanimus, tam sit quoque künus ut unus
Exiguusque Flochus: non förchtitat ille potentes
Kerlos, non Pabsti Kronâ verschrickit ab ipsâ:
85 Buchum perkriechit sanctum laufitque behende,
Donec berührat bloßum cum Schnablide Leibum.
Cogitur hinc Pabstus Buchum Kreuzumque sacratum
Werfere de manibus Thierumque fugare bidentem.
Non förchtit Keisros, nec reges, nec patriarchas
90 Cardineosque patres, Hutos qui margine breito
Tragunt in Kopfis. Verum nihil achtit hic Hutos
Nec Stabos Goldo decoratos: stichit in Hautum,
Hutus ut Kopfis et fallat Stabus ab Handis.
Nec Flochus, an doctor sis, quærit, sive magister:
95 Ipse vel ad Backum vel se cito setzit ad Halsum
Atque anglum scharpfum per dünnum druckitat Hautum,
Ut Fedrus exfallat dextrâ lævâque Papyrus.

Ipſe ego, dum ſchreibo hæc, poſſum non cernere Freudam.
Nunc Hoſos aufmacho, Flochos celer undique ſuchens,
100 Nunc Hoſenbendros auflöſo et Nadia circum
Gucko et non findo. Mox quando rurſus ad ipſos
Me ſetzo Büchros, proh! quam tum plagere demum
Incipiunt! ſæpe aufſpringo propterque dolores
In Stubâ circumdanzo fluchoque: ſed illi
105 (O böſes Thieros!) nihil hæc Scheltwortia curant.
Sed quia leidendum eſt aliquid, leido illa: ſed absque
Murmure non leido nec eos wegſpringere laßo.
Cum kriego, Meßrum nimo wegſchneidoque Kopfum.

Anne Flocho quisquam eſt in toto audacior orbe?
110 Non laufit, quando Tröſcheri Fleglide Kornum
Ausſchlagunt: martrit ut vix arbeitere poſſint.
O kleinum Thierum! tu non armenſia ſpernis
Agmina, Schweinherdos, Schäfros Wechtrosque nec Hirtos;
Betlerosque armos, miſere qui in ſtramine ſchreiunt,
115 Viſere non dubitas, Schelmos Diebosque beſuchis:
Tu neque Strohſackos, Heubienos tu neque ſpernis.
O te felicem, Floche! ſi Vorteilia noſſes
Et tantum in rauchis Belzis dickisque woneres
Kleidris et warmis Hoſis, ſic tutior eſſes,
120 Quam ſi Betleris miſeris miſer usque anhängis.
Ad Weibras cum nunc venio Jungfrasque behendas,
Quædam berühram, quando non omnia poſſum.
Turba Flochorum hominum generi non feindior ulli eſt
Quam Weibris. Weibræ ſtreitunt noctesque diesque
125 Schwarzis cum Thieris et dira in Kriegia tendunt
Adverſus Flochios hoſtes multosque trucidant.
Aſt alias aliæ vincunt Schelmſtuckibus argis,
Et plus hæ poſſunt quam ſolum freßere Brotum.
Nam quando ex Doro laufunt ſub tempore Faſti
130 Atque coaxantes Froſchos e Lachibus hörunt
Non prius auditos, tunc kreuzere, ſegnere ſeſe
Incipiunt ſchwarzosque Flochos beſchwörere Wortis,
Ut cito laufere, ſpringere, kriechere turba nigella
Cogantur Beddis Stubis, Kamrisque Salisque,
135 Qui tantum Wortis vinci potuere. Sed illa
Dum fiunt, Teuflis fugiunt helfentibus omnes

Ex Haufo pulices. Sunt deinde e jungfride turbâ
Quæ bittrum kochunt Trankum de flore lupini
Perque omnes Kammræ Winklos non fpargere ceffant,
140 Donec mane Flochus pereat qui liegit in Erdâ.
At reliquæ laufunt per agros fuchuntque virentem
Herbam quæ pulicum cepit pulicaria nomen:
Nam quando Sonnus nondum de Wolkibus altis
Scheinit, per Kammras fpargunt. Tunc nigra caterva
145 Infitzit grüno folio atque exfaugit acerbum
Saftum, ut non valeat rurfus verlaßere Blattum.
Tunc nemens Befmum virgo wegfegit et herbam
Atque Flochum fimul auskehrit Dreckoque bedeckit.

Quid memorem? Cordus doctiffimus ille poeta
150 Nos exorcifare docet nigra agmina verfu,
Hæc etenim fchreibit fepteno carmina libro:

Ne te nocturni pulices culicesque fatigent,
Hunc exorcifmum, candide lector, habe.
Manfula corrito bugiosma tarantula calpe
155 Thymmula dinari galba caduna trepunt.
Hos novies lectum fcanfurus concine verfus
Tresqe meri calices ebibe quaque vice.

Quis dubitet verum nobis ceciniffe poetam?
O vos felices Weibras, fi talia vobis
160 Nota effent cunctis! Non vel Flochus unus in Haufo
Bleiberet: Wortis aut Tranko aut frutice bittro
Schwarzos Thiericulos Stundo caperetis in uno.

Sed quid de Reichis dicam? fplendente potentes
Auro fæpe Flochum vidi fibi nehrere großum
165 Et ceu captivum gelbenfi einfchließere Goldo,
Ut tandem aufgebat tenebrofo in carcere Geiftum.

Quid vero Weibræ, quæ non didicere volantes
Arte Flochos Kleidris warmisque austreibere Beddis?
Hæ fæpe erregunt cum Thieris Kriegia großa:
170 Nunc Kragium auflöfunt, nunc fuchunt Düttita circum,
Nunc greifunt retro et weifunt fua Ruckia bloßà
Ut fangent fchlagantque Flochos. Nunc fcharrere Lendos
Incipiunt, Handos fteckunt fub Beina, fub Achflas.

Quid ſagam? Miris pulices quæruntur in Ortis.
175 Vidi illas Rockumque aufdeckere et undique Strimpfos
Nunc hìc nunc illic beſuchere, ſtreichere Fußos:
Namque ſciunt Weibræ quod Strimpfos gerne bewonant.
Et quando Wollam ſemel inſprinxere, weg ire
Non facile poſſunt. Ergo quam magna Flochorum
180 Agmina fanguntur per wulleos undique Strimpfos,
Flochere cum incipiunt Weibræ! Tunc bella videres:
Tunc angſtum magnum treibit captiva Flochorum
Turba atque arbeitit toto cum corpore, Schnäblum
Ausſtreckit, Beinos ad ſaltus ſetzit: at hangit
185 In Wollâ miſere. Tunc fangunt undique Weibræ
Nigrantes Schelmos et tollunt Bankio in harto
Delleroque. Hìc hìc mördunt, Handisque tremendis
Vertilgunt, ſetzunt Näglos in corpora ſchwarza
Et Knickknack ſpielunt, ut circum Blutus in Erdâ
190 Fließat, nec prius aufhörunt, niſi tota caterva
Tradita ſit Todo. Tunc ligunt agmina tanta,
Vitam qui laßuere ſuam, ut wegraffere poſſis
Fingris: ſed Beſmis auskehrunt ſæpeque füllunt
Ingentem Meßum Schauflumve et flumine mergunt.
195 Unde ſolent reliqui ſchwarzos antragere Kleidros,
Alter ut alterius poſſint beweinere Todum.

Quid memorem Jungfras Mägdasque? Schonuntne nigellis
Thiericulis? ſchenkunt vitam? Non ſchenkere fas eſt
Ajunt: nam quando debent hæ ſpinnere, quando
200 Ad Stubas kommunt, ſcharpfis ut nägere Nadlis
Poſſint, nulla illis Freuda eſt: niger inſidet Hauto,
Hauto molliculo Flochus et ſe ſanguine Magdæ
Füllit, repletus per Kleidros ſpringit et hupfit
Vexieritque adeo ut Jungfræ ſæpe absque pudore
205 Aufdeckant ſeſe et Beinos Bauchumque beguckant
Et kratzant, donec paulum Wehtagia cedant.
Sæpe etiam Kragia aufmachunt et Düttita runda
Defendunt ſcheichuntque Flochos, ne Maulide lædant
Et Blutum ausſaugant. Fieri ſi denique poſſet,
210 Tam böſos pulices omnes ad tartara nigra
Projicerent. Vidi quasdam qui Morgene früho,
Si quando vaccas Herdo nachtreibere vellent,

Solo Hembdo indutæ poterant non cernere Freudam:
Nunc Hando in Ruckum greifebant, nunc ſua Naglis
215 Düttita ſcharrebant, nunc Lenda, Beina Knigosque
Nec ſcio quid reliquum, cernentes ſcheliter ad rem.

Hæc ideo vobis, o Brüdri, ſchicko fideles,
Sæpe ut denkatis gutum et liebatis amicum.
Et quoties beißunt vos ſchwarzi Schnablide Thieri,
220 Et quoties Handis veſtris ingreifitis Hoſos,
Fangere nempe Flochos, tales effundite Wortos:
'Jam Flòchus, Hamburgâ quem ſchickuit urbe politus
Altus Bekanntus, bloßum me ſtichit in Hautum,
Scilicet ut denkamque ſui denkamque jocorum
225 Boſſorumque ſimul: denkam ergo. Cedito rurſus,
Parve Floche, et noſtrum miſere quoque plage bekanntum
Freundum, ut ſit memor et nullis vergeßat in annis
Noſtri! Sic durat Freundſchaftia.' Nun hat es ein End.

Der alte Druck gibt Zeile 7 ſtekunt. 8 Exſugunt. 10 nemmant. 11 martiæ. 12 O für Ob. 17 Hinc habet. 18 bieſſunt 23 ſclafo. 30 deleuchtung. 31 ſchlavo. 32 ſchwatza. 37 ſchmirtzunt. 41 Et tundos. 44 verwunda. tædat. 47 Si quoque. 51 mœderus adhupſſit. 53 lutent. 55 ſüeſſo. 56 Ne ſugit. 60 ſeiterum. 65 quoque uno vulnere ſteckit. 69 ſulitque. 77 hic einmal. 91 a. h. nutos. 100 nodia. 107 laſo. 108 mœſtum nimmo. 110 tröſcheri fielide korum. 111 martrunt. 113 ſchweinhardos. 115 diebusque. 118 dictisque. 120 miſer ipſius anh. 122 berübram. 143 liggit. 147 nemmens. 147 wegfregit. 154 corrido budigoſma tarandula. 160 Flochu. 163 Splendeete. 164 nehere. 172 floccos; n. ſcharrer elendos. 191 tunc leſunt a. 197 memerem. 203 Fühlit. 215 Düttia.

Die vorstehende hochdeutsche Bearbeitung der Flochia wird wol schwerlich viel älter sein als der Druck: sie bezeugt aber die andauernde Beliebtheit des Gedichtes, das, nachdem es ein ganzes Jahrhundert umgegangen war, noch dieser Veränderung wert gehalten ward.

Wir gehen zu zwei anderen bisher unbekannten makaronischen Gedichten über, Erzeugnissen studentischer Muse, die ihren Stoff aus dem Universitätstreiben genommen haben. Sie werden in dieselbe Zeit, wie die vorige Bearbeitung, ins Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehören.

Das erste findet sich in einem alten Drucke vom Jahre 1689, 2 Blätter in 4. Die Titelseite gibt:

CERTAMEN
S T U D I O S O R U M
cum
VIGILIBUS NOCTURNIS.
LECTORI

Integra nec celebris Lector tibi quære Maronis
Carmina, ſed duro pollice ſcripta lege.
Nam quia de Benglis nunc ſermo grobibus inſtat,
Sit quoque conveniens grobica metra dare.
Nil igitur numerus Lector te turbet ineptus,
Sponte requiſitus claudicet ordo metri.

Ecce, vide ſpice, ſchau, Gug, Botz Velte videte.
Typis et impenſis
BURSTAE Studentorum qui tempore finſtere noctis,
Wächtrisque boren den Eſel ab oren.
1689.

Es behandelt einen nächtlichen Straßenkampf zwischen Studenten und Nachtwächtern, in dem die ersteren sich tapfer wehren und endlich als Sieger das Feld behaupten. Es gehört nicht zu den besten Gedichten dieser Art, da das makaronische Gesetz, möglichst alle einheimischen Worte durch Flexion zu latinisieren, hier vielfach verletzt ist. Es lautet:

Certamen ſtudioſorum cum vigilibus nocturnis.

Burſa Studentorum cum tempore finſtere noctis
Cum Cytharis Gigisque gaßatim laufen et Harpfis
Inque Steines hauen, thut Feuer ausſpringen ab ipſis:
Non aliter rabidi vigiles quam reißende Wölfi
5 Accurrunt celeres cum Prüglis, Penglis et Heblis,
Hisque Studioſos antaſten illico verbis:
'Ite domum, Schelmi! ſonuit jam zwölfen ab Uris.'
At contra ſtudioſa cohors in talia trutzig
Verba ruit Wächtrisque boren den Eſel ab Oren:
10 'Trutz tibi! Trutz aliis! Ju hui! Trutz omnibus iſtis!'
Ac iterando magis 'Ju hui!' clamoribus altis
Cuncta movent Degorumque citant ſtridore vicinos.
Tum jubet Elberger Spermundos hielten ut ipſi,
Knopfius ac alsbalde ſuas ſich butzten ad ædes:
15 Sin minus et Wegium zeigurum ſeſe per haſtas

Machurumque pedes per Prüglen, Penglen et Heblen.
Hi vero haud quidquam moti Ju ſchreien et usque
Wirmiſche Scharganten cum Juchzibus atque gezucktis
Enſibus, hos bochiunt et trutzige dicta reponunt
20 Scharfeque mox ſpadios ac ſpitzige ziehen heraußer
Luſtiglich et Steinos furioſi kratzen et hauen,
Liechtige quo Funki de ſaxis ſpringen et hupfen.
Hisque ſuos Wächtros rabidas entzünden ad iras
Atque ſibi magnas addunt ſtudentiſche mentes.
25 His ita commoti Scharganten roſtige Spießos
Umkeriunt tremuli, moxque uno turbine promptam
Anfallunt Bursam minitantes ſæva Studentum.
Sed leider ac miſere klopfuntur Deifelin arme.
Nam licet et Rilpis ſit turba munitaque Fleglis,
30 Et licet henkeriis bene ſit circumdata Prüglis,
Diebiſche ſint banzris Harniſtis undique cincta
Pectora, ſit tectus Beckel groß Kopfius Hauben:
Attamen ut primum es geht ans leidige Treffen,
Stant adeo firmi, daß weder förder noch hinder
35 Ulterius poſſit vel Fußum tendere rurſum,
Sic etiam citterant ut naßns Kalbius unquam
Et quaſi Scharganteis animus cecidiſſet in Hoſos.
Poſt ubi Wächtrorum redivivum leidige Gſchwadrum
Luſtige Burſa videt, ſpadiis mox impigre verſis
40 Umwicklen brachiis tutantia Mantlia pronis,
Quo ſicherer poſſint Spießorum eludere Streichos.
Trutziglich interea cuncti ſe ſtellen in d'Ordnung,
Enſibus et ſpitzigis ſe mox engiſſime jungunt,
Unus ut auxilio ſocio beiſpringat amico,
45 Neve wie die Schelmen junctos anfallere poſſint.

His ita diſpoſitis animati prælia miscent
Fortiter et ſtrictis invadunt enſibus hoſtem.
Pars fahret an lezten jam prope timore peremptos
Wächtren et horrendis mox zeichnen Wundibus ipſos.
50 Pars fahret in medios: ſpadiis braviterque ſtreitando
Lauſige Wächtrorum certrennunt Schare fulorum.
Alter et interea ſocium 'ne deſine, frater!'
Alloquitur, 'potius nunc protege jura Studentum!
Gnaviter infractos Fleglorum frangito Grindos!'

55 Frater et ad ſocium ſic fatur 'Jura tuebor:
Vel horum reprimam Henkorum bochige mentes,
Vel hic ſtudentiſch victus generoſe peribo.
Hau, Petre, beiß, kratz, ſtich, ſtupf, quomodocunque zukommeſt!'
His ita præfatis Scarmizlio ſævius inſtant
60 Ac animis denuo Gfellio monitore beherztis
Invadunt Wächtros et miſere butzen inertes.
Exoritur ſubito Wächtrorum traurige clamor.
Hic ſchreiet ad ſocium 'Gerg hilf!' Hans clamat et alter
'Hilf tu! Weh nobis! nam funera certa cademus.'
65 Qui ferat auxilium nec läßt ſich blicken et hören.
Poſt ubi terrarum miſeri jam Deifelin errent,
Ignorant penitus; vor Not vor Angſtque Studentos
Protinus anrufunt, Himlosque deosque deasque
Ergo rogant: 'Domini, Gnad, Gnad conferre miſellis
70 Quæſumus! ah armis noſtris miſeremini Kindris!
Publice vos Meiſtros noſtros profitemur et Heros!'
Aſt hi ganz witige ſternunt per compita Wächtros
Et rapiunt tremulis furioſi Prüglen et haſtas
Es ſchlagiunt ipſis umb d' Ohren ſæpe herumber.
75 Mox etiam varios wie d' Hund ſic ſchlagen auf Erden.
Hoc ubi conſpiciunt reliqui, de Staubiis alsbald
Se machiunt, trepidi currunt, was gibſtu, was haſtu,
Atque ſinunt ſeſe non blicken, ſehen et hören.
Hique replent omnes 'Ju hui' clamando plateas,
80 Enſibus eliciunt ex Steinis allezeit ignes.
Ergo ſtudioſi großmächtige Herren et Hanſen
Sunt ubi gaßatim per compita cuncta geloffen,
Tecta ſecura petunt cum Prüglis, Penglis et Heblis,
Quos prius abjagerant den faulen Wächtren ſtreitando.
85 Denique ſic jochomant, daß ſtickete wickete pleni
Sint omnes nullusque ſuum pene ſindere lectum
Poſſit et in Kamris wütigi rumbtrimlen et hasplen.

Zeile 1 gibt der alte Druck Burſta. 2. Cum Cytharisque Gigis gaſsatum d. a. Dr. Vielleicht gaſſatim umlaufen 3. hawen thout f. d. a. Dr. 6. Beßer makaroniſch wäre antaſtunt, wie Z. 3 hauunt und (wenn der Vers es erlaubte) Z. 2 laufunt. 9. Beßer wäre borunt d. E. ab Oris. Und ſo öftere Verſtöße in dieſem Stücke gegen das feinere makaroniſche Geſetz. 13 Spermundis. 17 hautq. d. Dr. 27 Burſtam d. Dr. 32 Pectora ſic tectus bekell gros d. Dr. 36 citerant.

39 **Burfta** d. Dr. **verfi.** 42 **in die o.** 50 **praviterque.** 60 **Gfelio** d. Dr. 82 **gaffatum** d. Dr. 84 **Wächtre** d. Dr.

Das andere studentische makaronische Gedicht findet sich in einer komischen Dissertation folgendes Titels: **Curiöfe Inaugural-Disputation von dem Recht, Privilegiis und Prærogativen der athenienfifchen Profefforen-Purfchen wider die Bürger-Purfche und Communitäter, welche unter dem Præfidio des durch und durch gelahrten, und erfchrecklich geftudirten Herrn Horribilii Pruftii Renomifti, Profefforen-Purforum p. t. Vicarii etc. etc. pro gradu Profefforen-Purfchico, Privilegiisque in hac Dignitate rite capeffendis in Collegio fubterraneo i. e. Studenten-Keller, horis anteet pomeridianis zur öffentlichen Ventilation dargeftellet Coecius Tappius Schlingfchlangfchlorum. Athen, gedruckt Sub Prelo auff Koften der Profefforen-Purfche. In Diebus Canicularibus.** 5 Bogen in 4.

Der erste Teil der Dissertation (Seite 3 — 17) handelt 'Von dem Recht der Athenienfifchen Profefforen-Purfchen.' Zuerft ift die Definition von 'Profefforenpurfche' gegeben im Allgemeinen, dann von den Beftandteilen aus dem das Wort zusammengesetzt ist, also von Professor (mit Etymologia, Synonymia und Homonymia) und Pursche (wiederum mit Etymologia,*) Synon. und Homon.); weiter werden die übrigen Teile

---

*) 'Zu wissen ist, dass **Purfche** eigentlich ein französisch Wort und auf Teutsch so viel heißt als ein **Beutel**: nicht zwar einen solchen Beutel, wie man in Mühlen hat, welcher von Haaren gemacht ist, dadurch das Mehl gebeutelt wird, daher die Mühlknappen sagen, sie wollten den Mägden, wenn sie mahlen, einen groben Beutel vorhängen; sondern einen Geld-Beutel. Fragt man nun, warum man denn einen Studenten einen Beutel nenne, so sind zwar einige Autores, z. E. Beyerus de jure Opificum etc. in den Gedanken, dass es darum geschehen, weil an einem Studenten nichts mehr und höher als der Beutel æftimiret werde, denn wenn ein Purfch brav Geld zu verzehren hat, ift er allenthalben lieb und werth, und wird von jedermann gleichfam auf den Händen getragen; hat er aber nichts mehr im Beutel, fo gehet ihm keine Magd quer über den Weg. Secundum illud

Quand ma bourfe fait bim bim bim,
Tout le monde eft mon Coufin:
Mais quand elle fait da da da,
Tout le monde dit: Tu t'en va!

der Definition näher beleuchtet und besonders die Vorzüge der Professorenbursche vor den übrigen Studenten herausgehoben. Diese sind: sie können sich Hoffnung auf späteren höheren Rang machen, da sie, als viel um den Professor, diesem seine Manieren absehen und manches erschnappen 'das man nicht auf die Catheder bringt und einem jeden auf die Nase klebt'; sie haben in allen Kirchen auf dem Studentenchore die Oberstelle, ebenso bei Disputationen und sonstigen Feierlichkeiten immer den nächsten Platz am Catheder, wie sie im Colleg beim Tische sitzen, die andern auf Bänken; sie allein dürfen beim Universitätsfechtmeister das Fechten erlernen; ihre Dissertationen können in Folio gedruckt werden; auf dem Keller haben sie ihren eigenen Tisch; ihre Hunde dürfen sie mit in die Kirche und die Kollegia nehmen; die Frauenzimmer sind gegen sie galanter, erwiedern auch ihren Gruß mit 'schönen Dank', die der übrigen nur mit 'großen Dank'; vor ihnen müssen die Kom-

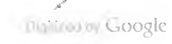
---

Welches sich alles wohl hören läſſet, einem accuraten Nahmensforscher aber keine Genüge thut. Besser hat es wohl meines Erachtens der französische Autor des Tractats de l'Origine des Academies Françoises getroffen, welcher es ex antiquitate auf eine solche Manier deduciret, die einer, der ein wenig nachdenken will, wenn er gleich nicht mit Simsons Kalbe gepflüget, leicht errathen sollte: Es wäre nehmlich der Name, daß man die Studenten Pursche nennet, zu Paris ohngefähr ums Jahr 1320 mit einer lächerlichen Occasion aufgekommen, indem die Studenten-Mägde daselbst, samt andern desinentibus in x e. g. netrix, lotrix etc. an den Studenten, welche sie mit dem gemeinen Weibernahmen Taschen geheißen, sich revangiret, und die Studenten wiederum auf französisch Burse d. i. Beutel (a scroto quod in inguine gerunt) genennt, damit sie einander nichts schuldig blieben, welches zu derselbigen Zeit da die Leute noch nicht so empfindlich gewesen wie heutiges Tages, von den Studenten nicht übel aufgenommen worden, sondern als ein Nomen Generis masculini in Gebrauch kommen, indem es so viel heißet als ein Kerl oder ein Mannsbild. Ja es hat nicht lange gewährt, so hat man die Studenten Collegia auch Bursas (auf teutsch Börsen) genennet. Daher die Regentes Bursæ so viel als Inspectores Collegii sind. Warum aber der Purschen Nahme auf andere Nationes kommen und fort gepflantzet worden, der Taschen Nahme aber den Jungfern nicht sicher mehr darf gegeben werden, überlassen wir den hochgelehrten Criticis zu examiniren, und meritiret diese Materie eine eigene Disputation. Und so viel de Etymologia des Wortes Pursche, welches bißher unter tausenden nicht einer gewusst hat. Denn wenn die Herren Studenten gewusst hätten, was ich weiß, sie hätten den Nahmen längst abgeschafft. Man wird sehen, ob es nicht bald wird in Decadence kommen, nachdem wir sein Stamm-Register gefunden.' Seite 5 fgg.

munitäter auf der Straße den Hut ziehen, auch wenn ihnen darauf nicht gedankt wird; sie dürfen zum Rector magnificus mit dem Degen gehen; alle, auch die lächerlichsten Moden sind bei ihnen wol anständig; bei Hochzeiten, wenn sie den Großvater holen, auch beim Tanze sonst haben sie immer den Vorrang; wenn sie den Kammertopf zum Fenster hinausgießen wollen, brauchen sie nur einmal 'Kopf weg' zu rufen, während die andern es wiederholen müssen; sie werden von den Betteljungen 'Ihre Gnaden' tituliert; sie brauchen keine Thür zuzumachen und keinem aus dem Wege zu gehen; sie haben das Privilegium ihre Miethen höher zu bezahlen; sie haben besseren Credit als die übrigen Studenten; auch ihre 'Jungens' haben am Rechte ihrer Herren Anteil und gehen den Jungen der übrigen vor.

Der andere Teil der Dissertation handelt Von der rechtlichen Verteidigung des Professoren-Purschen-Rechts. Das erste Fundament desselben besteht auf dem Unterschied menschlicher Stände; das andere ist gegründet auf die philosophische Regel: non omnium potest reddi ratio; das dritte auf die Kostbarkeit der Professorentische und folglich auf den Reichtum der Professorenbursche; das vierte beruht auf der Gewohnheit 'die nicht einmal mit der Mistgabel ausgerottet werden kann, geschweige denn mit der Feder'; das fünfte kommt ex ratione status, da die Professorenbursche viel drauf gehen lassen; das sechste gründet sich auf die Autorität*), das siebente Funda-

*) 'Denn gesetzt, daß alle vorige Gründe nicht gültig wären, so muß uns im Gegentheil leichtlich recht gehen, weil man ja aus allen Dingen genug siehet, daß die Professores Athenienses denen alliirten Bürger-Purschen und Convictoristen nicht beilegen, sondern allwege uns den Rücken halten und unsern Vorzug defendiren. Denn so sich die Communitäter oder Bürger-Pursche unterstehen auf der Professoren-Purschen Porkirche zu treten und wir es ihnen sub pœna Ohrfeigen untersagen, so wird es ihnen (wenn sie es Magistratui Academico klagen) gleichfalls vom Rectore Magnifico verboten, und wenn sie sich daran nicht kehren, werden sie mit der Relegation bedrohet. Wer kann auch die Herren Professores darum verdenken, daß sie uns in unserem Rechte überhelfen und uns dabei schützen? Denn wenn ihr Tisch keinen Vorzug vor andern hätte, würden die Pursche gewis an einem andern Orte, da sie vor ein geringeres Geld eben so gut speisen und ihren Willen beßer als bei Professoren haben, den Tisch erwehlen und möchte also der Frau Professorin sehr in die Küche regnen.' Seite 20 fg.



ment ist genommen ab absurdo, denn weil alle Dinge in der Welt eingeteilt sind, wäre es ungereimt, wenn die Bursche nur einerlei sein sollten. 'Also haben wir nun (fährt der Autor der Dissertation fort) das Professoren-Purschen-Recht auf sieben unbewegliche Säulen gegründet, wiewol wir das große halbe Mandel leichtlich hätten voll machen können, wenn wir nicht die siebente als eine heilige Zahl für kräftiger gehalten: und müste ein großer Simson sein, wer diese sieben Säulen umreißen sollte.'

Weiter folgen die Widerlegungen der Einwürfe, die man gegen das in Rede stehende Recht machen könnte. Sie sind im hergebrachten Dissertationsstile streng gehalten und mit viel gesundem Humor geschrieben. Wir bedauern auf diese Stücke ächt komischer Laune hier nicht näher eingehen zu können.

Es folgt 'Corollaria oder Zugabe': 17 Thesen, die zur näheren Erörterung aufgestellt werden, z. B. Ob die Fundatoren der Universitäten oder der heilige Pabst als aller Universitäten und Studenten Großvater den Unterschied der Professoren-Pursche und Communitäter etc. intendiert gehabt; — oder: Ob ein Professoren-Purschen-Floh weitere Sprünge mache als ein Bürger-Purschen-Floh; — oder: Wenn ein Pursch eine Jungfer im Dunkeln herzt, ob sie merken könne, daß es ein Professoren-Pursch oder ein gemeiner Pursch sei; — oder: Ob die Professoren-Purschlichkeit und Pennal-Putzerei einander näher verwandt als Geschwister Hurkinder? u. s. w.

Nun kommt ein Lied in 21 Strophen: Eines partheiischen Poeten nagelneues Traumlied über dem Atheniensischen Professoren-Purschen etc. Unterscheids. Anfang:

> Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
> Was die Musen zu beklagen,
> Daß Athen in Grund verdirbet
> Und warum sein Ruhm fast stirbet.
> Dieses ist der Unterscheid.
> Thorheit! Thorheit!

Darauf folgt das triumphierende Profit, das wir als Stück makaronischer Poesie sogleich mitteilen werden und zum Schlusse Epistola gratulatoria Martis summi locum tenentis*) apud In-

*) Oberstlieutenant.

fanteriam et Cavalleriam i. e. apud Dragones ſive Hermaphroditos militares et Præfecti Duellantium.

Unſere komiſche Diſſertation, die unter dem Scheine der Verteidigung die Profeſſorenburſchen - Wirtſchaft verſpottet, ſtammt höchſt wahrſcheinlich aus Leipzig und aus dem Ende des 17. oder ganz aus dem Anfange des 18. Jhdts.

Triumphierendes Prosit
so den Herren Professoren-Purſchen*), als sie ihr
Recht in einer ſolennen Disp. erhalten,
zurufet
BACCHUS
Collegii subterranei Director et p. t. Decanus.

Hem Profeſſorenbursi, nunc rufite juch hei!
Luſtigeosque ſimul multos anſtimmite Liedros!
Schmauſite et in tiefam ſub Schmauſis ſauſite Nachtam!
Non etenim vobis unquam bona Bieria fehlunt:

*) Unſere komiſche Diſſertation gibt von dieſem Worte folgende Definition: 'Ein Profeſſoren-Purſche iſt ein Studioſus, welcher bei einem Profeſſore und zwar an ſeinem Tiſche und in deſſen Gegenwart eine gewiſſe Zeit ſpeiſet und daher einen Vorzug in allen Dingen vor denen Convictoriſten und Bürger-Purſchen hat oder von Rechts wegen haben ſoll.' Seite 3. Und weiter Seite 8 fg. 'Wenn wir aber beide Worte (nemlich Profeſſoren und Purſche) in ſenſu proprio anſehen, ſo ſind es Correlata, wie Speck und ſauer Kraut, deren keins ohne das andre ſein kann. Zum andern, ratione mixti, müſſen wir uns nicht einbilden als wäre ein Profeſſoren-Purſch ſo zu ſagen ein Hermaphrodit, auf teutſch ein Zwitter, und gleichſam von zweien contrariis, als Profeſſoren und Purſche, zuſammen geſetzt, wie der Cardinal Portocarrero auf einer Seite wie ein Pfaff, auf der andern wie ein Cavalier gemalet wird, daß es ſo viel hieße als ein Purſch der in andern Abſehen ein Profeſſor wäre oder der Collegia active et paſſive hielte, oder ein Profeſſor der bei andern Profeſſoren noch die Collegia beſuchte und ſich hoc reſpectu nur als einen Purſchen aufführete, oder, wie gar oft zu Athen und Paris geſchicht ein Profeſſor, der mit ſeinen Haus- und Tiſch-Purſchen ſchmauſet, da er die Paruque abgelegt und die Tobac-Pfeife im Maule hat, oder gar in einem Tumult ſeine eigene Fenſter hilft einſchmeißen (ut in Actis publicis pluribus vid.), Jungfern Ständgen bringt, zu gewiſſen Zeiten mit ſeinen Haus-Ehren draußen auf der Mühle ſein Kälbgen wichtig ausläſſt, vermasquiert mit ihnen auf den Dörfern tanzt, ſich alle Jahrmärkte mit der Meſſe ein nicht geringes Anſehen macht, alſo daß er der beſte Hahn im Korbe, daß man ihn unter den Purſchen vor keinen Profeſſoren, ſondern auch vor einen Purſchen anſiehet: — ſondern nach der Regel der alten Kirchenlehrer Prisciani und Do-

5 Namque Halberstadicam Breihanam, Gratia, Duchſtein
Et Zerbſterbierium in Menga ſemper habetis.
Adſunt et langæ Pfeifæ et Bremenſe Tabacum

---

nati (wenn zwei Subſtantiva zuſammen kommen, ſo ſtehet das hinterſte im Genitivo; wenn aber eines das ander erkläret, ſtehen ſie in gleichem Caſu) ſiehet man, daß es ſich wol zuſammen ſchickt. Dergleichen Wörter man auch im Teutſchen viel obſervieret, als ein Kriegs-Mann, ein Dorf-Ochſe, eine Staats-Peruque etc. etc. Auf dieſe Manier heißet das Wort Profeſſoren-Purſche ſo viel als der Profeſſoren ihre Purſche, da die Profeſſores als Wirthe oder Speiſemeiſter, die Purſche aber als Gäſte oder Tiſchgänger betrachtet werden.' — — Weiter S. 10 fgg. heißt es: 'Indem des Profeſſoris gedacht wird, werden dadurch ausgeſchloſſen alle Communitäter, item alle Purſche ſo bei Bürgern oder auf ihren Stuben oder auf den Garküchen, in den Löchern, in Gaſthöfen, auf Wein- und Bierkellern oder ſonſten ſpeiſen; item die menſam ambulatoriam haben oder, wenn ihre Eltern nicht weit von Athen wohnen, ſich das Eſſen von Hauſe ausſchicken laſſen; item die ſich ſelbſt beköſtigen, jezuweilen ein Schweingen kaufen, ſolches (wie auch Gänſe, Hüner und Tauben) in ihren Kammern aufziehen, ſchlachten, kochen und braten, wie e. g. die Ungarn, Sclavonier und Hottentotten, die allhier ſtudieren, öſters zu thun pflegen; ingleichen die, wenn ſie nichts haben, mit Elia bei den Raben zu Tiſche gehen, ſich unter den Wacholderbaum legen und den Bauern die Gänſe und Enten wegbüchſen und bei der Wäſcherin ſolche kochen und braten laſſen: acquirendi modi enim ſunt varii, und weiß weder Plato noch Ariſtoteles, wovon ein jedweder ſatt wird. Doch iſt zu merken, daß alle jetztgedachte modi zu ſpeiſen in den modum Profeſſoren-Purſchicum können verwandelt werden et contra. Das Subjectum muß an des Profeſſoris Tiſche ſpeiſen: denn es iſt nicht genug daß einer in eines Profeſſoris Hauſe oben auf ſeiner Stuben oder als ein Famulus mit den Mägden in der Küche ſpeiſet etc., dieweil auf ſolche Art der Hund, der unter der Profeſſoris Tiſche ſpeiſet, noch näher wäre und auch das Recht des Profeſſoren-Purſche genöſſe, id quod eſſet abſurdum. — — Hier iſt wol zu merken, daß es nichts præjudiciret, wenn der Profeſſor gleich den hölzernen Tiſch geborget oder gemiethet hat, gnug daß er vor ſeinen Tiſch, ſo lange er daran ſpeiſet, gerechnet wird, wie im Gegentheil derjenige vor keinen Profeſſoren-Tiſch paſſiret werden kann, den ein Profeſſor einem Bürger geliehen hat: denn die Purſche, ſo daran ſpeiſen, die ſpeiſen nicht Profeſſoren-purſchice, ſondern vulgariter. — Ferner müſſen ſie in des Profeſſoris Gegenwart ſpeiſen, alſo daß der Profeſſor ſelbſt mit am Tiſche ſitzt und mit ihnen ſpeiſet. — — Es muß eine gewiſſe oder geraume Zeit geſchehen, indem einer nicht gleich vor einen Profeſſoren-Purſchen zu achten, wenn ihn ein Profeſſor einmal oder zwei zu Gaſte gehabt, hernach aber nicht wieder kommen darf, ſondern ſpeiſen muß wo er lange geſpeiſet. — — Ja es kann einer davor paſſiren, wann er nur bezeugen kann daß er ſich bei einem Profeſſore an Tiſche verdinget, wenn er gleich noch nie daſelbſt geſpeiſet hätte. — — Sie müſſen endlich vor ihr Geld ſpeiſen, damit die ſo beim Profeſſore menſam gratuitam haben, die man ſonſt

Cum Cranzo. Vobis vero ſi Geldria deſunt,
Ne modo ſorgatis, nam ſcitis vivere Credit:
10 Optimus hic semper veſtrum Curator et Hülfa.
Ergo (precor) tieſam Studiorum hinlegite Sorgam!
Quisque suo Freundo zuſprechat eumque beſchmauſat!
Trinkite cum ganzis et ne quid bleibat in Humpis,
In Naglum Daumi poſtreman gießite guttam!
15 Si bene ſchmauſiſtis, tandem gaſſatim eatis!
Hauite in Steinos ut Feurum ſpringat ab illis!
Rufite juch juch hei! cum Degis kritzite fiz faz,
Donec frühmorgens tandem post Betta gehatis!
Sic ergo vobis commendo Lusticitatem,
20 Freiheitas vestras dum diſſertatio præſens
Juraque defendit. Quare brauchatis eisdem
Porroque subjectos habeatis Convictoriſtas!
At tibi, Reſpondens, tantos glückwünſcho profectus
Inque tuam floriκῶs nunc trinkat quisque Salutem!

Bei weitem die besten deutschen makaronischen Gedichte sind nächst der Floia (und vielleicht übertreffen sie diese noch) ein paar Hochzeitscarmina, Rhapsodien zur Brautsuppe, wie sie sich nennen, von einem unbekannten Verfasser, der sich auf dem Titel als 'Scholæ Petri Dresdensis Alumnus' bezeichnet, d. h. nicht etwa Schüler der Petersschule, sondern Schüler und Nachahmer des Stiles vom Petrus Dresdenſis, jenem Dichter aus dem Ende des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts, dem die Kirchenlieder In dulci jubilo und Puer natus in Bethlehem zugeschrieben werden. Wie er sich aber Nachfolger des Petrus Dresdenſis nennt, preist er die makaronische zugleich als Verbesserung jener Mischpoesie, die sich in den eben angeführten Liedern zeigt:

Ipſe etenim tantum Spracharum Wörtra duarum
In binos ſtuduit Zeilorum einſchließere Reimos:
Nos binas Sprachas in Wortum einbringimus unum.

Beide Rhapsodien sind von einem und demselben Dichter: er erwähnt beim Beginne der zweiten die erste als durchaus

Freifreſſer nennet, item der Herr Informator, oder der Herr Famulus excludirt ſein, indem die baare Bezahlung vornemlich hier den Unterſchied macht, ohne welche einer mit einem geringen Tractament muß vor lieb nehmen.'

von ihm geschrieben. Sie scheinen erst im achtzehnten Jahrhunderte verfasst und zwar in den ersten Jahren desselben (vgl. novi fecli I, 367), denn an hundert Jahre früher kann nicht gedacht werden, da das Tabakrauchen (I, 104 fgg.) damals in Deutschland noch unbekannt war und erst in der Mitte des 17. Jahrhdts. in die Gegend eingebracht ward, der diese Stücke zugehören. Sie stammen höchst wahrscheinlich aus Leipzig, kaum wol aus einer andern sächsischen Stadt: nach Sachsen weisen einige Provinzialismen und dass die Gesundheit des Königs getrunken wird, d. h. des Churfürsten von Sachsen als Königs von Polen.

Beide Gedichte sind ohne Ort und Jahr in 4 gedruckt: Das erste hat 6, das zweite 14 Blätter. Wir geben hier nur das erfte, da der Raum uns nicht mehr gestattet und behalten das zweite für eine spätere Mitteilung.

RHAPSODIA
verfu heroico macaronico
ad
BRAUTSUPPAM
in nuptiis
Butfchckio-Denickianis
præfentata
a
fcholæ Dresdenfis Petri
alumno.

Lobibus Ehftandum quis non erheberet hochis
Himmlorum Sternis glänzentium ad usque Gewölbos?
Scilicet illo Menfchorum mediante Gefchlechtum
Vermehrere eft licitum totamque erhaltere Weltam
5 Poffumus; atque andros huic Zwecko ergreifere Mittlos
Omnibus in Rechtis verbietitur atque Gefetzis.

Aft andri ehlofum malunt erwählere Standum,
Hangere ne femper Weibo zwingantur ab uno,
Haltere Gefindum multosque ernehrere Kindros,
10 Plagentes variis fe Sorgis atque Befchwerdis:
Pro freiis potius wünfchunt laborare Gefellis.
Cumque fuas nequeant Lüftas Fleifchique Begierdas
Zähmere, Mätrefsas haltunt, abdankere femper

Quas possint frischamque sibi zulegere Dirnam.
15 Omnibus in Treppis jungas anpackere Menschras
Suchunt, quæ Frauis nachtretere, tragere Postas
Atque Officieros Schreibrosve bestellere doctæ,
Interea haud faulæ sibimet quoque suchere Gimplum.
20 At bonus hic Gumpus verhangnum schießere amoris
Non prohibet Züglum, freium sed laßere laufum
Haud dubitat, donec geilæ se erweisere schœnus
Incipiat Liebæ fructus schwellatque puellæ
Schwängratæ Bauchus, Stadtrichterusque rescifcat
25 Atque citet Vetlam, cupiens mox wißere verum
Hurkindi Vatrum, subito quem Vetla bekennit,
Et petit herbringi feinum hunc jungumque Gesellum,
Antrauique illum sibi zugebique maritum.

Ad Klagam einstellens sese excipiensque beklagtus
30 Se negat esse Vatrum, nunquamque id posse beweisi.
Setzere se Fallum, quod possit Vatrus haberi,
Nehmere nequaquam tamen hanc se velle Caroingam,
Cui nil gesteherit, cui nil zusagerit unquam,
Se nec ad hoc ullis verbindi posse Gesetzis
35 Cumque suâ Bittâ hanc abweisere postulat Huram.

Klägra, quia est arma Hura, sibi nequit haltere theuros
Juristas, hanc qui könnant ausführere Sacham.
Zwingitur interea multis annehmere Bittis
Elendum Stimprum, qui sese einlaßere non vult,
40 Erbietens sese ad Gütam, quam ergreifere postquam
Cepisset, rotschavit eo tandem sua Sacha,
Ut Klägræ zahlat certum pro more Beklagtus
Ziehgeldum schwangræ, si vivum kriegere Kindum
Contigerit, Bürgos setzat Kranzumque bezahlat.

45 Annuit ad Klägræ Vorschlagas hasce Beklagtus,
Dum sese a Plagâ modo liberet istius Hexæ.
Tunc Stadtrichterus Parteiæ herlesit utrique
Verdientum derbum atque hartum de jure Capitlum
Verbrechumque jubet bravâ verbüßere Strafâ,
50 Ipsis ut possit geilum hunc vertreibere Kitzlum.

Armus at hic Teuflus pergroßis non sine Schmerzis
Hunc potuit seufzens unerhörtum tragere Schimpfum.

Per compagnias railjatur in omnibus Ortis
Iſtos ob Poſſos, ut ſæpe gerathat in Händlos.
55 Occupat hic Kummrus ganzum Sinnum atque Gemüthum,
Augos ut nequeat per ganzas ſchließere Nachtas.
Propterea ſpielendo juvat vertreibere Sorgas,
Quæ tamen inde magis wachſunt, omnem quia Geldum
Non ceſſavit quin Sitzo verſpielerit uno.
60 Hicque meus Matzus ſedet et ſe kratzit in Heupto:
Non eſſet Wundrum, fieret ſi tollius inde.
Gläubigeri ankommunt Schuldasque mahnare per omnes
Anfangunt Winklos, quo ſe verſteckerat, atque
Nullas zulaßunt Friſtas cupiuntque bezahli.
65 Interea ipſe ſuos beſtos quos norat et altos
Erſuchit Freundos, ipſi qui aushelfere guto
Se Geldi Stücko pronos facilesque befindunt,
Quo ſe a Schuldis auswicklat penitusque befreiat
A tam verſtocktis unverſchämtisque Geſpenſtris,
70 Armis qui Leutis Leibum Selamque beſitzunt
Et niſi per Geldum non ſeſe austreibere laßunt.
Heiliga Kircha ſolet Maniſtas nennere Kezros
Non absque Urſachâ: nam in großum bringere Schadum
Sæpe ſolent manchos verlaßnos atque betrübtos
75 Herzos et multos bankrottos machere ubique.
Neſcio num plane Pietiſtis ſint grobiores,
Qui plagunt etiam multos ſchreckuntque Gewißnos
Atque nimis ſchwarzum pflegunt abmahlere Teuflum
(Quem tamen Aethiopes weißum blondumque behauptunt),
80 Cumque ſuis qui verbietunt ſe ergötzere gutis
Duzbrüdris aut cum galantis ſcherzere Damis.

Noſter homo genus hoc Kezrorum haßebat utrumque
Atque ſuo Geldo wenigo, a Freundisque geborgto,
Quantum pro Reſto ſibi laßavere Geſpenſtri,
85 Cum Compagnonis kleinum ſibi trinkere Tummlum
Vult in Bierſchenkis et ſic verſaufere Grillos.

Ut primum ingreditur Schenkſtubam, ex more begrüßit
Præſentes Gäſtos ibi præcipueque Gefattros,
Poſt andros gutos Camerados atque Bekantos,
90 Quorum quisque illi vollam zureichit Hubatgam,
Ex quibus ipſe bonum Zugum et blindum facit hauſtum.

Hic videas andros leeros einſchenkere Gläſros,
Contra andros claro vollos ausſaufere Biero.
Aſt andrus Bierum fodrens aufklopfit Hubatgâ.
95 Hi eingießunt nimium et Glaſum überlaufere machunt,
Hi magnum faciunt nebengießendo Geflezum,
Ut de Tiſcho etiam Diehlas ablaufat ad usque,
Quod fürkommeret, hoc aliquis ni aufleckeret Hundus.
Hic unus duplumque videns multumque berauſchtus
100 Sandſeigrum in Fenſtro, credens ſe einſchenkere Glaſum,
Ex alto aufgießit Bierummagnâque Gewaltâ
De Fenſtri Lehnâ ruptum dejecit in Erdam.
Andros confectum videas tractare Studentûm:
Pars ſupra Bretlos Tabacum ſchneidere kleinum,
105 Pars ex Papiero ſibi wicklere Fidibus alto,
Pars etiam ex Holzo dünnos ſibi ſchnitzlere Spänlos,
Pars ſtoppare Pipas illasque anſteckere Feuro.
Illice tunc cernas dickum ſe erhebere Neblum
Et ganzum impleri Raucho ſtinkente Gemachum,
110 Ut vix Nachbarus Nachbarum erkennere poſſit
Atque ſatis videas dunklos erſcheinere Lichtros.
Aſchâ vermiſchtâ Biero et hinc inde geſtreutâ
Per Tiſchos quidam cœperunt reibere Zähnos
Et rurſus claro ſibi Biero ausſpielere Mundum:
115 Namque ferunt, Zähnis hoc conciliare nitorem.
Hic hœras quosdam ſchönos herſingere Liedros,
Andros elatis immenſum juchzere Stimmis.
Hic Bierfiedleri, Baſſum bene reißere docti,
Braviter aufſtreichunt animantque ad gaudia Gäſtos.
120 Et jungi danzunt Purſchi cum Mägdibus Hauſi:
Hi ſoli könnunt ipſis ausſchwenkere Röckos.
Sicque hoc in Zimmro tractat ſua quisque Geſchäfta,
Quodlibet in motu eſt, trägumque haud videris ullum.

Heroi noſtro, quo non purſchaliter alter
125 Talibus in Dingis, Moda perplacet iſta lebendi.
Propterea in ſolchis einfindit ſe öftrior Ortis,
Omnia mitmachens quæ Compagnia jubebat.
Quodque patrant argum ſocii, patrat ärgius ipſe,
Et ſic in ſtäto fallebat tempora Ludro,
130 Tandem gleichgeltens quodvis Laſtrum fuit illi.

Accidit ut ſeſe in Zechhauſo aliquando befindens
Zugegnis tunc cum Soldatis trinkeret, atque
Cum quidam illorum Diebſtahlum zeiheret ipſi,
Quodque ſuam quam ſupra Tiſchum aufzählerat Ortam
135 Abstulerit, perhibens, Herri ipſum Geldra tenere
Eſſeque Soldatum, in magnos geratheret Händlos.
Nam quoniam ad Kriegum ſchlechtam ſcheinebat habere
Luſtam, ſe Füßis atque Händis wehrere cœpit,
Multas Ohrfeigas edit recipitque viciſſim.
146 Aſt hæc lucta parum tam tapfro profuit Heldo,
Namque ipſum miſere tractatum Prüglibus atque
Erdâ projectum abripiunt ſchleppuntque per Haaros
In Cordegardam Schmocho Dampfoque repletam.
Hic ipſi faciunt Careſsas more Tragonûm,
145 Queis Hugenottas afficiunt illosque bekehrunt.
Tamque diu kitzlunt, donec verſprecheret ipſis,
Se fore Soldatum et Kalbfello folgere velle:
Quo Werbri ſe vergnügunt et mitius illum
Jam tractant, trauunt tamen haud nimis ipſi,
150 Hütentes illum probe, ne entlaufere poſſit.
Jamque novam ſuchens Liſtam et ſichrum fugiendi
Mittlum, forte videt pendentem e pariete Taſcham.
Runda venit: cuncti nauslaufunt atque Gewehrum
Præſentant: jam ſe advertens verbleibere ſolum,
155 Ex Taſchâ entwendit furtim ter quinque Patronas,
Illas ausleerit Pulvro leerasque reponit
Hülſas in Taſcham: Pulfrum poſt colligit omnem
In Tüchlum, tamque id caute, ne merkeret ullus
Egreſſorum, præſertim quia valde beſoffni
160 Wißebant ipſi vix quid facerent fieretve.
Namque ipſis dederat Schmauſum tanquam Camerada
Neuus pro acceſſu, miſchens ipſis aquavitam
In Bierum, ut citius poſſint ſibi ſaufere Rauſchum.
Hicque diarrhœam ſibi forte ankommere fingens,
165 Obtinet, ausgehere ut liceat. Comitatur euntem
Ex Wachâ quidam, ex Reſpectu ad limina Thüræ
Wartens aufmerkensque, ipſis ne entlaufere poſſit.
Noſter ibi poſt Thüram alleinum ſe eſſe befindens
Eligit ex Holzi Stoßo dickum atque bequemum
170 Zerſpaltnum Scheitum et tantâ cum dexteritate

In Spaltam Tüchlum cum Pulfro einstopfere novit,
Exterius nullum ut Zeichnum inde erscheineret unquam.
Hoc Scheitum sumit Lochumque anlähnit ad Ofni.
Post sese in Stubam rursus confert et in Erdam
175 Se ad Ofni Fußum legit quasi schlafere vellet.
Interea quosdam Scheitos calefactor in Ofnum
Cumque andris etiam prædictum anlegit abitque.
Tum socii in Stubâ schlafentem aufweckere tentant
Et forschire ipsum, surgat faciatque Bescheidum.
180 Dumque ita circumstant ipsum et sua Gläsra propinant,
Pulfrum terribili Knallo displodit et Ofnum
Cum Stubæ Deckâ et Dacho quoque dissiliêre
In plus quam centum Stückos, Feurumque per omnes
Disjectum Winklos Windo blasente Gewaltam
185 Continuo schnellam nullo leschente gewinnit.
Soldati erstaununt vivumque putant ibi Teuflum,
Illius et diram penitus loswerdere Muttram.
Nec minus et Nachtæ Schlafo atque quiete fruentes
Hoc Bombo erweckti zulaufunt undique Bürgri
190 Et Cordegartæ cernunt jam brennere Dachum
Atque mali Ursacham tanti frustra petere aufs
Schildwacham, quia erat Soldatis vollior andris,
Intrant et findunt blessatos undique, quosdam
Blasphemis multos Wortis ausschüttere Flüchos,
195 Andros halbtodtos vix posse bewegere Leibros,
Andros ob Schmerzum magnum formare Geschreium:
Quos omnes miserati austragunt atque reponunt
In freiam Luftam, Feldschhererique befehlunt
Heilendos curæ et wartendos. Noster at heros
200 Horrendum brüllit (quamvis nil læsus, in Erdâ
Cum fuerit sichrus satis a discrimine Pulfri),
Verleztum quoque se stellens, ne suspicionem
Incurrat Fluchtæ pro tempore suscipiendæ:
Hinc ægre in Füßos recipit se et machere Schrittos
205 Hinkendo kurzos satagit, Stecknisque duobus
Subnixus starkis sic se fortschleichere velle
Ad Feldschereri perhibet curam et medicinam.
At simul atque datum est post Eckam anlangere Gäßli
Engi, continuo Stecknos wegwerfit et inter
210 Se Pöblum miscens zulaufentemque Getümmlum,

In mediis Nachtæ tenebris ankommit ad Hausum
Vertrauti Freundi, cujus versichrere Treuæ
Se poterat freiusque a cunctis esse Gefahris.

Incepit Morgnus finstram vertreibere Nachtam
215 Et Tambourierus Drommlâ toccare Reveillam,
Cum sese Officieri ausforschere facta befleißunt
Vergangnæ Nachtæ ganzamque verhörere Wacham.
Inter blessatos noster vermissitur Heldus
Non sine Verdachto quod Feurum ansteckerit istud.
220 Unde apud ejus vertrautos gutosque Bekantos
Suchitur, at frustra: nam dudum entwischerat atque
Per Bürgerthorum Tago anbrechente recessum
Sumserat e Stattâ, velut istum Wacha Berichtum
In Thoro Bürgrorum ertheilerat; et quia nullam
225 Ipsum observarunt Libereiam tragere et Handlus
Cum Soldatis haud ad eorum kommerit Ohras,
Non ullo potuêre modo muthmaßere, quod sit
Soldatus nec ei merito versagere Passum.
Omnibus ergo illum in Straßis ausforschere laßunt
230 Atque Herrum findunt Urianum, illumque reductum
Ceu Deserteurum Mordbrennerumque bewachunt.
Coram Kriegsrechto vorstellitur atque befragtur:
Pulfrum nuper an in Wachstubæ anlegerit Ofno?
Antwortit: quod non: atque id se erhärtere velle
235 Eidum per theurum. Quare ergo entlauferit? instant.
Non propter malefactum aliquod se, ait, arripuisse
Fluchtam, sed fraudes verfluchtas insidiasque
Werbrorum ut tanto melius vermeidere possit:
Namque andros quoque durante entlaufisse tumultu
240 Seque per Anzuchtam rupto salvasse Gegittro.
Forsitan hi Pulfrum poterant anlegere tanquam
Freii, queis Ortus semper patet omnibus iste.
Contra fuisse arrestatum sese atque gefangnum.
Urgent ulterius: tamen haud se leugnere posse,
245 Quod prius e Stubâ ausgeherit, quam springeret Ofnus.
Ipse at Durchlaufum se tunc habuisse reponit,
Quodque ex Hauptwachâ ipsum aliquis begleiterit atque
Cum magnâ Aufsichtâ haud ex Augis laßerit, ex quo
Omnia quo pacto fuerint, erfahrere possent.

250 Egreſſos andros poſt ſe ſolosque fuiſſe
Absque ullâ Wachâ neque quisquam angeberit illos,
Se potius ſemper quodvis modo trübere Waßrum:
Saltem Officieros hoc erfundiſſe Gedichtum,
Quod gutum Geldi fortaſſe auspreſſere Stückum
Ex ipſo können̄t, veluti multis quoque gutis
255 Ehrlichis Kerlis permagnâ non ſine Schandâ
Sæpius hoc facerent: quia vero ſpickere Beutlum
Hac vice non poſſent, quod eorum entwiſchere Klauis
Contigerit, zürnant et ſic ſe rächere quærant.
260 Judicium contra erleuchtum haud Weiſis fugere ullis
Quæſtus, quos ſuchunt verfluchtos atque Gewinſtos.
Propterea ſe omni quo könnat bittere Fleißo,
Ut velit in freium rurſus ſe ſtellere Fußum,
Contra tam ergrimmtos wildosque beſchützere Bäros,
265 Unrechtam hanc unerhörtam magnamque Gewaltam
Juſtis verdientis atque hartis ahndere Strafis,
Utque omnes Schädnos atque Unkoſtas liquidandas
Erſtattant ipſi, ſub certâ auflegere Bußâ.

Hisce illum abführunt, cum ejus Freundi atque propinqui
270 Verwanti pro illo Vorbittam einlegere tentant,
Ausſagam einbringunt Zeugnorum judicialem
Juratamque, in quâ teſtes uno ore bezeugunt,
Guarniſonæ in werbendo procedere iniquum,
Preſſuram et Zwangum enormem contra omnia Rechta:
275 Soldatos pro Geldo altos abdankere, neuos
Par force auffahere, ut ſibi poſſint ſchmelzere Geldum:
In ſpecie et Schlägas Grauſamkeitasque verübtas
Contra inquiſitum, Cordegartæque ruinam
Cunctis cum Umſtändis, inter quos profuit ipſi,
280 Leſchentes Bürgros Feurum inveniſſe Patronas
In Taſchâ leeras Pulfro: nam contra Beſitzrum
Taſchæ anfangerunt mox hägere ſuspicionem,
Quod fuerit Thätrus tantæque Urſacha Gefahræ.

Jam taceo Ausredas andras, queis ſchützere ſeſe
285 Noſtro inquiſito placuit, nam ergreifere quosvis
Quos poterat Mittlos, adeo ut beſtecheret ipſos
Judicii Gliedros Geldo, properavit, ut iſtâ
Ex ſchlimmâ Sachâ ſe auswickleret atque Beſchwerdâ.

Et licet ipſe armus fuerit, tamen haud dubitavit
290 Quin Lügnis, Spielis, Diebſtahlis atque Betrugis
Supplere in Manglo Zuſagamque haltere könnat.

Inquiſitores in eo vidêre Gemüthum
Ad quosvis Ränkos habilem ſatis atque geſchicktum.
Nam ſi wahrus in hoc Thätrus ſit crimine, chartas
295 Tam dextre iſthoc in Spielo vermiſchere ſcivit,
Ut ipſum Thatæ haud queat überweiſere quisquam,
Ex quo conſtat, cum ſatis ad Kriegum fore nützum.
Hinc ſeſe entſchließunt ipſum zulaßere ad Eidum,
Ad quod ſeſe obtulerat, tamen hac ſub conditione
300 Expreſſâ, ut fiat Soldatus quâ velit ipſe
In Compagniâ. Si vere conditionem
Hanc non annehmat, ſe machere poſſe gefaßtum
Ad ſcharfam Fragam. Non ſe Inquiſitus in engâ
Hac Preſſâ Schraubâque diu multumque beſinnit,
305 Sed potius Martram ſibi wählere ſpiritualem
Tanquam Soldatus, quam Martram in corpore tanquam
Hundsnaſus cupit. Ad ſchwerendum ſe ergo reſolvit,
Seſe Wachſtubæ in Ofnum non impoſuiſſe
Pulfrum illud, per quod ſe Feurum entzünderit iſtud,
310 Nec juſſiſſe illud andros imponere in Ofnum.
Atque illud ſalvo ſe ſchwerere poſſe Gewißno,
Non dubitavit: nam Pulfrum ſeſe impoſuiſſe
In Scheitum ſaltem, ſe ſcire quidem, ſed in Ofnum
Haud ullis propriis factis ullove Geheißo:
315 Sicque animo haud magnam gaudet ſe leidere Foltram.
Ultra nec renuit Soldatus werdere, donec
Ad Fluchtam erblickat Zeitam ſibi commodiorem.

Heldus at hic noſter Mauſchlo gottloſior omni
In Lügnis, cautis Diebſtahlis atque Betrugis,
320 In falſchis Münzis, Handbriefis atque ſigillis
Dextre formandis quo non verwegnior ullus,
Quas non Intrigas ſtiftit? quas non ibi Tückas
Contra Officieros obrosque untrosque beweiſit?
Queis non erdichtis angebit apud Generalem
325 Multos Auflagis, ut vix ſe non ſine magnâ
Expenſâ e tantis poſſint auswicklere tricis?
Queis non erlognis Verlaufis atque Geſchichtis?

Unum contra andrum verhetzit, disſidiorum ut
Inter eos magnorum ausſtreuat ſemina ſæpe
330 Usque adeo, ut toties impenſe reueret ipſos,
Unquam quod fuerit Soldatus eorum ope factus.

Sed nos in Stando quo lebit laßimus illum,
Incerti quis adhuc erwartat Galgnus eundem,
Aut cujus Diebshänkri aliquando gerathat in Händas.
335 Ehſtandi manet hicce Haßores atque Verächtros
Ausgangus meritoque quidem plerosque malignus.
Nam faulos pflegunt ante omnia liebere Tagos,
Lebnum, quod beßrum vix dixeris löblichiusve
Quam noſtri herois Lebnum ſupraque gedachtæ
340 Vetlæ, nam ad minimum bonus eſt Anfangus ad illud.

Ite, o jungi nunc erwachsnique, ite, Geſelli!
Ite et verſtorbnâ traurentes conjuge Wittbri!
Ite, o Jungfrauæ et Wittbæ jungæ atque betrübtæ
Lerniteque Ehſtandum moniti haud verwerfere ſanctum!
345 In quo non manglent Freudæ vobis zugelaßnæ
Atque licebit guto unverletztoque Gewißno
Pflegere cum veſtro Liebæ idque impune Gemahlo
Et ſic ex eigno ſitientes trinkere Brunno.
Schlafere ſeu libeat, ſeu wachere, utrumque licebit
350 Cum veſtro Ehgatto, atque Ehpflanzlos zeugere ſeinos,
Qui vobis poterunt mancham quoque machere Luſtam,
Sive patri ſoleant et ſtreichlere et herzere Backos,
Sive ſuis zartis Bartum ipſi flockere Patſchlis,
Sive afferre Hitſcham Muttræ fodrendo Gebühram,
355 Sive Eltris quocunque modo vertreibere Weilam.
Quod ſi jam cunctas Ehſtandi erzehlere vellem
Delitias, peterem mihi te, mea Muſa, Gehülfam.
Sed juvat, hanc andræ Arbeitam überlaßere Zeitæ.
Sufficit hoc vobis, quod Monſieur Butzſchckius unum
360 Giebit Beiſpielum ſimul et ſua Brauta geliebta
Jungfra Denickia ad Ehſtandi noſtrumque Behuſum:
Horum verliebtos cum keuſchæ entzünderit Herzos
Liebæ flamma, haud Ehſtandum erwehliſſe videres,
Ni illum tam magnis haltiſſent ſemper in Ehris.

365 Auguror Ehſtandum hunc vollum Segno atque Gelücko,
Ut queat in vielos longe ſe erſtreckere Jahros,

Imo novi ganzam per Zeitam ausdaurere fecli
Et Leibi haud paucas aliquando zehlere Früchtas,
Eltros quæ videant Hochzeitam machere Jahros
370 Verlaufnos denuo poft quinquaginta gefundam
Et tandem omni Wohlfarthâ Glückoque redundet.
Atque erfolgat ut hoc, ex ganzis wünfchimus Herzis!

Quod fupereft, Glafum magnum Weinoque gefülltum
Rhenano læti in fponfique fuæque falutem
375 Brautæ ausftechamus! De Tifcho furgite, Pfeifri!
Blafite Trompetas et Keßli fchlagite Paukas!

Der alte Druck gibt Zeile 6 verbittitur. 11 wüntfchunt. 17 Officiros. 20 fchisfere. 80 verbittunt. 216 officiri. 237 libere. 330 reweret. 341 junghi. 343 junghæ. 358 hanc fehlt. 372 wüntfchimus.

XXII.

FINDLINGE.

Von H. v. F.

Zweite Gabe. Mit Beiträgen von August Kahlert, August Koberstein, Franz Ludwig Mittler und August Spieß.

1) Lessing an Rudolf Erich Raspe. Mitgetheilt von Franz Ludwig Mittler.*)

Hochedelgebohrner Herr,
Hochzuverehrender Herr Rath,

Hr. Andreä in Hannover hat mir Dero Anmerkungen wider Klotzen zugeschickt, und ich kann nicht umhin, Ihnen meinen verbindlichen Dank dafür abzustatten. Wenn es möglich ist, dass der Mann sich schämen, und in sich gehen kann: so dürfte es vielleicht nun geschehen, wenn er sieht, dass ich es nicht allein bin, der ihn in dem Fache der Kunst und des Alterthums für einen unwissenden Prahler erkläret. Denn mich glaubt er von Nikolai bestochen und bildet sich ein, dass ich die allgemeine Bibliothek rächen wollen, in die ich noch zur Zeit keine Sylbe gearbeitet habe. Mit diesem Vorwande hat er alle Fehler, die ich ihm gewiesen, den Lesern seiner deutschen Bibliothek als elende Kleinigkeiten und boshafte Zudringlichkeiten angekündiget; und ich muss mir es schon vors erste gefallen lassen,

---

*) Herr Mittler wird aus dem Raspeschen Briefwechsel in der Landesbibliothek zu Cassel das litterarhistorisch Bedeutendere theils vollständig, theils auszüglich in den folgenden Heften des Jahrbuchs mittheilen und zwar zunächst Briefe von Gleim, Herder, Höpfner und Boie, und in einem Vorworte Rudolf Erich Raspe's litterarisches und sonstiges Thun und Treiben besprechen. H. v. F.

von seinen Bewunderern für einen Sophisten, und ich weis nicht noch wofür, gehalten zu werden. Vors erste, sage ich: denn wenn nach und nach sich noch mehr solche Stimmen, als die Ihrige, mit meiner verbinden, so denke ich doch wohl, dass das leichtgläubige deutsche Publicum ein wenig misstrauischer gegen ihn werden wird.

Sie müssen itzt mit allen Hülfsmitteln zu dem Studio des Alterthums versehen seyn. Ich erinnere mich vor einigen Jahren das Cabinet, welches Sie unter Ihrer Aufsicht haben, mit einigen flüchtigen Blicken durchlaufen zu haben. Ich wünsche sehr es näher kennen zu lernen, und wäre nicht ungeneigt, ehe ich die hiesigen Gegenden verlasse (da ich ohne dem noch nach Hannover und Göttingen will), auch nach Cassel auf ein acht oder vierzehn Tage zu kommen, wenn ich auf Ihren freundschaftlichen Vorschub, das Merkwürdigste daselbst mit Muße sehen zu können, Rechnung machen dürfte. Doch warum sollte ich das nicht dürfen? Nur diejenigen sind mit den Schätzen, die sie unter ihrer Verwahrung haben, zurückhaltend und neidisch, die sie selbst nicht zu brauchen wissen. Dazu habe ich mich auch immer, als einen Ihrer alten Freunde betrachtet, gegen den man immer ein wenig gefälliger ist, als gegen einen Fremden.

Ehe ich von hier wegreise, lasse ich einen Theil meiner Bücher verauctionieren. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen Catalogum davon zuzuschicken; nicht zwar, als ob ich glaubte, dass Sie etwas für Sich darin finden würden, sondern weil Sie vielleicht sonst einen Liebhaber wissen möchten, dem einiges daraus anständig wäre. In diesem Falle würde unser Freund Hr. Meyer die Commission gern übernehmen.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung

Dero

ganz ergebenster Fr. u. D.

Lessing.

Hamburg d. 30. December 1768.

2) Merck an Raspe. Mitgetheilt von F. L. Mittler.

Darmstadt den 2. Jan. 1772 (wahrsch. 1773.)

Wohlgebohrner Herr,

Hochzuverehrender Herr Rath,

Schon zu Anfang des vorigen Jahrs, als ich durch Hr. Deinet erfuhr, dass Ew. Wohlgebohren an der Frf. Gelehrten-

Zeitung Antheil zu nehmen geneigt wären, hatte ich an Dieselben geschrieben, um Ihnen meine wahre Hochachtung, und Dankbarkeit deswegen zu bezeigen. Hr. HfR. Deinet schickte mir aber den Brief zurück, mit der Bitte, ohne sein Vorwissen nicht an Ew. Wohlgebohren insbesondre zu schreiben, weil er leicht dadurch (nach seinem eignen Ausdruck) zum Lügner werden könnte. In wie fern er es durch mich geworden wäre, will ich nun nicht untersuchen, allein das thut mir leyd, dass mich der Verdruss über ihn, gehindert, das zu thun, was mir mein Herz längst vor dem unseeligen Frf. Institut, eingegeben hatte. Es ist nun Gottlob alles glücklich mit diesem Jahre zu Ende, und weder Herder, noch ich, oder meine andere Freunde die unbekannt seyn wollen, werden den geringsten Antheil mehr an dieser Rauferey haben. Ich nehme mir die Freiheit hier einige Kleinigkeiten beyzulegen, die durch meine nähere oder entferntere Veranstaltung an das Licht getreten sind.

Ich erinnere mich, dass Ew. Wohlgebohren an den HfR. Deinet im vorigen Jahre erwähnten, dass Sie unter andern mit dem Critical Review versehen wären. Dürfte ich wol die Freiheit nehmen, Dieselben zu ersuchen, mir den Jahrgang von 1772 höchstens auf einen Monat anzuvertrauen, und ihn dem Prof. Hoepffner nach Gießen zu übersenden, wo ich ihn sicher bekomme. Dieselben würden mich dadurch ungemein verbinden, und ich verspreche aufs heiligste, ihn ohne die geringste Beschädigung sogleich nach verflossener Frist wieder zu übersenden.

Ich bin mit der vollkommensten Verehrung
Ew. Wohlgebohren
ergebenster Diener
Joh. Heinr. Merck

3) Merck an Wieland. Mitgetheilt von A. Koberstein.

Von einem Freunde, der Autographa sammelt, ist mir ein bisher noch nicht gedruckter Brief von Merck anvertraut und zugleich erlaubt worden, ihn, wo sich die Gelegenheit dazu fände, abdrucken zu lassen. Eine solche bietet sich mir in dem Jahrbuch, und ich darf bei den Freunden der vaterländischen Litteratur wohl so viel Interesse an allem, was von Mercks Hand herrührt, voraussetzen, dass ihnen auch dieser

kleine Beitrag zur Vervollständigung der von K. Wagner herausgegebenen Briefsammlungen willkommen sein werde. Dass dieser Brief an Wieland gerichtet ist und sich zwischen die von diesem an Merck unter d. 8. Juni und d. 11. Juli 1781 geschriebenen (Briefe an J. H. Merck etc. herausg. von K. Wagner. Darmstadt 1835. 8. S. 289 ff. S. 299 ff.) so einfügt, dass er die Antwort auf den ersten von beiden, der zweite aber wieder die Antwort auf ihn ist, ergibt sich aufs allergewisseste aus ihrem Inhalt. Schon dadurch würde die Echtheit des merckschen Schreibens gesichert sein; es kommt indess noch hinzu, dass die Hand und die Unterschrift darin mit dem Facsimile genau stimmt, das K. Wagner hinter den „Briefen an und von Merck." Darmstadt 1838. 8. zu S. 62 mitgetheilt hat. — Ich habe es für angemessen gehalten, im Druck die Wortschreibung Mercks treu wiederzugeben.

Lieber Bruder, ich size nun wieder hier seit 4 Wochen, ganz vergnügt und gesund in meinem Hause, habe Raums die Fülle, Luft von allen Seiten, und finde dass auch dieses auf die Gesundheit meiner Kinder einen großen Einfluss hat. Nur habe ich seit meiner Ankunft ein solches Verwirr von allerley Arten von Geschäften vorgefunden, dass ich an noch nichts Kluges habe denken können. Ich schike Dir daher auch nur einen kleinen Versuch meiner mineralogischen Excursion und Beobachtungen in Cassel, die aber doch alle neue Dinge enthalten, und daher den Kennern nicht unangenehm seyn werden. Nächstens will ich fleißiger seyn, und Du wirst Proben davon sehen. Für Deinen letzten außerordentlich gutmüthigen Brief danke ich von Herzen, und ich denke es wird wol dabey bleiben, dass wir mit Einander aushalten biß an der Welt Ende. Von den Ausfällen des Hrn. Geh. R. Jac.*) habe

*) „Über Recht und Gewalt oder philosophische Erwägung eines Aufsatzes von dem Herrn Hofrath Wieland, über das göttliche Recht der Obrigkeit im deutschen Merkur, November 1777." Von Fr. H. Jacobi, im deutschen Museum 1781. 1, S. 522 ff. u. 2, S. 95 f. Wieland musste wohl schon diesen Aufsatz von Jacobi selbst gelesen haben, als er am 8. Juni darüber an Merck schrieb (S. 292). Merck dagegen scheint, nach dem Nächstfolgenden in seinem Briefe zu schließen, das S r. unterzeichnete „Schreiben über das Recht des Stärkern", in d. Mus. 1, S. 70 ff. im Sinne gehabt zu haben.

ich durch den Hr. CPräs. v. Kalb gehört. Du irrst Dich aber, wenn Du glaubst, dass das alles seye. Dies erste Anlauffen ist nur von Einem seiner unbekannten Jünger und wird bald der zweyte, aber ernsthafte Angriff folgen, von Sr. Hochwürden selbst. Ich lese nichts dergl. Dichter n. Also kan ich auch nicht sagen, wie mirs gefallen hat. Mir ist überhaupt von den schönen Produkten der lezten Messe noch nichts vorgekommen. Habe doch die Güte, und schike mir meinen Merkurius von diesem Jahre, damit ich einmal sehe, was geschehen ist. Dein vorlezter Brief ist auf Verlangen an den Herzog abgegangen, der so viel davon gehört hatte, und ihn selbst speisen wollte. Ich hoffe aber er wird mir ihn zurückschiken, mit so viel andern guten Dingen, die Er von mir hat. Gieb mir doch Nachricht, ob die Zeichnung des Jungen Ramberg von Cassel bey der Herzogin angelangt ist. Die Frl. Jöchhausen hätte mir wenigstens für meinen guten Willen die Ankunft davon melden sollen.

Nicolai wird nächstens bey uns hier eintreffen, so wie der alte Tischbein, der jezo in Warthausen bey dem Grafen Stadion sizt.

Sag doch, was an dem Mährchen von Göthes Gesundheit ist. K. und Sekendorf haben mir allerley davon gesagt, das mich ernsthaft niederschlägt. Ich mag mit keinem Menschen laut darüber reden. Auch Kayser der bey uns durchgegangen ist, sprach bedenklich davon. Wenn es nur nicht Missmuth an der Welt ist oder an dem was ihn umgiebt, das an seinem Innern nagt. Ich bin gewohnt alle Hoffnungen aufzugeben, so sehr ich mich alle 14 Tage auch mit einem neuen Projektchen wiege. Glücklicherweise ist's schon aus dem Kopfe, ehe es würklich zu Grunde ist, und die Vergessenheit ist wie der Schlaf, alles was uns die Götter noch gelassen haben.

Von Müllern in Cassel kan ich Dir nichts sagen, weil ich ihn nicht habe kennen lernen. Mir schien er ein großer Pedante zu seyn, und sogar kam er Gatterern so vor, der warrlich es weniger ist als Er, so alt auch die Perüke, oder so schief der Rok sein mag.

Ich danke Dir, dass du den Gift gegen die Poeten hast ausschütten wollen.*) Da wo es offne Schäden getroffen hat,

---

*) Mercks Schreiben „An den Herausgeber des d. Merkur betreffend die

mag es geäzt haben, ob ich gleich im Publiko keinen Menschen wahrgenommen habe, der es nur seiner Aufmerksamkeit im Guten oder Bösen gewürdigt hätte.

Vielleicht hörst Du noch zu Ende dieser Woche etwas von mir, wenn das Glük gut ist. Ich habe etwas auf dem Korn, das ich ausführen will, und ich denke es soll gut gehen.

Adio hab mich ferner lieb mit allen meinen Häuten, und Vorhäuten, Mängel und Gebrechen, die ich alle einsehe, ohne sie weder abzulegen, noch abzustreifen.

Wir haben hier am Rhein ein Jahr, wie es in 50 Jahren keins war; Weins die Fülle, und wahrscheinlich herrlicher als 75, und 79. Alle Juden und Wucherer werden zu Grunde gehen, und Ihr alle werdet künftig um 10 pC. wohlfeiler poculiren.

D. 2. Jul. 1781.

J. H. M.

4. Lessings Werther. Von A. Koberstein.

In der Anzeige einer jämmerlichen Umarbeitung von Lessings Emilia Galotti, die unter dem Titel: „Bianka. Ein tragisches Gemählde in fünf Aufzügen“ zu Leipzig 1800. 8. erschien, bemerkt Langer — Lessings Nachfolger in der Bibliothekarstelle zu Wolfenbüttel — in der neuen allgem. d. Biblioth. 54, S. 56: „Nur ein Paar Monate vor Lessings Tode war, wie Rec. weiß, der unvergessliche Mann mit Ausarbeitung eines Drama beschäftigt, das den lange genährten und in sonderbarer Lage endlich ausgeführten Entschluss eines Selbstmörmörders zur Katastrophe hatte. Lessings Lebensbeschreiber haben dieser Arbeit nicht gedacht.“

Sollte mit diesem Drama nicht „Werther, der bessere“ gemeint sein, von dem uns der Inhalt der ersten Scene erhalten, und in Lachmanns Ausgabe 2, S. 576 abgedruckt ist?

5) Lessings Faust. Von A. Koberstein.

In „J. H F. Müllers Abschied von der k. k. Hof- und National Schaubühne. Mit einer kurzen Biographie seines Lebens und einer gedrängten Geschichte des hiesigen Hoftheaters.“

Zweckmäßigkeit der Errichtung eines Poetenstifts; gedruckt im d. Merk. 1781. 2, S. 139 ff.

Wien 1802. 8. heißt es u. A. auch, wo er über seinen Aufenthalt in Berlin berichtet, S. 127 (vgl. die neue allg. d. Biblioth. 87, S. 392): „Engel erzählte dem Verfasser, dass Lessing seinen Faust sicher herausgeben würde, sobald G(öthe) mit dem seinigen erschienen; und dass Lessing gesagt habe: meinen Faust holt der Teufel; aber ich will — G — s seinen holen!"

6. Der Chor in der Tragödie. Von A. Koberstein.

Als nach dem Erscheinen von Schillers Braut von Messina in öffentlichen Blättern viel über die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit des Chors in der neuern Tragödie gestritten wurde, erschien in der von G. Merkel herausgegebenen Zeitschrift „Ernst und Scherz" 1803. Nr. 44, S. 176 folgender, den Gegenstand des Streites ironisierender, mit E — d. unterzeichneter

Vorschlag.

„Schillers glänzender Versuch, den Chor auch auf die neuere Bühne einzuführen, wird ohne Zweifel bald sehr viel Nachahmer finden. Nur ein Paar Schwierigkeiten scheinen vielen noch unüberwindlich; nämlich: wie macht man bei einem Stoffe aus der neuern Geschichte seine Gegenwart wahrscheinlich? Und wie verschafft man ihm das religiöse Interesse, das er ursprünglich auf der griechischen Bühne hatte? — Ich bin so glücklich, diese Schwierigkeiten heben zu können, und ich halte mich verpflichtet, meine Gedanken zur Vervollkommnung der tragischen Poesie beizutragen.

Wie konnte man es doch so lang übersehen, dass der Chor der Alten selbst in unserm bürgerlichen Leben noch ganz so da ist, als man ihn zum Behuf der Tragödie braucht?

Fast in allen deutschen Städten existiert noch aus uralten Zeiten die Einrichtung, dass sogenannte Current-Schüler unter Anführung ihres Cantors oder eines Vorsängers herumziehen. Gefiele es den Dichtern, ihnen die Rolle des tragischen Chors zu ertheilen, so wären alle Schwierigkeiten gehoben. Ihre Erscheinung wäre natürlich: denn da die Knaben unaufhörlich auf den Gassen sind, wie sollten sie sich nicht überall einfinden, wo es etwas zu sehen gibt, z. B. wo ein Bruder den andern ermordet hat, oder eine Prinzessin vergiftet werden soll? — Während der Handlung selbst würden sie, ihrer Jungen-Natur gemäß, ohne Theilnahme mit offnem Munde dastehen und so die Pflicht des antiken Chors, auch ohne Anweisung,

erfüllen, — eben so natürlich aber, sobald die Bühne leer wird, auch wieder ihre lyrischen Betrachtungen — anstimmen, um derenwillen sie herumziehen."

7. Schiller und Fräulein von Imhoff.

„Auszüge aus Briefen Schiller's an eine junge Dichterin" in der Zeitung für Einsiedler 19 Stück 4. Juny (Sp. 149—152) mitgetheilt mit folgender Anmerkung: „Wir geben diese Auszüge nicht um mit einem berühmten Namen zu prangen, sondern um ein belehrendes Beyspiel zu geben, was Critik seyn kann, wenn sie ein frommes Geheimniss zwischen zween, keine feile Öffentlichkeit ist. Einsiedler."

Von dieser Zeitung erschienen nur vier Monate, April bis Juli in dem unglücklichen Jahre 1806. Sie bekam nachher den Gesamttitel: „Tröst Einsamkeit. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. Heidelberg 1808." 4°. Sie ist so selten geworden, dass die Berliner Bibliothek das aus der Meusebachschen Bibl. stammende Exemplar nicht ausleiht. Nach diesem Exemplare lernte ich die nachfolgenden Auszüge kennen und Herr Freih. W. v. Maltzahn war so gütig, mir nach seinem Exemplare eine Abschrift zu besorgen.

Schade, dass die Briefe nicht vollständig abgedruckt sind! Die junge Dichterin, an welche sie Schiller richtete, ist Fräulein von Imhoff, nachherige Frau von Helwig. Sie war damals kaum zwanzig Jahre alt. Ihr Nachlass ist in Dresden.

1.

„— — Mit vielem Vergnügen les' ich Ihre Gedichte. Ich entdeckte darin denselben Geist der Contemplation, der allem aufgedrückt ist, was Sie dichten. Ihre Phantasie liebt zu symbolisiren, und alles, was sich ihr darstellt, als einen Ausdruck von Ideen zu behandeln. Es ist dies überhaupt der herrschende Charakterzug des deutschen poetischen Geistes, wovon uns Klopstock das erste und auffallendste Muster gegeben, und den wir alle, der eine mehr, der andre weniger, nicht sowohl nachahmen, als durch unsre nordisch-philosophirende Natur gedrungen folgen. Weil leider unser Himmel und unsre Erde, der eine so trüb, die andre so mager ist, so müssen wir sie mit unsern Ideen bevölkern und aufschmücken, und uns an den Geist halten, weil uns der Körper so wenig fesselt. Deswegen

philosophiren alle deutschen Dichter, einige ausgenommen, welche Sie so gut kennen, als ich. — Ich habe mir die Freyheit genommen, und in Ihren Gedichten einiges angestrichen, wogegen ein strenger Aristarch etwas einwenden möchte. Sie finden vielleicht Zeit und Lust, diese Kleinigkeit zu ändern. Das beschreibende Gedicht hat besonders meinen Beyfall, nur find ich es um ein merkliches zu lang. Auch dieses ist ein Fehler, den wir alle mit Ihnen theilen, und den ich um so weniger Bedenken trage zu rügen, da ich ihn mir selbst vorzuwerfen habe.

Allen den jetzt überschickten Gedichten haben Sie den Geist der Melancholie aufgedrückt. Nun wünschte ich auch einige zu lesen, die eine frölige Stimmung und einen Geist der Lustigkeit athmen. Leben Sie recht wohl und nehmen meine Bemerkungen so freundschaftlich auf, als ich sie niedergeschrieben habe. Jena den 18. Jan. 1795."

2.

„Die Mühe, welche Sie auf Verbesserung Ihrer Gedichte verwendet haben, ist durch einen sehr glücklichen Erfolg belohnt. Klarheit, Leichtigkeit und (was bey Produkten der weiblichen Muse ein so seltenes Verdienst ist) Correctheit zeichnen solche sehr vorzüglich aus. Ihre Vorliebe für jenes beschreibende Gedicht ist sehr gerecht, denn was in den übrigen Gedichten einzeln zerstreut ist, Geist, Empfindung, poetische Mahlerey und fließende Sprache ist in diesem vereinigt. Was die Abkürzung dieses Gedichtes betrifft, so war meine Meinung nicht, eine Auswahl unter den einzelnen Stanzen zu treffen, sondern aus einem Gedicht deren zwey zu machen, weil ich zwey verschiedene Töne der Empfindung darin zu bemerken glaubte, und mir gegen die Einheit des Geistes gefehlt schien. Nach einem zweyten Lesen fällt mir aber dieser Umstand weit weniger auf, und so wie es ist, bin ich jetzt auch vollkommen damit zufrieden."

3.

„Ihre Briefe sind recht interessant zu lesen und mit vielem poetischen Feuer geschrieben, sie machen mich auf das Ganze sehr begierig, und ich zweifle gar nicht, dass sie das Interesse

des Publikums erregen werden. Einzelne kurze Stellen würd ich zu mildern rathen."

4.

„In Ihren Gedichten finde ich sehr viel Schönes in Absicht auf den Inhalt sowohl, als auf den Ausdruck. Gegen die Erzählung in Prosa habe ich erhebliche Einwendungen, und wollte Ihnen nicht dazu rathen, vor der Hand einen Gebrauch davon zu machen. Lassen Sie das Manuscript noch einige Monate liegen, es wird Ihnen fremde werden, und Sie werden sich dann gewiss selber sagen, was ich oder ein andrer Ihnen jetzt darüber sagen würde. Die Charactere sind zu wenig bestimmt, die Maximen, nach denen gehandelt wird, wollen sich nicht ganz billigen lassen, die Erzählung geht einen zu schleppenden Gang, an einzelnen Schönheiten fehlt es nicht, und kann bey einer Arbeit Ihres Geistes auch niemals fehlen."

5.

„Sie haben mich mit den ersten Briefen Ihres Romans gestern und heute recht angenehm überrascht, ich finde darin einen so schnellen und großen Fortschritt, den Ihr Darstellungstalent zu einer höhern Vollkommenheit gethan hat, dass ich Ihnen recht von Herzen dazu Glück wünsche. Diese Briefe sind mit einer sehr angenehmen Leichtigkeit und schönen Simplicität geschrieben, es ist sichtbar, wie sehr Sie Ihres Stoffes sind mächtig geworden, und wie Sie sich durch eine glückliche Cultur vor manchen Fehlern, mit denen das noch nicht ausgebildete Talent gewöhnlich anfängt, und oft lang genug zu kämpfen hat, zu befreyen gewusst haben. Ich kann Ihnen nichts wünschen, meine vortreffliche Freundin, als auf diesem Wege fortzufahren, in den Sie jetzt so glücklich eingetreten sind."

6.

„Der Fall, von dem Sie schreiben, ist das Schicksal so vieler, die Ihr Talent zu einer höhern Thätigkeit bestimmte, und manche vorzügliche Fähigkeit geht dadurch für das Beste der Kunst und Wissenschaft verloren. Aber glauben Sie mir, dass wenn es möglich ist, sich aus einer solchen Lage zu reissen, dieses nur durch strenge Beharrlichkeit auf dem guten Wege und durch keine Abweichung von demselben, durch keine

Nachgiebigkeit gegen den fehlerhaften Geschmack geschehen kann. Man glaubt oft mit der Quantität weiter zu kommen, als mit der Qualität, aber außerdem, dass man nur durch letztere sich selbst genug zu thun im Stande ist, so ist auch nur von dem Guten und nicht von dem Vielen ein wahrer äußerer Vortheil zu erwarten. Ich gestehe, dass ich für Sie fürchtete, sobald ich von dem vorhabenden Journale erfuhr. Eine solche Unternehmung schien mir nachtheilig für Sie, und ich konnte auch keinen äußern Vortheil davon für Sie erwarten, der Ihnen eine andre Art schriftstellerischer Beschäftigung, wobey Sie mit Muße und Liebe beharrten, nicht in einem viel höhern und für Sie selbst unendlich befriedigenderm Grade gewährte: Sie haben keine Ursache zu zweifeln, Arbeiten die auf diese Art entstanden, und ausgeführet worden, auch in demjenigen Sinne zu nutzen, wie jeder Schriftsteller jetzt die seinigen nutzt. Auch Ihre Wahl ist gar nicht begrenzt, da Sie außer Uebersetzungen, welche die leeren Stunden füllen können. Zu diesen Arbeiten stehen Ihnen mehrere Journale offen. Wieland wird Beyträge von Ihnen mit Vergnügen in den Merkur aufnehmen. Die Flora, eine Zeitschift für das Frauenzimmer, wird Sie gern zur Mitarbeiterin haben, und was Sie mir für die Horen anbiethen, werde ich eben so bereitwillig aufnehmen. Der Vortheil von diesen verschiedenen Journalen ist zwar nicht gleich, aber es ist auch nicht nöthig, dass die Arbeiten gleich sind. Den 23. Dec. 1795."

8. Garve's letzter Brief an Kant. Mitgetheilt von Dr. August Kahlert.

Vorbemerkung.

Im elften Bande der Rosenkranz-Schubert'schen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken kommt im Verlaufe der genauen und anziehenden Darstellung, die Schubert von Kant's Lebensschicksalen giebt, auch das Verhältniss dieses Philosophen zu Garve zur Sprache. Insbesondere ist dort nach einem noch vorhandenen Originale ein in Garve's letztes Lebensjahr fallender Brief desselben an Kant, welcher sich auf des Erstern, Kant dedicierte Abhandlung über die Moralsysteme bezieht, und eine frühere zwischen beiden Männern obschwebende Spannung zu beseitigen wünscht, mitgetheilt. Allein der Zufall ließ mich einen andern, sehr inhaltsreichen, wahrscheinlich noch

einige Wochen später als jener geschriebenen Briefe Garve's an Kant entdecken, der, da Garve am 1. Dezember 1798 starb, und das Werk, welches er an Kant überschickt, zur Michaelismesse desselben Jahres herausgekommen, wohl als sein Abschiedswort zu betrachten ist. Im Maihefte des „Morgenblatts für gebildete Stände“ (Jahrgang 1811) macht nämlich Morgenstern, Professor in Dorpat, (gestorben daselbst als russischer Staatsrath 15. Sept. 1852) die Mittheilung, dass in Kant's Nachlasse sich mehre Briefe Garve's vorgefunden hätten, aus verschiedenen Jahren, darunter der hier folgende ohne Datum, den Morgenstern aber, dem Inhalte nach, mit vollem Rechte in den Herbst 1798 setzt. Ueber die Zersplitterung der von Kant nachgelassenen Papiere hat Schubert (im Bd. XI Abtheilung I S. 218) berichtet, und sich dabei auch auf einen Brief Morgenstern's vom 22. Febr. 1838 berufen. Letzterer mochte wohl seine 27 Jahr früher an das Stuttgarter Journal gemachte Mittheilung damals längst vergessen haben. Der Garve'sche Brief schien mir aber, seines Inhalts wegen vollkommen würdig, dem Untergange entrissen zu werden. A. K.

Theuerster Freund!

Ich habe Alles, was sich auf die Schrift, welche ich Ihnen widme und mit diesem Briefe überschicke, bezieht, und das, was meine Gesinnungen gegen Sie betrifft, in der Zueignungsschrift selbst so vollständig gesagt, dass ich hier nichts hinzuzusetzen habe. Ich werde Sie immer als einen unsrer größten Denker, und der mich selbst zur Zeit als ich nur noch Lehrling und Anfänger war, als Meister der Kunst zu denken, darin übte, hochachten. Ich bin von der andern Seite überzeugt, dass Sie auch von mir, so weit man einen Mann blos aus seinen Schriften kennen lernen kann, nicht ungünstig urtheilen und selbst eine Neigung zur Freundschaft für mich fühlen.

Diese verborgene und stillschweigende Verbindung, welche schon lange unter uns vorhanden ist, gegen das Ende unsres Lebens noch fester zu knüpfen, dazu ist diese Zueignung bestimmt. Kann ich auch keinen großen oder langen Genuss mehr davon hoffen, so wird doch auch dies mich freuen, wenn ich es noch erlebe, Ihr Urtheil über diese kleine Schrift, welche die Resultate vieler meiner Meditationen zusammengedrängt ent-

hält, erfahre, und wenn ich zugleich von Ihren freundschaftlichen Gesinnungen versichert werde.

Ich wünschte zwar auch Ihr Urtheil über die neuesten Fortschritte, welche einige ihrer Schüler, besonders Fichte, glauben in der Philosophie seit der Erscheinung der Kritik gemacht zu haben, zu wissen. Aber Sie können billige Ursachen haben, warum Sie weder öffentlich noch in Privatbriefen ein entscheidendes Urtheil darüber fällen wollen. Ich selbst bin nur sehr oberflächlich davon unterrichtet; ich habe die Schwierigkeiten der Kritik überwunden, und ich bin im Ganzen dafür belohnt worden. Aber ich habe nicht das Herz noch die Kraft mich den noch weit größeren Schwierigkeiten zu unterziehen, welche mir die Lekture der Wissenschaftslehre machen würde. Jetzt macht meine täglich wachsende Krankheit mir solche überfeine Spekulationen ohnedies unmöglich. Ich würde Ihnen hier meinen Zustand schildern, der gewissermaßen eben so merkwürdig und sonderbar als kläglich ist. Aber eine genaue Beschreibung desselben würde ein weitläufiges Werk sein, wozu es mir an Kräften gebricht, und — ohne Genauigkeit, wozu kann eine solche Schilderung dienen? Ein äußerer Schaden, der vor ungefähr dreizehn Jahren sehr unschuldig scheinend, am rechten Nasenflügel, nicht weit vom Augenwinkel entstand *), — der eigentlich nicht Krebs nach allen Symptomen, aber darin vollkommen krebsartig ist, dass er sich nicht blos nach der Oberfläche, sondern in kubischem Verhältnisse erweitert, und eben so tief aushöhlt, als sich weiter ausbreitet, und der endlich darin allen Heilmitteln widerstand, zu welchen freilich der Nachbarschaft des Auges wegen keine ätzenden Mittel, vielleicht die wirksamsten in solchen Fällen, gebraucht werden konnten. Dieser Schaden hat nunmehr das ganze rechte Auge und einen Theil der rechten Wange verzehrt, hat eine eben so große Höhle in den Kopf gebohrt, und Zerstörungen einer seltenen Art angerichtet. Es scheint unmöglich, dass ein Mensch dabei leben könne, es scheint noch unmöglicher, dass er dabei denken und selbst mit einem gewissen Scharfsinn und einer Exaltation des Gemüthes denken könne: und doch ist Beides wahr!

*) Manso, der Garve's vieljähriger Hausfreund war, behauptete, dass man die Entstehung der Krankheit einer messingnen Brille, welche Grünspan angesetzt, und von der Garve sich nicht habe trennen wollen, beimessen müsse.

Dieser unwahrscheinliche aber glückliche Umstand hat mir, der ich von Schwäche und Schmerz wechselsweise geplagt und von der menschlichen Gesellschaft entfernt bin, die vorzüglichste Erleichterung und den Trost meines Lebens verschafft. Nie habe ich die Schönheit eines Verses, die Bündigkeit eines Räsonnements und die Annehmlichkeit einer Erzählung deutlicher wahrgenommen und mit mehr Vergnügen empfunden.

Aber wie klein bleibt bei Allem diesem der Ersatz für die Leiden, welche ich von Zeit zu Zeit auszustehen habe, und wie lange werde ich diesen Kampf noch kämpfen müssen! Sie haben von der Macht des Gemüthes über den Schmerz und selbst über Krankheiten in Ihrem Briefe an Hufeland geredet. Ich bin vollkommen darüber mit Ihnen einig, und weiß es aus eigener Erfahrung, dass das Denken eine Heilkraft habe, aber dieses Mittel lässt sich nicht bei Allen auf gleiche Weise anwenden. Einige, zu welchen Sie gehören, helfen ihrem Uebel dadurch ab, dass sie ihre Aufmerksamkeit davon abwenden. Ich habe dem meinigen z. B. Zahnschmerzen, dadurch am Besten abhelfen können, indem ich meine Aufmerksamkeit darauf concentrirt und an nichts als an meinen Schmerz gedacht habe. Aber solche äußere Uebel, wie das, an welchem ich jetzt leide, sind der Macht des Gemüths am Wenigsten unterworfen und, wie es scheint, ganz mechanisch und körperlich. Doch sie sind der Macht der Vorsehung und des Weltregierers unterworfen. Diese erhalte Ihnen die Gesundheit und die Kräfte, deren Sie bisher in Ihrem hohen Alter genossen haben. Er bringe mich mit erträglichen Schmerzen zum Ziele meines Lebens, da eine Befreiung von denselben unmöglich ist. Ich bin mit dem aufrichtigsten Herzen

Ihr ergebener Freund
Garve.

9. Zwei Briefe von Jung Stilling. Von August Spieß.

Es gibt gewiss wenige deutsche Schriftsteller, welche eine so ausgedehnte Correspondenz geführt haben, als Jung Stilling, und noch wenigere, bei denen dieselbe mit Hintansetzung alles persönlichen Interesses so sehr nur allgemeinen Zwecken gedient hat, als bei ihm. Der Dualismus der Thätigkeit, der sich bei Stilling schon in seiner Jugend zeigt, so dass er nothgedrungen manchmal die Nadel wieder ergreifen musste, wenn es

mit dem Unterrichten nicht mehr gehen wollte, gestaltete sich in seinen späteren Jahren zu einer neben einander laufenden zwiefachen Thätigkeit, die ihn sogar von sich sagen ließ, er habe zwei „Berufsarten“, deren jede hinreiche, das Leben eines Mannes auszufüllen. Seine Hand führte nun die Staarnadel mit großem Erfolg und gab mehr als zweitausend Menschen das Augenlicht wieder; aber auch die Lehrthätigkeit hatte sich in großartigem Maßstabe erweitert und erhöht; der von Jugend auf in Stilling lebendige Drang, für das Christenthum zu wirken, erhielt seine volle Befriedigung in litterarischer Thätigkeit, zumal nachdem er vom Kurfürsten von Baden „als religiöser Schriftsteller“ angestellt worden war. Beide „Berufsarten“ gingen jedoch vielfach Hand in Hand, besonders brachten Stilling die für die damalige Zeit außerordentlichen Reisen, welche er wegen Augenkuren nach der Schweiz, nach Bremen, Schlesien etc. unternahm, in die mannichfachsten Beziehungen zu Gesinnungs- und Glaubensgenossen, und trugen wesentlich dazu bei, seiner litterarischen Wirksamkeit auch durch den Verkehr mit den Einzelnen noch größere Ausdehnung und tiefere Bedeutung zu geben. Schon in Marburg hatte sich seine Correspondenz dermaßen gehäuft, dass er nach der Rückkehr von einer Reise nach Bremen sagt, Consultationen wegen Augenkrankheiten und Briefe religiösen Inhalts seien posttäglich in solcher Menge angekommen, dass er sie mit aller Mühe habe kaum beantworten können. Diese enorme Correspondenz, vornehmlich religiösen Inhalts, deren Postgeld zu bezahlen „die Honorarien bei weitem nicht zureichten“, mag denn allerdings ihres Gleichen suchen. Dass es übrigens Jung Stilling bei derselben nicht bloß, wie man ihm wohl nachgesagt hat, darum zu thun war, mit Fürsten und Grafen in Verbindung zu stehen, sondern dass er „für das Reich des Herrn zu wirken“ überall für seinen Beruf ansah, und bereitwillig auch Unbekannten und Niedrigen mit Rath und That beigestanden hat, davon geben uns auch die beiden Briefe Zeugniss, die wir unten mittheilen. Sie stammen aus der Zeit, wo er in Carlsruhe lebte, und sind an einen Juden zu Herborn im Nassauischen gerichtet. Dieser war aus Bingen am Rhein gebürtig, hatte unter Napoleon gedient und sich später in Herborn als Weinhändler niedergelassen. Schon frühe hatte er den Entschluss gefasst, zum Christenthum überzutreten, wenn seine alten El-

tern gestorben wären. Die Lectüre der Stilling'schen Schriften bestärkte ihn in seinem Entschlusse, und veranlasste ihn, sich persönlich an den Verfasser zu wenden. Durch die Professoren Grimm und Fuchs in Herborn wurde er an denselben empfohlen. Im Jahre 1812, in demselben Jahre, aus dem die Briefe herrühren, trat er im Pfarrhaus zu Herborn in Gegenwart dieser beiden Männer und zweier Freunde zum Christenthum über. Die Zahl der Briefe, welche er von Jung Stilling empfangen habe, gab er, wohl übertrieben, auf ungefähr dreißig an. Sie waren ihm jedoch alle bis auf die beiden folgenden abhanden gekommen. Er hatte dieselben vor Zeiten einer eifrigen Anhängerin Stillings gegeben, sie jedoch von dieser nicht wieder zurückerhalten. Auch mir ist es trotz aller Bemühungen nicht gelungen, dieselben aus den Händen der leidenschaftlichen Verehrerin zu erlangen. Unterdessen ist sie sowohl wie der rechtmäßige Besitzer der Briefe gestorben und ein nochmaliger Versuch, mir dieselben zu verschaffen, hat bis jetzt noch nicht gemacht werden können.

(Folgen die Briefe.)

Carlsruhe den 7. Januar 1812.

Mein theurer und herzlich geliebter Freund!

Ihr lieber Brief vom 3ten dieses hat mir wahre Freude gemacht; und Sie können ganz gewiss meiner Verschwiegenheit versichert seyn; darauf verlassen Sie sich vest. Dass Sie bey Ihrer jezzigen Seelenlage und bey Ihrem Vorhaben keine irrdischen Absichten haben, davon bin ich überzeugt; der Geist aus dem Ihr Brief geflossen ist versichert mir das. Seyen Sie nur ganz ruhig und folgen Sie meinem Rath: gehen Sie in Ihr Kämmerlein, schließen Sie die Thür hinter sich zu, damit Sie niemand überraschen kann. Dann fallen Sie nieder auf die Knie, oder aufs Angesicht, und bäten ungefehr folgender Gestalt: Jesus Christus! Siehe hier kommt ein verlohrenes Schaaf vom Hauß Israel, einer Deiner Brüder nach der menschlichen Natur, und sucht Trost, Rath und Hülfe bey Dir. Als meine Urväter die Söhne meines Stammvaters Jakob, in Egypten ihren verkauften und mishandelten Bruder Joseph wiederfanden, da sie in der Angst ihres Herzens vor Ihm knieten und flehten, so offenbarte er sich ihnen und sagte: ich bin Joseph euer Bruder! Ach, so sprich doch auch zu meiner tiefgebeug-

ten und Ruhe suchenden Seele: Ich bin Jesus dein Messias, dein Heyland und Erlöser; erbarme Dich über mich und über Dein armes verlasenes Judenvolk, über Dein altes Israel, das sich so sehr an Dir versündigt hat; auf diese und auf ähnliche Weise bäten Sie täglich und lesen Sie dann fleißig das Neue Testament, so wird Ihnen auch das alte Testament, Ihre Bibel, immer klärer und deutlicher werden, und Sie werden nach und nach überzeugt werden, dass der Gott Jehovah der Gott des alten Israels, kein anderer gewesen ist, als Jesus Messias selbst, der vor 1812 Jahren in Palästina Mensch wurde, um sein Volk, und die gesammte Menschheit, so viele ihrer Ihn im Glauben annehmen würden, von ihren Sünden zu erlösen und selig zu machen. Wer also Jesum Christum anbätet, der bätet den Gott Israels an, und wer den אֲדֹנָי יֱהוִֹה anbätet, der bätet Jesum Christum an, ohne dass ers weiß, und dies ist der Fall bei den Juden. Dann müssen Sie sich auch ganz an die Führung Seines heiligen Geistes übergeben und beständig im Andenken an Ihn zu bleiben suchen, und dabey innerlich in Ihrem Herzen seufzen, ohne ein Wort zu sagen: Herr Jesus erbarme Dich meiner! Wenn Sie darinnen treu bleiben, so werden Sie bald ein anderer Mensch werden und Sie werden in Ihrem Innersten eine Ruhe und einen Frieden empfinden, wovon Sie vorher keinen Begrif gehabt haben. Dies Alles aber thun Sie für sich allein, ohne nur einem Menschen das geringste davon zu sagen, und trennen Sie sich noch zur Zeit von der Judengemeine nicht, gehen Sie in ihre Synagoge, nehmen Sie aber keinen Antheil an irgend etwas, das zur Verläugnung oder zum Nachtheil Christi vorgenommen wird. Beobachten Sie noch mit andern Juden die Gebräuche und das Gesetz Mosis, und verhalten Sie sich ruhig und lasen Sie sich nicht merken; denn wenn Sie dem Herrn Christus treu bleiben, so wird Er Ihnen den rechten Zeitpunkt anzeigen, wenn Sie zur christlichen Gemeine übergehen sollen; so lang aber müssen Sie auch mit dem Heurathen warten; denn wenn Sie eine Israelitische Frau und Kinder hätten, so würde Ihnen der Uebergang schwerer, und jetzt als Jude heurathet Sie keine Christin. Ich werde Ihnen hinführo mit Rath und That beystehen; schreiben Sie mir also, so oft Sie's nöthig halten und bekümmern Sie sich um meinen Titel nicht, so wie Sie ihn geschrieben haben, so ist er ganz recht. Es wird auch gut seyn, wenn Sie des Christlichen Men-

schenfreunds biblische Erzählungen lesen, es sind 5 Heft davon heraus, und ich schreibe jezt am sechsten. Sie können sie in Franckfurth in der Joh. Christian Hermannischen Buchhandlung, sowie alle meine Schriften bekommen.

Sie sind nicht der einzige Jude der sich nach Christo sehnt, ich weiß dass viele tausend Juden heimliche Christen sind, die alle mit einander heimlich verbunden sind, und nur so lang warten, bis ihrer genug sind, um den Bann der Rabbinen nicht mehr zu fürchten. Wissen Sie auch dass viele Familien aus Polen, Litthauen und Rusland schon nach Palästina und Jerusalem ziehen? Verwichenen Sommer sind allein aus Litthauen 60 Familien dahingezogen. Sie erwarten in 8 Jahren den Messias. Er wird auch kommen, und sich ihrer erbarmen. Er sey auch mit Ihnen, lieber Bruder in Christo!

Jung Stilling.

Carlsruhe 16 März 1812.

Mein theuerster und herzlich geliebter Freund!

Im Drang meiner Geschäfte kann ich Ihnen heut nur wenige Zeilen schreiben: bringen Sie Einliegendes dem Herrn Professor Grimm, der wird thun was möglich ist, um Ihnen zu Ihrem Zweck zu verhelfen. Allein dazu ist fest erforderlich, dass Sie in der Religion Jesu gegründet werden, eilen Sie daher auch nicht gar zu sehr, und bekümmern Sie sich um das Räsonniren der Christen und Juden nicht. Ich erinnere mich nicht mehr was ich Ihnen versprochen habe, haben Sie doch die Güte, mich wieder daran zu erinnern. Ich will Ihnen von Herzen gerne zu Willen seyn, wo ich kann. Der Herr Jesus Christus schenke Ihnen seinen heiligen Geist, der Sie in alle Wahrheit führen, und Sie heiligen und seegnen wird zum ewigen Leben.

Ich grüße Sie herzlich als Ihr

wahrer Freund
Jung Stilling.

10. Jacob Grimm über den Adel in der deutschen Litteratur.

In der 52. Sitzung der Frankfurter Nationalversammlung (1. August 1848) war unter den Rednern für und wider den Adel auch Jacob Grimm. Er sprach nach den Stenographischen Berichten Nr. 53. (2. Bd. S. 1310. 1311) also:

„Auch mir leuchtet ein, dass der Adel als bevorrechteter Stand aufhören müsse, denn so hat schon der Zeitgeist seit ein paar Generationen geurtheilt, so hat er im Stillen geurtheilt, jetzt darf er ein lautes Zeugniss dafür abgeben. Der Adel ist eine Blume, die ihren Geruch verloren hat, vielleicht auch ihre Farbe. Wir wollen die Freiheit als das Höchste aufstellen, wie ist es dann möglich, dass wir ihr noch etwas Höheres hinzugeben? Also schon aus diesem Grunde, weil die Freiheit unser Mittelpunkt ist, darf nicht neben ihr noch etwas anderes Höheres bestehen. Die Freiheit war in unserer Mitte, so lange deutsche Geschichte steht, die Freiheit ist der Grund aller unserer Rechte von jeher gewesen; so schon in der ältesten Zeit. Aber neben der Freiheit hob sich eine Knechtschaft, eine Unfreiheit auf der einen und auf der anderen Seite eine Erhöhung der Freiheit selbst. In dieser Gliederung scheint mir ein Beweis gegen den Adel zu liegen. Als die härtere Unfreiheit sich in eine mildere auflöste und neben der härteren bestand, da entsprang auch eine Erhöhung der Freiheit in den Adel und des Adels in die fürstliche Würde. Nachdem diese Erhöhung der Unfreiheit aufgehört hat, muss auch die des Adels fallen. Meine Herren, ich will den Adel, ich kann ihn nicht so schwarz malen, wie Redner vor mir gethan haben; ich will vielmehr von seinem Preise ausgehen und hernach einige milde Schatten werfen. In unserer ältesten Geschichte glänzt der Adel in vielen Lichtpunkten. Wir wissen zwar oft nicht in den Geschichtschreibern zu unterscheiden, ob freie oder adelige Männer gemeint seien; es wird aber in den alten Volksrechten zwischen beiden Ständen, wenigstens bei vielen Stämmen, wenn auch nicht bei allen, unterschieden. Ich will, was Sie mir gewiss erlauben werden, weil es mir am nächsten liegt, herausheben, wie der Adel in unserer Litteratur geglänzt hat, und das ist doch ein Zeugniss für die geistige Befähigung der Völker gewesen. Im 13. Jahrhundert blühte die deutsche Poesie auf, wie nie vorher. Unter 200 oder mehr als 200 Dichtern ist die überwiegende Mehrheit dem Adel zugehörig gewesen, unser größter deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts war Wolfram von Eschenbach und nur ein anderer vermag ihm etwa das Gleichgewicht zu halten, Gottfried von Straßburg, der kein Adeliger war, sondern aus einer deutschen Stadt, die jetzt nicht mehr zu uns gehören will. Dies Ver-

hältniss der Stände blieb noch ein paar Jahrhunderte. Nachher trat ein großer Wandel ein: als mit Wiedererweckung der classischen Litteratur, mit der Erfindung der Buchdruckerei die ganze Wissenschaft neu geschaffen wurde, konnte die Befähigung des Adels nicht mehr als ausschließliche erscheinen. Die Buchdruckerei ging gerade so der Freiheit im Glauben voraus, wie heutzutage die Erfindung des Dampfes der Freiheit der Völker vorausgegangen ist. Beide sind Vorboten einer Freiheit, die nichts aufhalten konnte. Seit Erfindung der Buchdruckerei wich die Wissenschaft aus den Klöstern und Pergamenten und ging über in die gedruckten Bücher, die dem ganzen Volke zugänglich waren, und siehe da, von jetzt an war die Wissenschaft überwiegend in den Händen der sogenannten Bürgerlichen und nicht mehr der Adeligen. Der größte deutsche Mann, der unsere Glaubensfreiheit bewirkte, Luther, war aus geringem Stande, und so ist es von nun an in allen folgenden Jahrhunderten. Sie werden immer sehen, dass die Mehrzahl der erweckten großen Geister dem Bürgerstande angehörte, obgleich auch noch treffliche Männer unter dem Adel auftraten, wie vorhin schon Hutten genannt worden ist. Aus den neueren Zeiten erinnere ich an Lessing, Winkelmann, Klopstock, Göthe, Schiller, lauter Unadelige, und es war ein Raub am Bürgerthum, dass man den beiden letzten ein „von“ an ihren Namen klebte. (Bravo auf der Linken und im Centrum.) Dadurch hat man sie um kein Haar größer gemacht. Da ich doch einmal auf dieses Wörtchen „von“ zu sprechen gekommen bin, das in den letzten Jahrhunderten Manchem den Kopf verrückt hat, so sei es mir vergönnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Es ist nichts als eine Präposition*), d. h. in der

*) So spricht sich auch Tileman Dothias Wiarda über das von aus in seinem Buche „Über deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen (Berlin 1800)“ S. 146: „Jeder neue Edelmann, wenn er nicht bei Erhöhung in den Adelstand mit einem neuen oder veränderten Namen begnadiget wird, nimmt das Prädicat von an, um sich von seinen unadlichen Geschwistern und Verwandten zu unterscheiden, und die äußere Gestalt seiner bürgerlichen Herkunft bei späterer Nachkommenschaft zu vertuschen. Dass übrigens diese Partikel an sich unbedeutend ist, indem sie nach der Reichshofräthlichen Taxrolle mit 30 Gulden erworben werden kann (Hommel Rhaps. Obs. 503. n. 14), und den Adel nur scheinbar machet, durchaus aber nicht bewähret, wird nicht bestritten werden können.“ H. v F.

Grammatik ein Wort, das einen Casus regiert (Beifall). Es muss also von diesem Worte ein Casus abgehangen haben, sonst würde es sinnlos sein. Immer ist es mir erschienen, dass, was in der Sprache albern und sinnlos scheint, es auch im Leben ist. Es fordert also immer einen Besitzer oder Herrn des Guts, worauf es sich bezieht. Ein Heinrich von Kronberg, ein Heinrich von Weißenstein, das hat Sinn; aber es klingt unsinnig: ein Herr von Göthe, ein Herr von Schiller, ein Herr von Müller, denn Müller, Göthe und Schiller sind niemals Orte gewesen. (Beifall.)"

11. Friedrich Christoph Schlosser über Göthe und Schiller.

(Schlosser, Geschichte des 19. Jahrh. 7. Bd. 2. Abth. S. 58.)

„Schiller stand dem Volke und der Jugend näher, Göthe war mehr für die aristokratischen Kreise und für das classisch gebildete Publicum. Schiller war und blieb in seinen Gedichten feierlich und gemüthlich, Göthe war unter Frankfurter vornehmen Leuten geboren, ward Hofmann und Minister, seine Poesie ward vornehm mit ihm, er sah die Moral tief unter der Genialität, er gebrauchte gleich den Diplomaten die Welt, wozu sie ihm gut war. Er fühlte sich der Welt überlegen, wie Bonaparte, nur in anderer Weise, und jeder, der ihn antasten wollte, würde gewiss des Zoilus Schicksal haben; wir tadeln daher auch nicht, sondern deuten nur an, was unseres Berufes ist, wie Schiller, der als Genie weit unter ihm stand, dem geselligen und häuslichen Leben des gesammten Volks sehr viel mehr nutzte als Göthe. Dieser folgte ganz allein der göttlichen Inspiration, die ihn fähig machte, ohne Mühe zu schaffen; er schuf auf diese Weise eine bezaubernde Schöpfung nach der andern, immer leichter und leichter, bis er die Menschen verachtend mit ihnen sein Spiel trieb, Altes für Neues gab, ganz verschiedenartige Stücke zusammenstückelte und flickte und Kunstwerke hervorzauberte, die durch Sprache, Styl und leichte Unterhaltung entzückten, bei näherer Betrachtung jedoch Nebel und Dunst, aber keine solide Belehrung gewähren, weil sie keinen festen Körper haben, den der Verstand oder das Gedächtniss festhalten kann. Schiller ist feierlicher und obgleich er keinem System huldigt, positiver Philosophie zugewendeter als Göthe und eher geneigt, den deutschen Geschmack,

einfache Sätze pomphaft auszudrücken und den Vortrag etwas auf Stelzen zu stellen, zu befriedigen. Er kleidete das Resultat seiner Philosophie in eine poetische Form und machte gewisse Sprüche und Sätze durch den Vers behaltbar, er ward also unmittelbar Lehrer der Nation, da hingegen Göthe immer nur mittelbar lehrt."

12. Was Herr Dr. Zarncke von Andern verlangt!

Im Literar. Centralblatt 1851. Nr. 15. Sp. 244. sagt er bei Besprechung der Bibl. des litt. Vereins in Stuttgart bei Bd. XXI. Meister Altswert. Herausg. von W. Holland u. A. Keller (Stuttg. 1850).

„Die Herausgeber haben die Orthographie „gelegentlich" vereinfacht, und glauben „eine weitere und durchgreifende kritische Textbehandlung werde bei diesen Denkmalen ihnen kaum jemand zumuthen." Uns dünkt es aber eine sehr gerechte Zumuthung, dass Herausgeber nicht Texte, die oft bis zu gänzlicher Sinnlosigkeit entstellt sind, in aller Verderbniss mit Haut und Haar wiederholen."

Sp. 245. bei Bd. XXIII: Der Ring von Heinrich Wittenweiler. Herausg. von Ludw. Bechstein (Stuttg. 1851.)

„Dieses bisher unbekannte Gedicht aus dem 15. Jahrh. erinnert durch den Kreis seines Inhaltes an das ältere Gedicht von Meier Betzen Hochzeit: es ist eben so ungeschlacht im Ton, in der Sprache verwilderter, aber von größerem Umfange, viel mannigfaltiger und merkwürdig genug, dass seine Bekanntmachung Dank verdient. Noch größer würde dieser Dank sein, wenn auch hier mehr Mühe an die Verbesserung des schmählich verderbten Textes gewandt wäre. Aber alle Fehler des Schreibers, die erheblichsten Sinnstörungen und kleine Versehen in Menge, die man freilich aus dem Stegreif verbessern kann, sind getreulich wiederholt, und die Anmerkungen, welche die Vorrede nachträgt, helfen nur einem geringen Theile der Verbrechen ab."

Centralblatt 1851. Sp. 863. in der Rec. von: Reinfrît von Braunschweig. Von Karl Gödeke (Hanover 1851).

„Wem die ersten Anfangsgründe der mittelhochdeutschen Grammatik noch nicht geläufig sind, der sollte bescheidener sein und lieber alle Fehler und Ungenauigkeiten einer wenn

auch schlechten Hs. abdrucken lassen, als kritischen Gelüsten nachhängen."

13. Scherenberg und sein alter Lobebär! Mitgetheilt von Gustaf Eschmann.

Durch Herrn Scherenberg, den Poeten von Waterloo, ist unserer Sprache eine kostbare Bereicherung zu Theil geworden. In seinem Gedichte „Leuthen" (Berlin 1852) steht S. 24 zu lesen:

Der Würtemberg, der Braunschweig, der Anhalt-Dessau, der
Nie aus der Richtung konnte, wie sein alter Lobebär ff.

Auf diese Stelle und ihr wahrscheinliches Verhältniss zur ersten Strophe des Nibelungenliedes machte schon ein Recensent im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" aufmerksam; ich führe eine ähnliche desselben Verfassers an, die das Kunstblatt (1854. Nr. 28 „Ein Album") ohne irgend welchen Anstoß zu nehmen unbefangen abdruckt.

Ausgriff der Rath zunächst in alle Weiten,
Das alte Schicksal aller Rathesherrn,
Verstieg sich in die rauhen Reckenzeiten
Und derben Späße dieser Lobebär'n.
„Die sind zu grob!" brummt Solms, selbst bärenbeißig . . . .

Das letzte Wort erhebt zur Gewissheit, dass Herr Sch. im mhd. Adjectiv lobebære (Müller Mittelhochd. Wörterbuch 1, 1020) unser nhd. Bär erkennt. Abgesehen von dem überaus Lächerlichen einer solchen Sprachschnitzerei — welche Vorstellung von unserem Epos, dem zur Charakteristik seines edelsten Helden (denn jene bekannte Stelle, deren sich vermuthlich Hr. Sch. erinnert, hat doch wol zunächst und vor Allen Siegfried im Auge!) kein besserer Vergleich als mit dem ungefügsten aller Vierfüßler zu Gebote stünde!

Wenn Scherenberg auch zu loben wär,
Nie wäre zu loben sein Lobebär.

14. Der Bischof von Leitmeritz und die deutsche Litteratur.

In einem Rundschreiben des Bischofs von Leitmeritz zu Anfange dieses Jahres heißt es unter anderm: „Es lässt sich von

einer weisen Regierung sicher erwarten, dass das Princip der Christianisierung an den katholischen Gymnasien Oesterreichs auch in den deutschen Lehrbüchern gebührende Geltung erhalten werde, und dass aus dem reichen Schatze der vorzüglichsten katholischen Schriftsteller auch reichhaltige Proben vorzugsweise werden geboten werden; es lässt sich erwarten, dass auch die ergreifenden, erhabenen, wunderbaren Kirchenhymnen einen vorzüglichen Platz in dergleichen Sammlungen finden. — Was von den Dichtern gilt, gilt auch von den Prosaikern. Mit den vortrefflichen katholischen Geschichtsschreibern, z. B. Stolberg, Jarke, Phillips etc., soll unsere katholische studierende Jugend vertraut gemacht werden, weil sie da eine echt christianisierte Geschichte nach der Wahrheit erhält. — — Man möge sich nicht täuschen! Die protestantische deutsche Litteratur hat im Allgemeinen einen kirchlich-religiösfeindlichen Character schon seit längerer Zeit angenommen. Wieland's Werke, Göthe's Romane und die meisten seiner Dramen, Lessing's Nathan u. A. werden von keinem Gymnasialschüler ohne Nachtheil gelesen werden. Bei diesem Stande der Sachen ergeben sich für die Lehrer der deutschen Litteratur die wichtigsten Pflichten. Sie müssen im Allgemeinen die ganze Litteratur mit katholischem Auge und in katholischem Geiste ansehen und prüfen, müssen bezüglich jedes Schriftstellers und Werkes sich die Frage stellen: was würde die heilige Kirche hierüber urtheilen?"

Druck der Hof-Buchdruckerei in Weimar.

